Platens Tagebücher

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01359049 2

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Die Fruchtschale

II. Platens Tagebücher

Die Fruchtschale

Eine Sammlung

Zweiter Band: Platens Tagebücher

München und Leipzig
R. Piper & Co.

Nach dem Medaillon von F. Woltreck

Original im Besitz des Historischen Vereins für Mittelfranken in Ansbach

August Graf von Platen

Tagebücher

Im Auszuge herausgegeben

von

Erich Petzet

Mit Porträt, Abbildung des Grabmals und
Faksimile der letzten beiden Tagebuchseiten

102669
22/6/10

München und Leipzig
R. Piper & Co.

Gleichzeitig erschienen außerdem in unserer Sammlung:

I. **Chinesische Lyrik.** Eingeleitet und übersetzt von Hans Heilmann.

III. **Friedrich Schlegels Fragmente und Ideen.** Herausgegeben von Dr. Franz Deibel.

IV. **H. F. Amiels Tagebücher.** Deutsch von Dr. Rosa Schapire.

Im Herbst 1905 sollen folgen:

V. **Chamfort, Aphorismen und Anekdoten.** Mit einem Essay von Hermann Eßwein.

VI. **Jörg Wikram, Der Goldfaden.** 1557. Erneuert von Clemens Brentano. Herausgegeben von Paul Ernst. Mit den verkleinerten Original-Holzschnitten.

VII. **Walt Whitman, Prosaschriften.** Übersetzt und eingeleitet von Dr. O. E. Lessing.

Vorsatz und Signet von Karl Soffel.

Faksimile der letzten beiden Seiten von Platens Tagebüchern (s. S. 378 unten bis 389 unseres Textes). Das hier nur wenig verkleinerte Original befindet sich auf der Kgl. Bayr. Hof- u. Staatsbibliothek zu München

bild von Statoretto, aber keinen feinen Kopf; doch für Sicilien immer ein Bildnerfeld. Wir kamen mit über Angesichts Porta Pa, wo ich bleibt der folgende Tag, bei Füßen auf einen alten Thor, Namens d. Pasquale Bello, der eine Hübsche Sammlung sicilianischer Münzen besitzt. Da er uns jedoch alle Stück für Stück zeigen wollte, so reichten unsere Tagen nicht hin, wo ich ange-fast mich.

Der nächste Tag, der von gerade Praeto Palermo, ging ab fischer. Es sind blos 24 Meilen; aber wie ich mir es an Tag in diesem Land langweilig vorgenommen; er bleibt auch oft so Anzeig, bis man Syracus erreicht. Das Marmorwerk, das man sehr gute weiß, ist allerdings steinig und abscheulich. Doch sind man lustige Gebäude, aber kaum so Bäume anbelangt, wie sie in der kleinen Barcenschiffer, die bebaut sind. Blos an einigen Stellen sind mächtige Gebäude von Mastiq, der einen herrlichen Geruch ausbauchte, denn es war um die Mittagsstunde behaubend heiß. Sonst war auch nicht der Hoffnung Gewächse ziemlich unbeschreiblich von Pflanzen; das

kam ich mit vielen Freuden daran. Hier angelangt und da die hohen Preise des Gasthofs sehr übel gefielen, da ich einen sicheren u. bequemen Aufenthalt zu finden gehofft hatte, ging ich noch denselben Abend, gottlob ziemlich wie ich war, zu D. Mario, der mich, wie gewöhnlich, sehr liebreich empfing.

Einleitung.

Unter den großen Autobiographien der Weltliteratur nehmen die Tagebücher Platens eine ebenso hervorragende wie eigenartige Stellung ein. Aus der Stimmung des Tages erwachsen und dadurch mit dem vollen Reize der Unmittelbarkeit anziehend, sind diese Niederschriften doch nicht unvollständig und ergänzungsbedürftig, wie es sonst auch die ausführlichsten Tagebücher zu sein pflegen, sondern von dem Schreiber selbst mit einer ausreichenden Einleitung über die frühesten Lebensjahre (1796—1813) versehen und einer umsichtig kürzenden Durchsicht in den jugendlichsten Partien (1813—1816) unterzogen worden. Trotzdem aber sind es nicht wohlredigierte Memoiren, die für die breite Öffentlichkeit die interessanten Begebenheiten eines reichen Lebens festhalten oder eine innere Entwicklung durch eine nachträgliche Beichte in eine bestimmte, von dem rückblickenden Verfasser gewollte Beleuchtung rücken sollen, sondern es sind — mit Ausnahme der genannten Teile am Anfang — stets unmittelbare Äußerungen der jeweiligen Gemütsverfassung, nicht dazu abgefaßt, für

andere zu erzählen, sondern dem bedrängten Herzen die fehlende mündliche Aussprache zu ersetzen: „meine Empfindungen müssen sich hier klar stellen“ (14. Juni 1818). Wohl hat Platen an Leser seiner Tagebücher gedacht, und manches Mal sind ihm Bedenken aufgestiegen, wie ein Fremder diese Selbstbekenntnisse aufnehmen würde. Aber stets siegt dann der Gedanke, daß gerade die volle Aufrichtigkeit seinen Aufzeichnungen die Existenzberechtigung gebe. Ohne sie hätten sie nie für ihn selbst die Bedeutung gewinnen können, die sie tatsächlich in seinem Leben besessen haben, als die beste, ja die einzig mögliche Lösung aus tiefster Wirrnis des Herzens. Immer wieder hat er überzeugt und bestimmt die wahrhafte Aussprache des eigenen Wesens als wahre Selbstbefreiung empfunden und bekannt, darin aber auch der Welt gegenüber die echte Weihe des Dichters erblickt. Und wie er in diesem Sinne stolz aussprechen durfte:

Noch bin ich nicht so bleich, daß ich der Schminke brauchte;
Es kenne mich die Welt, auf daß sie mir verzeihe!

— so hat er frühe schon erkannt, daß die unbedingte Aufrichtigkeit seiner Tagebücher auch ihnen über seine Person hinaus eine weitreichende Bedeutung geben mußte. Schon am 6. Juni 1816 schrieb er: „wenn je etwas Ersprießliches aus meiner Feder floß oder fließen wird, so sind's diese Diarien, die immer einen

gewissen Wert behalten, wenn sie auch von dem unbedeutendsten Menschen handeln, da sie aufrichtig sind und seine allmähliche Entwicklung deutlich entfalten. Vielleicht ist keines Menschen Leben ganz uninteressant, wenn er es selbst beschreibt. Ein Leben voll Torheiten, wie das meine, ist überdies lehrreicher als jedes andere. Es ist eine beständige Warnung vor Selbstbetrug und Betrug in anderen. Es zeigt, wie lange oft eine auf gar nichts Reelles sich gründende Neigung der Vernunft zu trotzen vermag, und in welche Abgründe sie führt. Es zeigt aber auch, daß nach und nach alles überwunden werden könne."

Nicht ein künstlerisch angelegtes, harmonisches Lebensbild also im Sinne Goethes mit weiten Ausblicken von dem einen Menschen auf Zustände und Entwicklung der Gesamtheit bietet Platen. Er selbst und einzig er selbst ist Gegenstand seiner Darstellung, und nur, wenn sie sein Gefühlsleben berührt, spricht er von der Außenwelt. Von seinem Innern aber zieht er die letzten Schleier. „Nur durch diesen letzten Grad von Aufrichtigkeit kann eine Selbstbiographie interessant werden", meint er (am 10. April 1817) und rühmt Rousseaus Confessions: „Wollte Gott, es hätten alle großen Männer statt einer Wahrheit und Dichtung eine Beichte hinterlassen wie Rousseau!" Seine eigene Beichte aber übertrifft an Wahrhaftigkeit weitaus den berühmten Franzosen und alle an-

deren Vorgänger und Nachfahren. Wohl bekennen sich Augustin und Rousseau mit voller Rücksichtslosigkeit zu Ausschweifungen und Übeltaten, an die sie mit Reue oder doch einem gewissen Rechtfertigungsbedürfnis zurückdenken; aber unwillkürliche Irrtümer, Gedächtnisfehler und Tendenz beeinflussen und färben das Bild auch gegen ihren Willen. Zacharias Werner notiert ohne jede Beschönigung in seinem Tagebuch all seine widerwärtigen Reiseerlebnisse, aber seine zynische Offenheit verrät keinen Funken Gefühl für den inneren Wert einer Handlung, die Begebenheit ist nie Erlebnis. Umgekehrt kann Platen selten von Handlungen berichten, sondern seine Erlebnisse, die Irrungen und Verfehlungen, die er zu beichten hat, nehmen durchaus in seinem Phantasieleben ihren Ursprung und manchmal auch ihren ganzen Verlauf. In seinem Innern spielt sich der Roman seines Lebens ab mit geringen äußeren Begebenheiten, immer bewegt durch luftige Träume seiner Phantasie, dabei an leidenschaftlichem Gefühls-Überschwang „Werthers Leiden" vergleichbar. Zu voller innerer Freiheit ist Platen nie gelangt, sondern stets muß er sich Zwang antun, um nicht der Phantasie die Herrschaft über sein Leben einzuräumen, und so geht ihm auch die Möglichkeit des unbefangenen poetischen Gestaltens aus dem Vollen, aus Natur und Leben, verloren; je besser wir den großen Lyriker verstehen und würdigen lernen, um so mehr erkennen

wir auch, warum die erträumten und versprochenen epischen und dramatischen Großtaten ausbleiben mußten. Er war ein echter Dichter von Geburt und ein großer Mensch von adeliger Gesinnung; aber ein schweres Verhängnis lastete auf ihm und nur spät und leise stumpfte sich die Schmerzempfindlichkeit gegen diesen ewigen Druck ab. Ein Lebenslauf, der nie zum Glücke führen konnte, fand ein frühes Ende, gerade als sich nach langem Ringen ein innerer Friede, eine gefaßte Selbstberuhigung anbahnte. Das hat auch Karl Pfeufer in seinem Vorwort zu dem Engelhardtschen Auszuge aus den Tagebüchern (1860) mit den Worten angedeutet: „Wer jahrelang ein Tagebuch, nicht etwa bloß der äußeren Begebenheiten, sondern des eigenen Herzens führt, wer jede Kränkung, jeden Schmerz, jede Täuschung, jeden wirklichen oder eingebildeten Fehler mit der gewissenhaften Treue eines Chronisten einregistriert: der zeigt eben hierdurch, daß ihm der heitere, unbefangene Genuß des Daseins versagt ist. In diesem Sinne tröstet die Wahrnehmung, daß mit der zunehmenden Reife des Dichters die Aufzeichnungen immer sparsamer werden, und in den späteren Abschnitten nur selten von dem Äußeren, Tatsächlichen ab in jene unseligen inneren Vertiefungen zurückkehren.“

Trotz dieser richtigen Erkenntnis des Kernpunktes von Platens ganzem Seelenleben haben die ersten Herausgeber der Tagebücher es nicht gewagt, jene

unseligen Abgründe zu enthüllen, wie der Dichter selbst sie in inneren Qualen geschildert hat; nur das kahle Tatsachenmaterial und die überreichen Lesefrüchte boten sie dar, dabei überarbeitet und in eine Form gebracht, die oft alles charakteristische eingebüßt hat. Und so hat ihre Publikation, nüchtern und trocken, wie sie ist, während doch ein übermächtiger Strom des Gefühls die Niederschriften des Dichters durchflutet, nicht nur keinen Fortschritt in der Erkenntnis Platens herbeizuführen vermocht, sondern direkt irreführend gewirkt. Erst die Erschließung der ungekürzten Tagebücher durch Georg von Laubmann und Ludwig von Scheffler hat über das Verhängnis, die Geschichte und den Charakter Platens volle Klarheit verbreitet. Hier wurde auch sofort von Scheffler in seinen feinfühligen einleitenden Bemerkungen der Gesichtspunkt aufgestellt, der allein die eigenartige Bedeutung der Tagebücher erkennen läßt, und der auch unserer vorliegenden Auswahl die Richtlinien geben mußte: in erster Linie sind die Tagebücher eine Geschichte von Platens Seelenleben, eine „Geschichte seiner Neigungen“.

Es hat wohl nie an verständnisvollen Kennern gefehlt, die in Platen mehr erblickten als den Meister und Lehrmeister strenger künstlerischer und künstlicher Formen. Eine Charakteristik Platens, wie sie Paul Heyse in seinem „Buche der Freundschaft“ gegeben hat, wiewohl sie dort nur einem bestimmten Zwecke

im Rahmen des Kunstwerkes dient, kann auch heute nicht leicht mit so wenigen Worten treffender gezeichnet werden. Dort schildert der Erzähler in seiner Novelle „David und Jonathan“ einen schwerfälligen Sonderling von tiefem Gemüt und praktischer Tüchtigkeit, der nur nicht versteht, mit den anderen Menschen zu leben, und in seiner Einsamkeit Trost und Erhebung findet in den Bildern der mächtigsten Bauwerke, vornehmlich des Altertums, und in der Poesie. „Besonders war Platen sein Mann. Der feste, architektonisch gegliederte Strophenbau dieser Oden und Hymnen kam ihm als das Erhabenste vor, was ein dichtender Künstler je geschaffen. Zu gleicher Zeit sprach ihn aus diesen strenggemeißelten Formen ein Geist der Einsamkeit und des Weltverzichts an, dem er sich verwandt fühlte, während der Unterstrom eines leidenschaftlichen Bedürfnisses, den die meisten überhören, eine tiefe Mitempfindung in ihm weckte.“

Dieser oft überhörte Unterstrom eines leidenschaftlichen Bedürfnisses — in den Tagebüchern tritt er übermächtig, alles mit fortreißend, zutage und ergießt sich mit erschütternder Gewalt, die das Wort Schefflers rechtfertigt, daß hier „der wahre Schlüssel zum Verständnis des bisher für das große Publikum ‚kalten‘, in der Tat aber leidenschaftlichsten deutschen Dichters“ dem Leser in die Hand gegeben ist.

Seit Heines Angriff auf Platen in den „Bädern

von Lucca", der immer — mag man noch so sehr die berechtigte Empfindlichkeit gegenüber vorangegangenen Ausfällen Platens und mangelnde Kenntnis der wirklichen Persönlichkeit als Entschuldigung in Betracht ziehen — wegen seiner Niedrigkeit und Freude am Schmutz ein Schandfleck in Heines Schriften bleiben wird, seit jenem Angriff herrschte Unsicherheit in der Beurteilung von Platens Charakter, die durch die so lange von seinen Freunden geübte Verschleierung nur immer neue Nahrung erhalten konnte. Erst durch die Tagebücher sehen wir klar, daß die vielverlästerte homosexuelle Veranlagung Platens Tatsache war; sie beweisen aber auch unwiderleglich, daß er von perverser Verdorbenheit, die man ihm vorwarf, freigewesen und in der Schicksalstragödie seines Lebens sich selbst verzehrend ethisch doch Sieger geblieben ist. Wohl ist es also richtig, wenn Viktor Michels es als peinlich bezeichnet, daß uns hier eine Krankengeschichte in all ihren Leiden vorgelegt wird. Aber drei gewichtige Punkte sind es, die diese Krankengeschichte zur wahren Tragödie erheben: die sittliche Größe, mit der bis ans Ende der Kampf mit dem unentrinnbaren Verhängnis durchgefochten wird; die oft geradezu hinreißende Gewalt der lyrischen Aussprache eines wahren Dichters, dem ein Gott gab zu sagen, was er leide; und endlich der innige Zusammenhang zwischen Leiden und Schaffen, der sich hier offenbart und das bleibende Lebenswerk, den

späten — freilich nicht in dem von ihm geträumten grandiosen Maße errungenen — Ruhm Platens mit als das Resultat dieses tragischen Schicksals erscheinen läßt.

Ein tragischer Held ist nicht immer durch sympathische Anmut ausgezeichnet. Auch in der Beleuchtung seiner Tagebücher wird Platen niemandem liebenswürdiger erscheinen, da er nichts beschönigt und sich selbst am bittersten beurteilt. Aber wir erhalten die volle Erklärung für all die Absonderlichkeiten und Widersprüche in seinem Wesen und Auftreten, die, seinen Zeitgenossen und selbst Freunden unbegreiflich und abstoßend, den Umgang mit ihm ganz außerordentlich erschweren mußten. Welch schöner Beweis aber für die Macht seiner Persönlichkeit ist der große Kreis geistig hervorragender Freunde, den wir mit ihm in dauernder oder vorübergehender Verbindung sehen, der sich nicht durch die herbe Schroffheit seines Wesens abschrecken ließ!*) Freilich auch welch trauriger Beweis der

*) Wir heben wir nur einige hervor: Unter seinen Jugendfreunden befanden sich in München Lüder, der spätere Kriegsminister, Xylander, der spätere Bundestagsgesandte, Schnizlein, der General wurde, Schlichtegroll, der als Reichsarchivrat starb; in Würzburg Schmidtlein, später Universitätsprofessor in München und Erlangen, und Döllinger, der große Theolog, nach Platens Erlanger Freunde Liebig, dem großen Chemiker, Präsident der Münchener Akademie der Wissenschaften. Noch reicher war, auch von Schelling und dem Naturphilosophen Gotthilf Heinrich Schubert abgesehen, der Erlanger Kreis Platens, aus

Übermacht der Phantasie in seinem Gemütsleben, wenn er wiederholt seine glühende Neigung Personen zuwendet, deren Unwert sich ebenso wie in ihrem Verhalten Platen gegenüber auch später in der Geringfügigkeit ihres gesamten Lebenswerkes erwiesen hat! Und er durfte doch, ja er mußte auch an andere hochgespannte Anforderungen stellen, weil er an sich selbst die größten stellte. Er hat, auch als er sich längst darüber klar geworden war, daß seine Liebesleidenschaften die Folge einer unbesiegbaren Naturanlage und nicht abhängig von seinem freien Willen waren, doch nie aufgehört, sie als sittliche Versuchungen zu beurteilen und zu bekämpfen, und nie die seltsame Laune der Natur ihrer Grausamkeit zu entkleiden gesucht, indem er sie zu seinem Willen hätte machen mögen. So erhebt er das pathologische Verhängnis seines

---

dem führende Geister auf juristischem, staatswissenschaftlichem und parlamentarischem Gebiete wie Puchta, Stahl, Hermann und Rotenhan, ein Mediziner wie Pfenfer, Philologen wie Döderlein und Elsperger hervorgingen. Auch dem Vorgänger von Liebig und Döllinger im Präsidium der Akademie Friedrich Thiersch begegnen wir in den Tagebüchern, ebenso wie Goethe, Jean Paul, Rückert, Voß, Gustav Schwab, Kopisch, Waiblinger, dem Historiker Leopold Ranke, dem Kunsthistoriker v. Rumohr, dem preußischen Gesandten Bunsen, dem Musiker Hofkapellmeister Stuntz, dem Bildhauer Bandel, der später das Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde schuf, und vielen anderen. Neben den anerkannten Größen seiner Zeit sehen wir also nicht minder vielverheißende jüngere Talente von Platen geschätzt und aufgesucht, deren Name damals noch unbekannt war, doch heute unvergessen ist.

Lebens in das Gebiet der Sittlichkeit, büßt aber freilich damit nicht nur jedes unbefangene Lebensglück, sondern auch die gesellige Liebenswürdigkeit ein, die vor anderen Menschen wohlgefällig macht. Steht er aber nicht gerade dadurch unendlich viel höher, als jener Modedichter der jüngsten Vergangenheit, der, mit derselben Naturanlage behaftet, ein Liebling der Salons und ein vielbewunderter Ästhet wurde, um schließlich nicht an inneren Kämpfen, sondern im äußeren Konflikt mit den englischen Strafgesetzen ein mehr jammervolles als tragisches Ende zu finden? Platen hat es nicht verstanden, wie Oskar Wilde, sich das Leben zu verschönen und es ästhetisch zu genießen; er hat nicht mit dem Faulen und Ungesunden raffiniert ein künstlich künstlerisches Spiel zu treiben vermocht. Schwerflüssig und ernst ist sein Wesen, unverrückbar der sittliche Idealismus seiner Lebensanschauug in allen Phasen ihrer Entwicklung, und enge damit verbunden die Strenge seiner Kunstanschauung, der die reine Durchbildung und Meisterung der Form als ebenso unweigerliches Gebot erscheint, wie die sittliche Selbstüberwindung und Selbstzucht als Lebensaufgabe. Das ist oft nicht verstanden worden, weil man die Formvollendung seiner Dichtung nicht mit einer leidenschaftlichen Anteilnahme des Dichters an ihrem Gehalt zusammenzureimen wußte. Die Tagebücher aber zeigen, wie wahrhaft er in seinen Dichtungen wiederholt sein Dichtermartyrium

charakterisiert hat, und daß er ohne Pose sagen konnte:

Es sei gesegnet, wer die Welt verachtet,
Denn falscher ist sie, als es Worte malen:
Sie sammelt grausam unsern Schmerz in Schalen
Und reicht zum Trunk sie, wenn wir halb verschmachtet.

Mir, den als Werkzeug immer sie betrachtet,
Mir preßt Gesang sie aus mit tausend Qualen,
Läßt ihn vielleicht durch ferne Zeiten strahlen,
Ich aber werd' als Opfertier geschlachtet.

O ihr, die ihr beneidetet mein Leben,
Und meinen glücklichen Beruf erhobet,
Wie könnt in Irrtum ihr so lange schweben?

Hätt' ich nicht jedes Gift der Welt erprobet,
Nie hätt' ich ganz dem Himmel mich ergeben,
Und nie vollendet, was ihr liebt und lobet.

Der Schönheitskult, dem Platen sich ergab, entsprang also dem tiefsten inneren Bedürfnis, und nie wird, wer den Dichter richtig verstehen will, den Menschen vom Künstler ganz scheiden können, wie es wohl versucht worden ist. Freilich müssen wir daher auch manche Unzulänglichkeit des Menschen in seiner Dichtung mit hinnehmen, und dürfen uns nicht verwundern, daß er so oft seine Poesie, die ihm das

Veste, der schönste Ertrag seines Lebens war, auch der Welt gegenüber mit hochgesteigertem Selbstgefühl rühmte und pries. So können auch seine polemischen Ausbrüche, die ihm so viele Feinde erweckten, nicht aus dem Bilde seiner ganzen Persönlichkeit hinweggedacht werden, und sie verlieren an ihrer oft verletzenden Schärfe, wenn man die Verhältnisse bedenkt, aus denen sie erwuchsen. Denn er war eben doch wirklich fast allen seinen literarischen Gegnern an künstlerischem Ernst, an Geschmack und Bildung weit überlegen, und kein tiefer Blickender wird verkennen, daß auch sein viel beredeter „Haß" gegen Deutschland nichts war als erkrankte Liebe. Eine Parallele dazu aus der neuesten Zeit scheint auf den ersten Blick vielleicht befremdend, liegt aber in der Tat nahe genug: auch Henrik Ibsen hat sein Größtes nicht in seinem Vaterlande gedichtet; voll leidenschaftlicher Liebe zu Skandinavien, voll tiefen Grolles gegen unerträgliche heimische Verhältnisse zog er in die Fremde, sich dort in Freiheit seinem inneren Drange gemäß zu entwickeln, und erst spät ist er versöhnt in die Heimat zurückgekehrt — Platen war ein volles Ausleben bis zu hohem Alter nicht beschieden, und vorzeitig beschloß er sein Leben im fernen Süden, wie Otto III., fern dem nordischen Vaterlande, wie Ulrich Kernell, und die ergreifenden Gedichte, die er diesen beiden gewidmet, muten uns jetzt an wie Vorahnung seines eigenen Schicksals.

Auch im einzelnen bringen die Tagebücher gar vieles zur Erklärung von Platens Dichtungen bei. Sie geben neben der Geschichte seines Seelenlebens auch die seiner geistigen Entwicklung, seiner umfassenden Studien und seiner ungeheuren Lektüre. Sie erklären wie die Befangenheit, so auch die ungewöhnliche Weite seines Gesichtskreises. Nicht alles dies konnte in der vorliegenden Auswahl berücksichtigt werden, und so muß, wer der Entstehungsgeschichte der Gedichte Platens im einzelnen nachgehen will, ebenso wie derjenige, welcher nähere Nachweise über die verschiedenen Persönlichkeiten wünscht, denen Platen begegnet, immer wieder auf die große Gesamtausgabe von G. von Laubmann und L. von Scheffler (2 Bände, Stuttgart. Cotta. 1896/1900) verwiesen werden, die für die Forschung in keiner anderen Weise ersetzt werden kann. Als unsere Aufgabe haben wir es hier betrachtet, in knappem Rahmen ein möglichst vollständiges Lebensbild des Dichters mit seinen eigenen Worten zu geben, das sein Inneres klar entfaltet und seine Persönlichkeit so darstellt, wie es zum Verständnis seiner menschlichen und dichterischen Eigenart erforderlich ist. Darum mußte der psychologische Gesichtspunkt (wie bei unserer früheren Analyse der Tagebücher im „Euphorion" VII, 589—629) vorangestellt werden. Es wurde aber auch eine stetige Kontinuität und Deutlichkeit der äußeren Vorgänge, sowie klare Hervorhebung wich-

tiger Persönlichkeiten und der Epochen seiner geistigen Entwicklung angestrebt. Endlich war unser Augenmerk darauf gerichtet eine gerundete Geschlossenheit des Lebensbildes zu erreichen, die einigermaßen der Vollständigkeit von Platens Diarien entspräche. Trotzdem wurde nirgends im Interesse der Kürzung oder der Hervorhebung der Wortlaut des Autobiographen geändert;*) wäre damit doch, wie Engelhardts Vorgang bewiesen hat, ein wesentlicher Reiz dieses eigenartigen Werkes verloren gegangen, und lieber haben wir daher manche Kleinigkeit, ja auch einzelne äußere Vorgänge in verhältnismäßig größerer Ausführlichkeit berichten lassen, als daß wir den Text verfälscht hätten, in der Überzeugung, daß auch aus solchen Partien manch charakteristisches Licht auf Platen fällt. Und so möchte dies Lebensbild des unglücklichen und doch großen Dichters ein Scherflein dazu beitragen, daß wenigstens die Nachwelt Platen in seinem wahren Wesen und Wert erkenne und ihm die ersehnte Gerechtigkeit widerfahren lasse. Mit neuer Eindringlichkeit werden dann die schönen

*) Unser Text beruht auf einer neuen sorgfältigen Vergleichung der Handschriften, die manche Berichtigungen ergab. Auch hierbei wie bei meinen übrigen Arbeiten zur Ausnützung von Platens handschriftlichem Nachlaß stand mir die Zustimmung und das fördernde Interesse des Direktors der k. b. Hof- und Staatsbibliothek, Herrn Geheimrats Dr. G. von Laubmann, zur Seite, wofür ich ihm auch an dieser Stelle meinen ergebensten Dank aussprechen möchte.

Verse zum Verständnis und zum Herzen sprechen, mit denen Gottfried Keller im „Apotheker von Chamounix“ die Erscheinung Platens in der Schattenwelt einführt:

„Tönend hub er an zu singen:

Lorbeer wächst auf meinem Grabe,
Und das Grab liegt an dem Meere,
Das da blaut so tief und himmlisch
Und wie Gottes Seele leuchtet!

Ehr- und Freiheitsliebe trank ich
Aus demselben klaren Brunnen;
Und mein Herz vertrug nicht beides:
Sänger und ein Hund zu sein!

Manch ein rein und silberklingend
Lied gelang mir in den Tagen,
Und ich walle leicht und glänzend
Jenes deutsche Volk entlang!“

München. Erich Petzet.

Platens Grabmal in Syrakus

Nach einer Photographie

Ich bin am 24. Oktober 1796 geboren, und zwar zu Ansbach in Franken, das damals noch unter preußischer Regierung stand.

Meine erste Erziehung war in den Händen einer frommen und sanften Mutter, der zweiten Frau meines Vaters, welcher von seiner ersten geschieden war, von der er sechs Kinder hatte, worunter fünf Töchter. Sie wurden meist verheiratet, während ich heranwuchs, und ich kannte sie kaum, lernte sie auch später nicht kennen, da ich das elterliche Haus frühe verließ.

Was ich noch von meiner frühsten Erziehung weiß, ist, daß ich zum mindesten in physischer Hinsicht keineswegs verzärtelt wurde und man mich lehrte, zu meinen Eltern du zu sagen und immer freimütig und offen gegen sie zu sein. Daß ich von Adel, aus einem alten Hause sei u. dgl., sagte man mir niemals.

Mein Vater war öfters genötigt, kleine Reisen zu machen, um die Forsten zu besichtigen, über die er gesetzt war; ich blieb

dann mit meiner Mutter allein. Sie las mir viel vor und suchte mir frühe Geschmack für Lektüre einzuflößen, den ich auch fand, obgleich es mir sonst nicht an Spielsachen fehlte. Lesen und Schreiben lernte ich ziemlich frühe. Das erste, was ich selbst las, war der „Kinderfreund“ von Weiße, aus dem ich mir besonders die kleinen Komödien heraussuchte, da ich nichts so sehr liebte, als das Theater. So oft ich nur durfte, ging ich ins Schauspiel, sobald eine Truppe in Ansbach war. Ich selbst spielte fast nichts als Komödie mit meinen Kameraden. Meine ersten Arbeiten und alles, was ich als Kind schrieb, war dramatisch.

Meine Landsleute waren (1806) unter bayrische Herrschaft gekommen. Sie hatten in demselben Jahre noch den Kummer, die preußische Monarchie Schlag auf Schlag in unendliches Unglück gestürzt zu sehen. In einem der Sommermonate kam der bayrische General Werneck nach Ansbach. Er war Chef der Kadettenschule zu München, und als Jugendbekannter meines Vaters schlug er demselben vor, mich in jenes Institut zu schicken. Den 18. September reiste ich mit

meiner Mutter von Ansbach ab, über Weissenburg, Eichstätt, Ingolstadt nach München.

Im Anfange gefiel es mir ganz und gar nicht in meiner neuen Lage. Der Abschied von meiner Mutter hielt sehr schwer, und das Leben im väterlichen Hause war mir noch zu sehr im Gedächtnis. Besonders hart fielen mir die steife Kleidung und schwere Kopfbedeckung. Bald aber trugen der Reiz der Neuheit, die vielen jungen Leute, die ich traf, die allmähliche Gewohnheit der schlechten Nahrung, der Besuch des Schauspielhauses, der uns von Zeit zu Zeit gestattet war, die wenige Zeit, die man uns übrig ließ, über unsere Lage nachzudenken und Vergleichungen anzustellen; bald, sage ich, trug dies alles bei, mich zu beruhigen und ganz zufrieden zu stellen.

Ich lebte nicht viel besser, als eine Pflanze. Meine Schriftstellerei wurde gänzlich vergessen, weil mich niemand aufmunterte und ich keine übrige Zeit hatte. Wir waren mit zu vielen Gegenständen überhäuft, als daß von jedem etwas Bedeutendes hätte hängen bleiben können. Man machte mich in vielen Dingen rückwärts gehen, und ich verlernte mehr, als ich lernte, da ich schon zu

wissen glaubte, was man mich zu Hause gelehrt hatte, und nun Altes und Neues vergaß. Ich wußte vorher ziemlich viel für mein Alter, nun aber war ich ein ganz gewöhnliches Kind. Meine Wißbegierde hörte gänzlich auf, weil ich meinte, daß man uns ohnehin alles mögliche einpfropfte und es gar nicht mehr von mir abhänge, viel oder wenig zu lernen. So ging viele Zeit fast ganz ungenützt vorüber, da der Wille und Fleiß fehlte.

Um Soldaten nach der jetzigen Ansicht zu bilden, nämlich Sklaven, die sich alle Tyrannei gefallen lassen, in der Hoffnung, selbst einmal zu tyrannisieren, war unsere Einrichtung angemessen. Der Befehl war die Tugend, der wir nachstrebten. Es gab weder Recht noch Unrecht, nur Gehorsam und Widersetzlichkeit. Durch die Ausbildung der Vernunft und Urteilskraft Liebe zum Guten und Haß gegen das Böse in die jungen Herzen zu flößen, war unnötig; man ging den kürzern Weg. Der Grund und die Ersprießlichkeit einer gegebenen Ordre wurden uns niemals angedeutet; es reichte hin, daß wir gehorchten. Man hielt es für überflüssig, uns Vertrauen gegen diejenigen beizubringen, die uns Be-

fehle gaben. Alles Nachdenken suchte man zu hintertreiben, indem man uns keine Zeit ließ. Auf schöne Gefühle suchte man ein lächerliches Licht zu werfen, überhaupt auf alles Große und Rührende. Den Nutzen sollten wir als das Höchste erkennen. Um mit Goethe zu reden, alles, was phantastisch hervortrat, ward für lächerlich und verwerflich geachtet. Als man gehört hatte, daß ich Verse machte, wurde es mir unaufhörlich und bei jeder Gelegenheit vorgeworfen, als wenn es ein Verbrechen wäre. Man wollte keine Auszeichnung durch sich selbst dulden; sie mußte von den Oberen herstammen, um geehrt zu werden.

Im Jahre 1807 besuchte ich meine Eltern nicht, sondern machte mit anderen Kadetten und mehreren Vorgesetzten eine Fußreise nach Tirol bis Innsbruck.

Von den übrigen Jahren, die ich im Kadettenkorps zubrachte, war ich den Septembermonat über zu Ansbach. Aber ich gefiel mir dort so gut, die Gesellschaft meiner Eltern erschien mir im Vergleich mit jener der fremden, kalten Menschen so wohltätig, die Unabhängigkeit und der Mangel an Sklavenzwang wirkten

so fühlbar auf mich; ich gewann die Bequemlichkeit im elterlichen Hause so lieb, daß ich mit dem äußersten Widerwillen in meinen Käfig zurückkehrte, der mir für immer verhaßt blieb. Meine Eltern konnten dem kindischen Verlangen, mich sogleich aus dem Institut zurückzurufen, kein Gehör geben; doch später bewirkte diese dauernde Unzufriedenheit, daß man mir den Platz eines Pagen zu verschaffen suchte.

Nichts machte unseren Zustand erträglicher, als die Menge von Kameraden, die wir hatten, und unter denen wohl jeder eine gleichgestimmte Seele ausfinden konnte. Die Freundschaft war unsere Göttin. In jenem finstern Hause, das unsre Jugend einschloß, wurden manche heitere und für ein ganzes Leben dauernde Bande geknüpft. Auch ich gehörte einem Zirkel von Freunden an, die Gemütseigenschaften und Neigungen mit mir gemein hatten (: Friedrich Schnizlein, Ludwig von Lüder, Max von Gruber, Gustav Jacobs, Fritz und Joseph Graf Fugger, Joseph Xylander, Adalbert Liebeskind).

Da die Manie zu schreiben nicht ohne merklichen Einfluß auf mein Leben blieb, noch

bleiben wird, so mag es wohl nicht am unrechten Orte sein, meinen damaligen Versuchen und Arbeiten einen besonderen Abschnitt zu widmen. Wenn durch lange Übung allein in der Poesie jemals etwas geleistet werden könnte, so würde ich einst etwas leisten können; denn ich fing früh an zu schreiben, und zwar viel zu schreiben. Ich erwähnte schon, daß es vorzüglich Jacobs gewesen sei, der mir die vergessenen Musen wieder lieb machte. Ich las mit ihm die lyrischen Gedichte Schillers, die mich wunderbar begeisterten. Ich fühlte ein neues Leben in meiner Brust. Es schien, als dehnte sich ein neues unabsehliches Land vor mir aus, das ich bebauen und befruchten sollte. So brachte ich zuerst eine Reihe von lyrischen Produkten zu Papier, von denen nur ein paar noch übrig sind. Sie wurden ganz planlos hingeworfen; von den Versmaßen hatte ich keinen Begriff, ich wechselte sie oft, ließ mir aber wenige Fehler dagegen zu Schulden kommen, da mein Gehör gut war. Ich weiß nicht, ob es Täuschung oder Wahrheit ist; aber ich finde in jenen ersten, holprichten Produktionen einen ursprünglichen Funken von poetischem Talent, den ich in meinen spätern

und gereiftern Gedichten vergebens suche. Ich habe nichts mit den Jahren gewonnen. Die Bekanntschaft mit allzuvielen Mustern hat mich verdorben. O allzuglückliche Zeit, wo ich noch unbekannt mit den Einschränkungen der Regel, noch unbekümmert, in diesen oder jenen Fehler zu fallen, diesen oder jenen Schriftsteller nachzuahmen, sorglos die ersten Früchte einer jugendlichen und durch nichts gefesselten Phantasie niederschrieb! Du warst nur von kurzer Dauer. Ich schrieb und begann damals so ziemlich alles, Novellen, Komödien, Schauspiele. Auch die komische Muse und die alten Knittelverse wurden wieder hervorgesucht.

Die Gewohnheit, aus gelesenen Schriften Auszüge zu machen und schöne Gedichte, die ich nicht gedruckt hatte, abzuschreiben, worin ich vielen Fleiß besaß, stammte von früh her. Ich hatte es von Jacobs gelernt. Dieser nahm mir einst, da wir nichts Verschlossenes hatten, meine Sammlung von einigen lyrischen Gedichten eigener Komposition und teilte sie seinen sämtlichen Bekannten und Verwandten in der Stadt mit. So waren meine Schreibereien plötzlich unter die Leute gekommen. Man machte mir viele Lobsprüche, um mich aufzu-

muntern; ein berühmter Musikus (der Abbé Vogler) den ich bei Schaden traf, bot mir sogar an, meiner Lieder eines in Musik zu setzen.

Im Jahre 1809, da die Kriege mit Österreich anfingen, wurden viele aus unserer Mitte zu Offizieren gemacht. Nie war in Bayern die Franzosenliebe und die Liebe zu deren Kaiser so hoch gestiegen als damals. Er war der allverehrte Abgott der Menge. Die siegreichen Schlachten, welche die Bayern mit den Franzosen gewannen und von denen von Zeit zu Zeit die Nachrichten einliefen, vermehrten den Enthusiasmus, der sich auch in unserem Institute verbreitete. Der Feldzug lief sehr unglücklich für die Österreicher ab; jedoch kamen sie nach München, und einige Offiziere besuchten auch das Kadettenkorps. Ich weiß nicht, sprach der alte Preuße aus mir oder war es Haß gegen die Franzosen, ich wünschte den kaiserlichen Truppen Heil und Segen und allen Welschen den Untergang, wenn auch die Bayern mit ihnen alliiert waren. Doch durfte ich diese Gedanken nur vor sehr wenigen laut werden lassen. Abneigung gegen die allgemeinen Sieger und einen Mann, der damals auf der

höchsten Zinne seiner Macht stand, würde man für Verbrechen gehalten haben.

Mehr vielleicht noch als diese politischen Zwistigkeiten bewegten uns Religionsstreite. Die Katholiken hatten bei weitem die Mehrzahl; doch waren wir um kein Haar toleranter als sie.

Im September 1810 verließ ich das Kadettenkorps, da man mir eine Pagenstelle ausgewirkt hatte. Ich war vier Jahre darin und hatte vier Klassen durchgemacht. In den Studien war ich vielleicht nicht sehr vorgerückt; ich studierte erst später aus wahrer Neigung. Am wenigsten sprachen mich die mathematischen Wissenschaften an, und ich entschuldigte mich damit, daß ich keinen Kopf dafür habe. Durch alles, was ich von der strengen und kleinlichen Disziplin des Instituts hatte leiden müssen, war mir eine entschiedene Abneigung gegen den Soldatenstand eingeflößt worden, die sich späterhin wieder verlor, je weniger ich ihn von der Nähe sah. Eh ich meine neue Bestimmung antrat, brachte ich noch zwei Monate bei meinen Eltern zu. Der Abschied von Xylander hielt ziemlich schwer, und der erste Brief, den ich ihm schrieb, mag noch

ziemlich sentimental gewesen sein. Ich war vierzehn Jahr alt, als ich Page wurde. Es war mir dabei um nichts zu tun, als nur nicht mehr in der Militärakademie zu sein und meinem Trieb zu sanfteren Studien folgen zu können.

Mein Bruder, der damals in München sich aufhielt, stellte mich meinem künftigen Vorstande vor und führte mich in die Pagerie. Die ersten Eindrücke waren nicht unvorteilhaft; nur schien mir hier gerade das gebrechen zu wollen, was mich im Kadettenkorps über alles andere tröstete — Freunde!

Die ganze Behandlungsart war weit von derjenigen verschieden, der ich mich vorher hatte unterwerfen müssen. Die Lehrer und Inspektoren betrachteten uns nicht als Sklaven und Untergebene, sondern sie begegneten uns mit Achtung und Höflichkeit. Viel mehr Reinlichkeit und Bequemlichkeit herrschte. Wir hatten bei Tische viele Gerichte, die nicht so hart und ungenießbar waren, als jene bei den Kadetten. Man wußte nichts von jener militärischen Pünktlichkeit in den kleinsten Dingen. Die Kleidung war weit und bequem, nicht eng und drückend. Man wußte nichts von Reih und Glied;

unsere Spaziergänge waren angenehm, weil sie ungezwungen waren. Die Ordnung war nicht so genau bestimmt, daß sie nicht zuweilen Ausnahmen erlitten hätte. So z. B. führte uns der Inspektor, der im Hause wohnte, öfters auch zu Stunden spazieren, die gerade nicht dazu gewidmet waren, und ließ uns oft an schönen Sommermorgen einige Lektionen im Freien, in einer Laube des Englischen Gartens nehmen. Man zählte uns nicht alles wie kleinen Kindern vor: wir hatten unsere Wäsche und Habseligkeiten selbst zu verschließen, und jeder hatte einen Schreibtisch und Kleiderschrank. Wir konnten Kleider wechseln, wenn wir wollten. Ich erwähne dies alles, weil es im Kadettenkorps nicht so war. Unsere Zimmer waren eleganter eingerichtet, und wir konnten selbst zur Verschönerung derselben beitragen. Der Dienst bei Hofe brachte manche Abwechslung in unsre Lebensart. Wir waren nicht so viele, um uns wechselseitig zu hindern, und man konnte immer ein apartes Zimmer finden, wenn man ungestört arbeiten wollte. Man ging oft ins Theater. Man konnte sich besondere Lehrer, z. B. Sprachmeister, halten. Man konnte durch vernünftige Vorstellungen

oder Bitten zu seinem Zwecke gelangen. Unsre Lektüre wurde nicht so genau untersucht, und von klassischen Werken konnte man alles lesen, da der Oberst Tausch[1]) seinen Untergebenen sogar den Schillerschen „Wallenstein" verboten hatte, weil er die Zeile: „Das Wort ist frei" für anstößig hielt. Es konnte daher nicht fehlen, daß ich den Unterschied mit meinem vorigen Aufenthaltsorte auf eine wohltätige Weise empfand.

Unsre Anzahl belief sich auf sechszehn bis zwanzig, die in solche zerfielen, welche studierten, und solche, die sich für den Militärstand bestimmt hatten. Ich gehörte anfangs zu den erstern, da ich wenig Lust zum Soldaten hatte. Die es schon weit in den Studien gebracht hatten, besuchten die höhern Klassen des Gymnasiums, die übrigen, unter denen ich war, lernten zu Hause bei den Lehrern, die übrigens auch verbunden waren, mit den Schulgehenden zu repetieren. Wir hatten viele Stunden, wie z. B. Geschichte, deutschen Stil usw., mit den Militärs gemeinschaftlich. Der Religionsunterricht war zu allgemein, als daß nicht

[1]) Vorstand des Kadettenkorps.

auch die Protestanten daran teil hätten nehmen können. Ich erhielt sogar einmal den Preis daraus. Im deutschen Stil gehörte ich auch zu den Besseren; im Griechischen machte ich anfangs gute Fortschritte und erhielt eine Prämie; aus der Geschichte und Geographie bekam ich es ebenfalls zweimal. Leider gehörte nicht viele Anstrengung dazu, und ich hätte aus allen wissenschaftlichen Gegenständen die Preise davontragen können, wenn ich mich mehr bemüht hätte. Übrigens war ich bei weitem fleißiger, als dies im Kadettenkorps der Fall war; besonders strengte ich mich im Lateinischen an und übersetzte viel. Wir lasen den Cäsar, Sallust und Ovidius, im Griechischen den Xenophon und Homer, von Speziellgeschichte studierten wir die deutsche und bayrische.

Die italienische Sprache lernte ich meist für mich, da ich mir zu Hause während der Ferien einen Sprachmeister genommen hatte; im Englischen hatte ich mit noch ein paar andern einen Lehrer, aber erst kurz vorher, eh ich die Pagerie wieder verließ. Im Zeichnen habe ich nie das Geringste geleistet; Klavier fing ich zu spielen an, gab es aber bald wieder auf.

Ich gestehe es, daß ich meinen Pagendienst ziemlich schüchtern antrat; ich glaubte immer eine Ungeschicklichkeit zu begehen; doch sah ich bald, daß es keine Hexerei sei.

Ich leugne nicht, daß der Glanz des Hofs zuweilen angenehme Eindrücke in mir zurückließ. So kleinlich manches näher untersucht sein mag, so hat doch alles äußerlich den Schein des Großen und Sorgenfreien. Er gewährt wie die Zauberspiele eines Gauklers einen erfreulichen Anblick, wenn man dem innern Maschinenwerk nicht nachspürt. Er ist eine Bühne, die von mancher hohen Königsgestalt betreten wird, und welche man nur genießen kann, wenn man nicht selbst mitspielt und nicht wahrnimmt, was hinter den Kulissen vorgeht. Alles gewinnt ein Ansehen von Wichtigkeit; nie wird das Auge durch den Anblick des Mangels, der Dürftigkeit, der Mühseligkeit beleidigt; denn alles, was diesem gleich sieht, wird von dem Monarchen entfernt. Er sieht gewöhnlich nur lächelnde Gesichter, wenn er nicht in den Spiegel sieht.

Ich liebe die Fürsten nicht und würde insonderheit jetzt wenig mehr nach Hofe taugen; doch war ich damals nicht ungern dort und

ergötzte mich an seinen bunten und lachenden Farben.

*

Dies Jahr (1813) wird besonders durch den lebenswichtigen Entschluß bezeichnet, den ich faßte, den Militärstand zu ergreifen. Er war nicht die Frucht der Überlegung, und mancherlei Gründe, die mich dazu bewogen, dichtete ich erst später hinzu. Es war damals eine allgemeine Zeit des Kriegs, während bei Zivilämtern schon wegen der Menge der Kandidaten wenig zu hoffen war. Jener Stand, wußte ich, würde mir mehr Muße geben als jeder andre; er würde mich instand setzen, die Welt zu sehen. Übrigens stand es immer noch in meiner Macht, umzusatteln . . .

In meinem Herzen hatte jenes Jahr mancherlei Stürme und Veränderungen erregt, und da ich von meinen äußern Umgebungen so detailliert gesprochen, wie dürfte ich verschweigen, was in mir vorging? Es wird mir schwer, einer seltenen Torheit zu gedenken, die mir so viel fruchtlosen Gram verursachte; aber die Aufrichtigkeit verbeut, sie zu umgehen.

Mein Herz fing an, das Bedürfnis inniger Mitgefühle zu empfinden. Ich wollte Liebe;

aber ich hatte bisher nur die Sehnsucht nach Freundschaft gefühlt. Weiber sah ich keine, als jene affektierte Klasse, die nach Hof kam. Sie konnte mich nicht anziehen. So mag es gekommen sein, daß meine erste wärmere Neigung einem Manne gehörte. Ich darf nicht hinzusetzen, daß ich von unplatonischer Liebe noch keinen Begriff hatte; auch möchte ich es fast mehr die innigste Hochachtung als eigentliche Zuneigung nennen, was ich damals empfand. Ich hätte mit Tasso ausrufen können:

„O hätt' ein tausendfaches Werkzeug mir
Ein Gott vergönnt, nie drückt' ich dann genug
Die unaussprechliche Verehrung aus".

Auf einem Hofballe am 10. Februar sah ich zuerst den jungen Grafen M. D.[1]), Bruder des **schen Gesandten an unserem Hofe. Noch begreife ich kaum, welche plötzlichen Eindrücke sein Bild in mir zurückließ. Er war nicht schön, auch nicht sehr groß, blond und sehr schmächtig. In ihm hatte ich plötzlich ein Ideal gefunden, auf das ich die edelsten Eigenschaften der menschlichen Seele übertrug.

[1]) Mercy d'Argenteau.

Je öfter ich ihn sah, desto lebhafter wurde meine Sehnsucht. Ich habe ihn nie gesprochen und nie etwas von seinem Charakter erfahren. Fast täglich glaubte ich ihn abgereist und schwebte in beständigen Sorgen:

„Res est solliciti plena timoris amor“.

Er entfernte sich aber erst, als ihn politische Verhältnisse dazu zwangen. Eine ähnliche, doch schwächere Anziehungskraft übte einige Monate später der Prinz von — —[1]) über mich aus, obgleich M. nichts weniger als vergessen war. Jener Prinz war erst neunzehn Jahre, begleitete (so!) aber eine ansehnliche militärische Charge. Er erreichte sein zwanzigstes Jahr nicht mehr. Ich sah ihn in allem nur dreimal. Ich kannte ihn nicht, aber nach seinem Tode hörte ich aus mehr als einem Munde sein überschwengliches Lob. Massenbach war der Vertraute meiner Empfindungen. Er nahm teil daran, so sehr er sich eigentlich darüber verwunderte. Ob er auch später davon reinen Mund gehalten, kann ich nicht sagen.

Nicht so fast durch sich selbst, durch ihre

---

[1]) Öttingen-Wallerstein.

Folgen ward diese Neigung bedeutend. Ich gewöhnte mich, meine Hoffnungen und Träume der Liebe an Personen meines eignen Geschlechts zu verschwenden und suchte in ihrer Freundschaft dasjenige Ziel zu erringen, das der Liebende in der Ehe sucht. Ich gewöhnte mich, die Frauen mehr zu verehren als zu lieben, die Männer mehr zu lieben als zu verehren. Ich bin schüchtern von Natur, aber am wenigsten bin ich's in ganz ungemischter Gesellschaft von Weibern, am meisten in ungemischter Männergesellschaft. Am meisten gefiel mir die Zartheit der Weiber, aber ich sah sie nicht als etwas Auswärtiges, sondern als etwas auch meinem Wesen Inwohnendes an. Ich glaubte, daß der beschränkte Geist einer Frau nicht fähig wäre, mich lange zu fesseln, und daß bei weitem der größte Teil des schönen Geschlechts durch Affektation verderbt sei. Ich glaubte, daß sich bei einem Gegenstande der Neigung meines eignen Geschlechts treue Freundschaft und reine Liebe eng vereinigen ließen, während bei Weibern die Liebe immer mit Begierde vermischt sei. Der Verfolg wird zeigen, daß M** und der Prinz von * nicht die letzten waren, die mich

mächtig anzogen. Als ich die Abreise des **schen Gesandten und seiner Familie vernahm, richtete ich meine ganze Hoffnung auf den Prinzen. Ich hatte ihn bisher nur zweimal gesehen, da er nicht in München garnisonierte.

Als mir M** alles war, bemerkte ich noch gar nicht, daß meine Neigung eine von anderen ganz verschiedene Richtung genommen hatte, und ich dachte nicht an den Unterschied der Geschlechter. Ich glaubte an gewisse sympathetische Träumereien und eine reziproke Gewalt der Liebe, war daher immer unglücklich und betrogen; denn niemals hatte der geliebte Gegenstand die entfernteste Idee von dem, was in mir vorging.

Erstes Jahresviertel von 1814.

Dies waren die letzten drei Monate, die ich im Pagenhause zubrachte. Es ist von dieser Zeit wenig mehr zu sagen, als daß ich viele Verse machte, die englische Sprache anfing zu lernen und immer die Sehnsucht nach einem Freunde fühlte. „Mir wird kein glänzendes Los zuteil werden“, heißt es hierüber einmal, „ich werde nie eine Rolle in

der Welt spielen, warum soll ich nicht zum wenigsten auf die stillen Freuden der Freundschaft Anspruch machen dürfen?" Übrigens gewann ich in diesem Zeitraume zwei entfernte Freunde wieder. Ich erhielt Briefe von Gustav Jacobs, den ich kaum mehr unter den Lebenden glaubte, und von Xylander, mit dem ich durch meine Schuld entzweit war.

In diesem Zeitraume schien sich auch die Weiberliebe in mein Herz zu schleichen. Die Tochter der Marquise von B.[1]), einer emigrierten Französin, die ich bei Hofe häufig sah, machte auf mich einen starken Eindruck. Aber vielleicht war dies bloß das Bedürfnis, zu lieben. Was die äußeren Umstände betrifft, war ich gerade nicht unglücklich, aber das Verhältnis war schon zu ungleich; die liebenswürdige Französin war mir an Jahren voran. Diese Neigung erlöschte mit der Zeit; denn wo keine rechte Hoffnung ist, ist auch keine Liebe. Würde ich ihre Bekanntschaft nicht gemacht haben, so wäre ich vielleicht heute noch in sie verliebt. Hier folgen Auszüge:

---

[1]) Euphrasie von Boisseson.

Ich bin noch immer zur Ergreifung des Militärstands entschlossen; allein viele, die mich kennen, raten mir davon ab. Die viele Muße, die Hoffnung, die Welt zu sehen, der Aufenthalt in der Hauptstadt, die mir außer vielen Vorteilen auch noch den einer großen Bibliothek darbietet, alles dies sind Dinge, die meine Neigung bestimmen, Offizier zu werden. Hierzu kommen noch die schlechten Aussichten beim Zivilstande, das mir verhaßte Leben auf Universitäten, wo man entweder sich gänzlich der ungeselligen Einsamkeit, oder dem allzu geselligen Strudel übergeben muß, die Furcht vor Provinzstädten und manches andere.

Was meine künftige Bestimmung betrifft. Ich hoffe bis gegen Monat April Offizier zu sein. Reue soll mich nie quälen. Der Stand, den ich wähle, bietet so manche Vorteile, daß sich jeder damit zufrieden stellen kann. Wenn ich auch glaubte, auf der diplomatischen oder einer andern Laufbahn eher mein Glück gemacht zu haben, so tritt doch nun die Notwendigkeit ein und heißt mich schweigen.

21. März. — Der Armeebefehl, der uns zu Leutnants macht, ist nun wirklich erschienen. Doch da wir erst für unsere Equipierung zu

sorgen haben, so wird es noch einige Zeit dauern, bis wir unsern neuen Stand in der Tat antreten können. Ich tue es mit Freuden.

Heute hatte ich zum letztenmal Tafeldienst beim König. Von was ich mich ungern trenne, fast ist es kindisch, es niederzuschreiben, ist nichts anders, als mein Galakleid, das mir so teuer ist, als weiland Werthern sein blauer Frack, in dem er Lotten zum erstenmal gesehen hatte. Auch mich knüpfen süße Erinnerungen an dies Kleid, auf welchem einen Augenblick lang M**s schöne Hand ruhte.

So war ich denn Offizier geworden. Was uns im Anfange besonders schwer fiel, war, daß wir alle Wachdienste vom gemeinen Soldaten angefangen, durchmachen mußten. Das Regiment war im Feld, es befanden sich nur fünf oder sechs meist junge Offiziere da, von denen mir keiner gefiel. Ich mischte mich wenig in ihre Gesellschaft, und besuchte kein Kaffeehaus. Professor Hennequin führte mich in der Harmonie auf, wo ich alle Zeitungen und Journale fand.

Mit meinem Quartiere war ich sehr zufrieden. Ich wohnte bei der Witwe eines Hofmusikus, Madame Schwarz. Es war die Schwester

unseres Schreiblehrers bei den Pagen, Sekretär Mailer, durch den ich auch in dies Haus gekommen war. Madame Schwarz hatte noch ihre alte Mutter, Madame Mailer, bei sich. Ich lebte sehr gut mit beiden Frauen, war oft in ihrer Gesellschaft, aß auch später mit ihnen, und sie waren für mich wie für einen Sohn besorgt.

Am 28. Mai 1814 München.

Ich komme davon her, eine interessante Bekanntschaft zu machen, die ich Liebeskind zu danken habe. Er holte mich abends sieben Uhr zu einem Spaziergange ab, nachdem er mich schon vorher unterrichtet hatte, daß er mich einem jungen Mann, Namens Herrn Issel zuführen würde, den der Großherzog von Darmstadt als einen jungen Künstler reisen läßt. Ich glaubte nichts besonderes zu finden, hatte mich aber sehr verrechnet. Welch ein Jüngling entfaltete sich mir in ihm! Welche Vielseitigkeit, welcher reine Geschmack, wie viel Kunstsinn, welche bündige Sprache! Und dann seine Liebenswürdigkeit im geselligen Umgange! Wie freundlich, wie zuvorkommend und wie ungezwungen war er gegen mich! Er ist viel

gereist, und das drückt immer der Bildung eines jungen Mannes das Siegel auf.

*

„Der Irrtum ist das Leben," sagt die Prophetin, und sie hat recht. Ich werde ihr zu einem neuen Beweise verhelfen. Das schlimmste ist, daß ich, obschon nach dreien Jahren, noch nicht radikal von dieser nova insania geheilt bin, die ich zu schildern habe. Doch hat mich ein langer Aufenthalt auf dem Lande von überspannten Ideen hinlänglich zurückgebracht, um unbefangen sprechen zu können.

Ich habe eine Zeit vor mir, in der die Neigungen meines Herzens keinen bestimmten Gegenstand mehr vor sich hatten. Meine besseren Freunde waren nicht in München; Schnizlein verließ es im Dezember 1814, da damals seine Garnison zu Nürnberg war. Ich genoß daher seinen Umgang nur kurze Zeit. Mit Lüder war ich damals noch nicht näher vereinigt. Nathan Schlichtegroll hielt sich in Göttingen auf. Mit seinem Bruder und Karl Wiebeking war ich nicht intim bekannt. Mein Verhältnis zu Issel hatte sich längst

aufgelöst. Mit Liebeskind kam ich selten zusammen. An Perglas schloß ich mich erst kurze Zeit nachher inniger an. Meine vermeinte Liebe zu Euphrasie zeigte sich als etwas schnell Verflogenes. In dieser nach Liebe heiß verlangenden Stimmung war es, als bei einem Konzert und Deklamatorium in der Harmonie, am 12. November 1814, ein junger Offizier vom *** Regimente, namens Herr von B.[1]), meine Blicke vorzüglich auf sich zog. Aus diesem Zufalle entspann sich eine lange Liebe, die selbst der Entfernung trotzte, und es konnte nicht wohl anders kommen, da ich mich jedem Eindrucke begierig hingab, und die Öde meines Herzens mit Träumen zu bevölkern strebte. Der Erwähnte ist jener Federigo, der in spätern meiner Blätter oft genannt wird. Sein Äußeres gab ich damals wie folgt an: „Er ist nicht groß, aber hübsch gewachsen; seine Gesichtszüge sind regelmäßig, sehr angenehm und enthalten etwas Stolzes, was mich besonders anzieht. Er ist blond wie der Graf von M. Seine Sprache gefällt mir, doch scheint er sehr monoton, und ich konnte nur

[1]) Friedrich von Brandenstein.

ein paar Worte aus ihm herausbringen. Ich fragte ihn, wie er mit Herrn Kürzinger (der eben deklamiert hatte) zufrieden wäre. ‚Gut‘ war seine ganze Antwort. Ich äußerte, daß das Gedicht ‚Der Pilgrim‘ von Schiller nicht ganz zur Deklamation geeignet sei, worauf er nichts erwiderte, als: ‚Doch‘. Ich habe schon früherhin ein paar Worte mit ihm gewechselt; auf einem Konzert zu Nymphenburg nämlich, als die russische Kaiserin hier war, wo er beim Souper an meiner Seite saß.“

Seltsam scheint es mir, daß ich nach dieser Stunde nie mehr Gelegenheit fand, auch nur eine Silbe mit ihm zu sprechen. Er war bis den künftigen Januar in der Harmonie abonniert. Während dieser Zeit sah ich ihn zu öftern Malen im Lesezimmer, ich saß oft neben ihm, und verließ mehrmals mit ihm zugleich das Haus, ich begegnete ihn auf der Straße, und alles dies trug bei, meinen Wahn zu verstärken und eine völlige Leidenschaft in mir festzusetzen, die aber doch immer einen milden Charakter trug, obgleich sie oft zu einer heißen Sehnsucht gesteigert wurde. Ich hatte damals noch keine Idee, daß ein strafbares Verhältnis zwischen zwei Männern existieren könne, sonst

würde mich dieser Gedanke vielleicht zurückgeschreckt haben. Einige Zeit später fand ich zwar in mehreren Schriften der Männerliebe erwähnt und schenkte diesem Gegenstande zuerst meine Aufmerksamkeit, da er mir in früheren Jahren, bei Lesung des Plutarchs gänzlich entgangen war. Aber auch jetzt ignorierte ich noch, daß sinnliche Wollust dabei im Spiele sein könnte; dies unselige Geheimnis wurde mir erst durch einige unzüchtige Bücher von Piron klar, die mir in Frankreich in die Hände fielen. Nie aber hat Begierde meine Neigung zu Federigo entweiht.

Ich fing nun an, mich sebst zu quälen. Bald wähnte ich ihn abgereist, bald sah ich ihn wieder. Jede Arbeit ekelte mich an, meine Unzufriedenheit mit meinem Stande wuchs. Meine Phantasie wollte nur eine Beschäftigung. Ich wurde mir selbst zur Last. Auch in den abonnierten Konzerten sah ich ein paarmal Federigo und stand ihm gegenüber. „Die Musik", schrieb ich damals, „hat für ein liebendes Herz, und besonders in der Lage, in der ich mich befand, so viel Anziehendes, Reizendes, Magisches, daß ich meine ganze Seele den herrlichen Tönen hingab,

und gleichsam zwischen Himmel und Erde schwebte."

Federigo kam mir nun (1815) viel seltner zu Gesicht, da er die Harmonie nicht mehr besuchte. Ich sah ihn bei großen Festen in der Jesuitenkirche, und bei Gelegenheit einiger Divertissements des Karnevals, an denen ich damals noch teilnahm, vorzüglich ihm zuliebe. Ich schäme mich fast, es niederzuschreiben. Ich hatte zugleich einen Aberglauben an gewisse Tage des Monats, die ich für besonders günstig für mich hielt, weil mir an solchen Tagen etwas Gutes begegnet war. Ich hatte mir einen eignen Kalender verfertigt, in dem ich jeden Tag, der mir bemerkenswert schien, bezeichnete, und den ich konsultierte.

Aber aus all diesen Phantasien riß mich plötzlich das Wort: „Napoleon floh von Elba!"

Gleichwohl fand die Nachricht von Bonapartes Entweichen im Anfange nur geringen Glauben; oder wenigstens dachte man, er würde in kurzer Zeit gefangen werden. Noch hoffte ich nicht, durch einen Feldzug aus meiner drückenden Lage gerissen zu werden. Auch war es im Zweifel, ob ich unter den Aus-

marschierenden sein würde. Das beständige Exerzieren, das gänzlich meine Studien hemmte, und wobei ich allzuhäufige Verweise erhielt, machte mich noch mehr mißmutig. „Das Leben", schrieb ich einmal, „ist mir tödlich geworden; freudlos zieht es mir wie eine Leichengestalt vorüber. Wie gerne würde ich die Brücke betreten, die jene Welt von dieser scheidet! Aber wie kann ich? Ich bin gesund und stark, kein Übel bedrängt meinen Körper; aber meine Seele liegt auf dem Krankenlager. Perglas ist glücklicher, er erhält sich im Gleichgewicht, er ist zufrieden. Ich bin es nicht; ich sage es niemand, aber ich bin es nicht! ‚Wo die Freude nicht,' hat mir vor einiger Zeit ein Rekrut gesagt, ‚wo die Freude nicht ist, da ist Leben hin und alles!'" Etwas später beurteilte ich mich folgendermaßen: „Ich fühle immer mehr und mehr, welch ein schwacher und kleiner Mensch ich bin. Jetzt, da sich meine Geschäfte drängen und vervielfältigen, da ich weder Zeit noch Muße mehr habe; jetzt, da ich mich völlig ermannen sollte, werde ich vollends mutlos. Ich habe kein Selbstvertrauen, kein Vertrauen auf niemand mehr. Über die größten Dinge verstehe ich mich hinaus-

zusetzen, über Kleinigkeiten nicht. Nachdenken möchte ich über mich selbst, und ich bin's nicht imstande, weinen möchte ich, und ich kann nicht, fort möchte ich, und noch ist's nicht Zeit; sterben möchte ich, und ich darf nicht." Doch wäre eine so tiefe Melancholie ohne unglückliche Liebe nicht möglich gewesen, und sie war es, die mir alles vergällte, und sich hinter jedes Ereignis versteckte, über das ich zu klagen hatte. Meine Lieblingsworte waren damals die Verse:

„O Dio, chi sà, fra tanti
Teneri ommaggi e pianti,
O Dio, chi sà, se mai
Ti soverrai di me?"

Endlich wurde der Krieg gewiß. Ich wurde unter die Ausmarschierenden gezählt und durch einen mir günstig scheinenden Zufall mit Perglas zugleich der dritten Kompanie zugeteilt. Meine Muse richtete sich an den Ereignissen des Jahrhunderts empor. Ich haßte nicht nur Bonaparten aufs äußerste, ich war sogar Ludwig XVIII. geneigt. Nun entstanden jene patriotischen Gedichte, von denen ich mehrere aufbehalten und zwei davon Perglas zum Geschenk machte.

Es geschah am 15. April 1815, daß sich unser Regiment früh morgens auf dem Maximiliansplatze versammelte, um die Hauptstadt und das Vaterland zu verlassen und der Bestimmung des entfernten Krieges zu folgen. Ein Ausmarsch ist gewiß eines der feierlichsten Schauspiele, welche der Soldatenstand darbietet. Bei einem solchen Zuge ist es nicht mehr zweifelhaft, daß ein großer Teil der Hinwegziehenden die Heimat nicht wiedersieht, nur das Wer und Welche schwebt noch im Dunkeln.

Ich sah noch die Pagen und Sekretär Mailer, die beim Abmarsche zugegen waren. Man hörte ringsum ein vielfaches Lebewohl. Federigos Regiment zog eben zum Exerzieren aus; doch konnten ihn meine Augen nicht herausfinden. Vielleicht bemerkte er mich, dachte aber gewiß nicht mehr dabei als bei den andern. Ich sah in jenem Momente alle meine Luftschlösser zusammenstieben. Die Trennung war geschehen.

*

Oft entsteht in mir ein gewisses Gefühl, das ich Sehnsucht nach Ruhe nennen möchte, und das ich zuweilen kaum bekämpfen kann.

Ich liebe die Wissenschaften und das Studium und in der Tat, der Gedanke fällt mir hart, dieselben, vielleicht jahrelang, gänzlich entbehren zu müssen, und jahrelang ohne Heimat zu sein. Auch an meinen blonden Freund denke ich öfters mit Wehmut. Wie manches menschliche Herz wird nicht durch die Laune des Zufalls verletzt; aber nicht wieder durch sie geheilt. Ob wir uns wohl sehen werden im Laufe dieses Feldzugs, ob wir uns wohl einmal begegnen werden?

Am 11. Juni 1815. Neckarau.

Endlich entlöst sich der große Knäuel, endlich kommt der Tag der Rache gegen den Tyrannen Europas, gegen den Unterdrücker der deutschen Nation. Endlich soll sich auch mein friedliches Wirken in die glorreichen Taten eines Krieges verweben, der ohne Beispiel ist in der Weltgeschichte, Europas Völker gegen einen Mann! — Übermorgen gehen wir über den Rhein. Schon gestern wurden wir auf diesen Abmarsch vorbereitet. Der Hauptmann, Tschamarin[1]) und ich waren nämlich gestern Abend in dem sogenannten „Grünen Walde", einem Garten bei Mannheim und trafen da mehrere

[1]) Oberleutnant bei Platens Kompanie.

Offiziere an, die uns hierüber Nachricht gaben. Der Kronprinz soll gesagt haben, daß wir binnen acht Tagen schon eine Schlacht könnten geliefert haben; doch dies scheint unwahrscheinlich, da so nahe keine feindlichen Truppen sind; doch ist es nicht unmöglich. Die Kürassiere und Ulanen sollen heute schon über das Wasser sein. Ich wollte, daß es je eher, je lieber losbräche.

Am 13. Juni 1815. Neckarau.

Unsere Abreise, welche heute hätte stattfinden sollen, ist abermals verschoben worden, und ich weiß nicht, aus welcher Ursache. Der Aufenthalt in dieser Gegend dauert in der Tat zu lange; ich wünschte, daß der Krieg schnell beginnen möchte und bald enden.

Heute machte ich einen Spaziergang und setzte mich unter einen alten Weidenbaum, um nachzudenken über mein Schicksal. Ich fühlte, daß ich nicht glücklich sei, aber wie soll ich's werden? Die Gottheit gab mir genug, einen Menschen zu befriedigen, aber mein eignes Herz ist mein Feind. Meine Fehler und unerfüllten Wünsche machen mich unglücklich und überlassen mich einer brütenden Melancholie. O mein teurer Fritz, du konntest all

dies anders machen, aber es soll nicht so sein. Meine Gefühle sind dir nicht bekannt. Es ist wahr, ich habe einige Freunde; aber sie sind von mir entfernt und vielleicht haben sie mich schon vergessen, oder sie sind auf dem Punkte, es zu tun. O möchte doch bald ein günstiger Zufall enden diese traurige Lage und unleidliche Ruhe!

Am 18. Juni 1815. Mannheim.

. . . Von Neckarau schied ich sehr plötzlich, und mir nicht einbildend, daß ich nicht mehr dahin zurückkommen sollte. O ich bin so zerstreut, so voll von Gedanken und schreibe ordnungslos. Ich möchte so viel sagen, und sage beinahe nichts. Meine größten Sorgen sind für Friedrich B. Wann soll ich ihn wieder sehen? Neun lange Wochen sind nun verstrichen. Soll er verwundet werden, wie der Prinz von W., den ich so hoch schätzte, und sterben? Ein Gott möge ihn behüten, und ein Engel sei sein Begleiter. O ich weiß, er ist noch stets so liebenswürdig, so edel, so anziehend. Mein Herz trägt noch immer das Bild seiner Züge und seines gelben Haars. Gewiß ist er so gut und gütig als er hübsch und schön ist.

Wie verlang' ich nach seiner Freundschaft! Welch ein Segen muß sie sein!

Am 3. Juli 1815. Bar le Duc (Bar sur Ornain).

Wir passierten nun in kurzer Zeit vier Flüsse, die Meurthe bei Nancy, die Mosel, die Maas und heute die Ornain. Ich bin sehr froh, wieder unter Dach zu sein, teils um mich wieder bequem machen zu können, teils um zu schreiben. Diese zwei Tage lagen wir in Biwak.

Am 6. Julius 1815. Bar le Duc.

Noch immer bin ich hier, in tatenloser Ruhe, und meine einzige Hoffnung ist das Versprechen des Kommandanten, mit dem nächsten Transport abreisen zu dürfen. Vielleicht werde ich Paris nicht sehen, oder nur sehr kurze Zeit. Übrigens bin ich hier nicht unzufrieden, meine größte Beschäftigung sind die Musen. Ich fand eine kleine Bibliothek in meinem Zimmer, dem bei dem Freikorps stehenden Sohn des Hauses gehörig. Unter den Büchern ist eine Aeneide, und auch etwas von Ovid, worin ich fleißig lese. Die Alten bleiben immer neu, lehrreich und angenehm, und ich flüchte mich willig zu ihnen vom untiefen Gallimathias der Neuern.

Am 7. Juli 1815. Bar le Duc.

Morgen endlich reise ich von hier ab mit 200 Mann und zwei andern Offizieren. Ich war fünf Tage hier in Bar.

In der Bibliothek meines Zimmers fand ich auch noch einige französische Schriften, über deren grobe und abscheuliche Unsittlichkeit ich mich nicht genug verwundern konnte. Wie weit müssen Zartgefühl und Tugend in einem Lande gesunken sein, wo so viele Bücher gedruckt und gelesen werden, in denen alle Scham und Religion mit Füßen getreten werden. So oft mich meine Hausfrau lesend findet, pflegt sie zu sagen: „Lisez, mon ami, car c'est la lecture qui instruit les jeunes gens.“ Ich möchte ihr gerne antworten: „En France c'est la lecture qui les corrompt.“ In der Tat, dies Volk ist sehr verdorben.

Am 14. Juli 1815. Meaux.

Ich wohne hier im Hause eines Notarius, wo sie mich anfangs durchaus nicht annehmen wollten. Auch mußte ich mir, wegen Mangel an Raum, gefallen lassen, in derselben Stube mit einem Sekretär des Generals Zoller zu wohnen, der aber ein sehr höflicher Mensch ist.

Ich hatte hier noch das große Vergnügen, endlich meinen Freund Schnizlein zu treffen, den ich oft verfehlte. Ich war lange mit ihm zusammen, und wir hatten uns vieles zu erzählen. Doch schien mir seine Freude, mich wieder zu sehen, bei weitem nicht so groß, wie die meinige. Ich nehme so gerne teil an den Menschen, die ich kenne. Schnizlein ist hier mit seiner Batterie. Im übrigen langweile ich mich in Frankreich, da wir nichts mehr hier zu tun haben, und ich denke mit Sehnsucht und Vergnügen an meine stillen und geliebten Studien zu München mit Perglas und an die guten Leute, die ich dort verließ. Es waren schöne Abende, es war eine gute Zeit. Was soll ich auch hier auf dem fremden Boden?

Am 15. Juli 1815. Forêt bei Chaulmes.

Plötzlich bin ich von meinem Notaire zu einem Landedelmann versetzt, oder vielmehr nicht plötzlich; denn der Marsch hierher war unendlich lang und langwierig. Diesen Morgen schieden wir uns, und ich blieb allein mit 61 Mann von meiner Brigade, die ich nach Melun bringe.

Am 16. Juli 1815. Melun.

Endlich habe ich mein Regiment wieder erreicht und bin am Ufer der Seine, zwölf Stunden von Paris. Melun ist eine ziemlich große Stadt, schöner als Meaux, und mit angenehmen Umgebungen. Ich höre, daß wir schon übermorgen wieder von hier aufbrechen sollen, um gegen Orleans zu gehen, wo die Feinde sind. Ich bin froh, wieder bei meinem Regimente zu sein; doch sehe ich gerne auf jene kleine Reise zurück, wo ich so glücklich und zufrieden war und frei vom mechanischen Dienste meines Standes. Ich sah so manche Freunde während meiner Abwesenheit und nun bin ich wieder allein, obschon mitten unter meinen Kameraden. Diesen Morgen kam ich an. Unser Oberst empfing mich sehr unfreundlich, General Maillot aber im Gegenteil gütig.

Am 23. Juli 1815. Nemours.

Vergangene Nacht ward ich beordert, die Wache zu beziehen, weil während der Nacht immer zwei Offiziere daselbst sein müssen; ich fand Leutnant Gemmingen und schlief sehr schlecht auf Stroh. Den Abend vorher war ich im Garten mit meiner Hausfrau. Ich

liebe sie mehr, als ihren Mann. Il a l'air dur, wie sie selbst sagt. Mit ihm und mit noch einem anderen Franzosen, der bei Tische da war, hatte ich gestern einen sehr ernsthaften Streit über Politik. Sie sagten, daß nichts weniger als Patriotismus, sondern das englische Gold die deutsche Nation und die anderen hätte aufstehen machen. Und solche Dinge sollte man geduldig anhören können? Sie fanden auch alles höchst gerecht, was Bonaparte je getan hätte; sie fragten mich, inwieferne er ein Tyrann gewesen sei? mit einem Worte, sie machten mich so böse, daß ich außer mir war und vom Tisch aufstand. O diese Franzosen! Noch im Feuer über diesen Zank, schrieb ich ein Gedicht nieder: An Ludwig XVIII. Eher wollte ich Seifensieder sein, als König von Frankreich!

Am 28. Juli 1815. Nemours.

Ich lebe hier so glücklich, allein ich war leider die längste Zeit hier. Wir werden, wie ich höre, nach Montereau verlegt werden. Es tut mir um so leider, da ich wieder ganz der Poesie lebte.

Am 8. August 1815. Des Abends zu Nemours.

Ich muß gestehen, das Land, in dem ich mich befinde, erregt mir zugleich Langeweile

und Abscheu. Welch ein Volk! O mein Vaterland, um wieviel besser bist du! Ich weiß kaum, welche Schandtat größer ist, den feurigsten Enthusiasmus für einen blutigen Wüterich zu nähren, oder denjenigen ganz im Stiche zu lassen, für den man ihn genährt hat. Sie wagten es, einen Tyrannen zu lieben; aber den Geliebten zu verteidigen mit Gut und Blut, dieses wagten sie nicht. O der Feigheit sondergleichen! Wir haben Dinge in dieser Zeit erlebt, worüber unsre Geschichtsschreiber Lügner scheinen werden der Nachwelt.

Am 13. August 1815. Sacy bei Vermenton.

Ich weiß nicht, wie ich mir seit einiger Zeit vorkomme. Ich betrachte alles, ich beobachte die Menschen und ihre Werke, aber ich lebe nicht mehr mit ihnen; ich stehe im Parterre, statt auf der Bühne. Als mich vor einigen Tagen Leutnant Schneider fragte, was er tun müßte, um es mir recht zu machen, sagte ich: „Mehr denken und weniger reden.“ „Und Du,“ erwiderte er, „mußt mehr reden und weniger denken.“ „Nein,“ fiel ihm Tschamarin ins Wort, „weniger denken und mehr handeln.“ Er kennt mich zum Teil, ich fühlte den Stachel seines Vorwurfs.

Am 17. August 1815. Sacy.

Diese Tage, hoffe ich, werden wir das traurige Sacy verlassen und ein anderes Standquartier beziehen. Niemand weiß, wie lange wir noch in Frankreich bleiben werden. Ich reise gern und liebe es, fremde Länder zu sehen. Aber sich von einem Dorfe auf das andere schleppen, ist reizlos genug. Ich liebe auch das Studium, aber hier sind meine Verstandeskräfte müßig und ohne Anstrengung.

Am 4. September 1815. Nitry.

Dem gestrigen Tag verdankt eine Ballade ihren Ursprung, die zum mindesten eine meiner erträglichsten ist. Sie führt den Titel: „Maria Stuart und Lady Bothwell". Die Idee davon ist mir plötzlich gekommen. Das Ganze ist einfach, prunklos; allein ich glaube, daß ein gewisser melancholischer Reiz darüber ausgebreitet ruht, wie über der englischen Muse. Aber ich fange schon wieder an, mir selbst zu räuchern.

Am 7. September 1815. Nitry.

Ich lebe hier traurige Tage. Es ist niemand um mich, der mich liebt und den ich

liebe. O wie sehr, wie sehr sehn' ich mich wieder nach der liebenden Seele eines Freundes. Ich bin so glücklich, einige Freunde zu haben, die an mir hängen und die ich innig hochschätze; aber sie sind zerstreut. Seit einiger Zeit bin ich zu keiner Arbeit mehr gelaunt; nichts ergötzt mich. Ich möchte viel lesen, allein es fehlt mir gänzlich an Lektüre. Wie sehr würden mich einige deutsche Schriften von Jean Paul, von Schiller, von Klopstock, von Lessing erfreuen!

Am 6. Oktober 1815. Gyß.

Gestern passierten wir lauter Orte, durch die wir schon auf unsrem Herwege gekommen waren; wir gingen über Château-Villain und Dinteville, wo der Stab lag, nach Ormois, ein armes Dorf mit Schloß und Park. Es waren dort schon mehrere Offiziere des 1. Chevauxlegersregiments einquartiert, so daß wir beiden Leutnants zu Bauern quartiert wurden. Jedoch aßen wir im Schlosse bei dem Besitzer, der Graf und Maire des Orts ist. Ich hatte das Vergnügen, unter den erwähnten Offizieren auch einen meiner ehemaligen Kameraden aus dem Kadettenkorps, einen Grafen Zech, an-

zutreffen. Ich habe mich abermals in der Bemerkung bestärkt, daß die Kavallerieoffiziere im Durchschnitte bei weitem gebildeter, als die der Infanterie sind, und daß ein ganz anderer, edlerer Ton unter ihnen herrscht. Ich sehe nun wohl, daß alle Personen meines Standes noch nicht so verderbt sind, als es mir schien. Während ich bei meinem Regimente nichts als Zoten und nur von den rohesten, materiellsten Dingen zu hören bekomme, vernahm ich gestern nicht eine einzige Zweideutigkeit, nicht ein einziges Wort, das die Sittlichkeit beleidigte. Ich konnte nach langer Zeit wieder an einem Gespräche teilnehmen, und dieses war so wohltätig für mich. Ich fühlte wieder den edlen Geist, der auf unsrer deutschen Jugend ruht. Auch die Sprache, die geredet wurde, war rein, und rein von provinzialistischen Akzenten und Unformen. Ich erwähne dies alles, weil es einen angenehmen Eindruck auf mich machte. Es versteht sich, daß Hauptmann Weber und Schneider die ärmlichsten Rollen in dieser Gesellschaft spielten, da sie nicht daran gewöhnt sind. Tschamarin ist nicht bei uns, da er Quartier macht. Schneider verwunderte sich, daß ich wider meine Gewohnheit so heiter gestimmt sei.

Am 29. Oktober 1815. Nitry.

Soeben sind fröhliche Nachrichten gekommen, durch einen Brief Tschamarins (welcher schon gestern, da er zum Quartiermachen bestimmt ist, vorausfuhr). Die Bestimmung unsres Regiments geht wieder nach München. O wie glücklich macht mich dies! Die ganze Armee wird bei Mannheim über den Rhein gehen. Wir nehmen also wahrscheinlich dieselbe Route, die wir herkamen. Ich werde B. wiedersehen! In fünf bis sechs Wochen werde ich wieder bei meinen Freunden sein! Gott! wie dank ich dir für diese Gnade! Du verlässest jene nicht, die an dir hängen, und wenn sie auch oft straucheln, dich nicht verlassen. Gestern schrieb ich noch ein Gedicht nieder unter dem Titel „Elegie", voll klagender, trauriger Empfindungen. Sie sind verdrängt.

In ein paar Stunden gehn wir von hier ab und machen den ersten einer langen Reihe von Märschen.

Am 15. November 1815.
Niedergailbach bei Saargemünd.

Wir hatten diese beiden Tage, gestern und vorgestern, traurige Märsche, durch den be-

schwerlichsten Kot. Den ersten kamen wir nach Tiefenbach, mit dem Stab, ein kleiner, schmutziger Ort, wo ich ziemlich gut mit dem Hauptmann wohnte. Wir trafen bereits die deutsche Sprache und auch die deutschen Sitten. Alles schien umgewandelt. Gestern marschierten wir über Saargemünd, wo wir sehr lange auf die Garde warten mußten, passierten die Saar, die Blies bei Frauenberg, wo der Stab liegt, und kamen hierher, ein kleines, schlechtes Dorf, wo wir heute Rasttag haben. Wir sind bereits auf der deutschen Seite und haben Frankreich verlassen, in welchem Lande wir gegen fünf Monate zugebracht haben. Ich war in vier Provinzen des Königreichs: Lothringen, Champagne, Isle de France und Burgund, und in neun Departements: der Mosel, der Maas, der Meurthe, der Marne, der Aisne, der Seine und Marne, der Yonne, der obern Marne, der Aube. Zu den drei merkwürdigsten Dingen, die ich in Frankreich gesehen habe, rechne ich die schöne Stadt Nancy, die Kathedrale von Troyes und die Grotten von Arcy. Es ist immer ein schönes, mildes Land, aus dem wir kommen. Die Gegenden in Frankreich sind zwar nicht so üppig, als in Italien, nicht

so großromantisch, als sie in Schottland sein mögen, allein sie sind unendlich lieblich und anziehend; keine prächtige, aber eine ländliche Natur, voll der reizendsten Täler und angenehmsten Hügel.

Am 29. November 1815. Ansbach.

Plötzlich, weiß ich doch selbst kaum wie, bin ich in meiner Vaterstadt unter meinen Eltern und Verwandten, nachdem ich sie zwei Jahre nicht mehr gesehen! Als ich gestern morgens von jenen braven Leuten[1]) Abschied nahm, wo ich sehr schön wohnte, hatte ich noch keine Ahnung, daß ich den Abend in Ansbach sein würde. Wir traten unsern Marsch an, glaubend, daß wir gegen Hall zu gingen; die 5. Kompanie marschierte vor der unseren, ich sprach viel mit Schönbrunn, Perglas ging vor uns her. Wir kamen durch Oettingen, großes Dorf, großes Schloß, großer Name. Nun erfuhr ich durch meinen Hauptmann, daß unsre Marschroute verändert worden sei, und daß sie über Crailsheim, Dinkelsbühl und Nördlingen gehe. Mein Entschluß war schnell gefaßt, ich

[1]) Den Quartierwirten in Kupferzell.

ging zum Oberst vor, verlangte Erlaubnis, auf einige Tage hieher reisen zu dürfen, und erhielt sie. Heute ist der Stab meines Regiments zu Ilshofen, meine Kompanie in Rheinsberg, wo sie gestern hinkamen und heute Rasttag haben. Den 3. Dezember ist abermals Rasttag in Nördlingen, und dort werde ich mein Regiment wieder einholen. In einem Dorfe unweit Oettingen nahm ich einen Bauernwagen, dessen Fuhrmann ich gut bezahlte, und ließ mich mit meinem Bedienten nach Crailsheim bringen, ein hübsches Städtchen an der Jagst. Dort nahm ich Extrapost; wir passierten die bayrische Grenze, um fünf Uhr waren wir in Feuchtwangen und um acht Uhr hier, nachdem wir einen Weg von neunzehn Stunden zurückgelegt hatten. Beim Scheine der Laternen sah ich mit klopfendem Herzen meine Wiegenstadt wieder. Ich sah Licht an unsern Fenstern; meine Mutter war allein, die Überraschung kann man sich denken. Später kam auch mein Vater nach Hause, der ebensowenig vermuten konnte, mich zu finden. So sind mir denn ein paar Tage bei meinen lieben Eltern zu leben vergönnt. Sie werden mir allzuschnell verstreichen.

Am 11. Dezember 1815. München.

Hier bin ich denn wieder im alten lieben München, und es ist mir, als würd' ich plötzlich in eine andere, mir schon vertraute Welt versetzt. Die Namen der Orte werden nun mit den Daten nicht mehr wechseln, denn ich bin in meiner Heimat. Ich fühle mich glücklich und froh.

Am 14. Dezember. München.

Ich bin wieder in meiner alten schwermutsvollen Stimmung, die in dieser Stadt auf mir ewig zu lasten scheint. Ich fühle so tief meinen Unwert, meine Unwissenheit, meine Unvollkommenheit. Wie ein dumpfes labyrinthisches Gefängnis kommt mir das Leben vor. Nur er, der auch einen großen Teil der Schuld meiner Melancholie trägt, nur er könnte mich heilen; aber schon Jahr und Tag hege ich dieselben Wünsche, die sich nie erfüllen können noch werden.

Am 18. Dezember 1815. München.

Ich habe heute einen ziemlich einfältigen Streich gemacht, nämlich der Madame Schwarz mein Quartier aufgekündigt, so daß ich mich jetzt nach einem andern umsehen muß. Ob-

gleich mir jene Wohnung alle möglichen Vorteile darbot, obgleich ich dort wie das Kind vom Hause betrachtet wurde, so werde ich dennoch nicht wieder einziehen. Zu diesem Entschlusse trieb mich das peinliche Verhältnis, in dem ich mit Perglas zu stehen gekommen wäre und ein gewisser eigensinniger Dépit, den ich nicht zu erklären weiß und leider auch nicht immer zu besiegen, so häßlich er ist. Die größte Schwierigkeit, die ich haben werde, wird sein, ein Quartier um billigen Preis anzutreffen, welches nicht zu weit entfernt und nicht unfreundlich ist; denn jetzt sind die Wohnungen selten. So beraub ich mich nun selber so vieler angenehmer Dinge und zerreiße ein wohlwollendes Band, welches selbst der Entfernung trotzte.

Am 19. Dezember 1815. München.

Wollte Gott, ich wäre wieder im Feld und auf der Reise! Was tue ich hier? Ich lebe freundlose, reizlose Tage, und eine alte Melancholie bemächtigt sich meiner Seele. Tausenderlei Sorgen umschweben mich. Ich sehnte mich immer nach Ruhe, ehe ich hieherkam, aber die innere Ruhe kann man selbst in den heftigsten Stürmen behalten, und das Ver-

langen nach der äußern ist Feigheit. Hier drehe ich mich, um mit Schiller zu reden, wie der Färbergaul stets im Kreis herum, in dem Kreis kleinlicher Dienstgeschäfte und stets wiederholter, nie sich erfüllender Hoffnungen. Meine Freuden sind gering wie meine Erwartungen. Das traute Verhältnis meiner ehemaligen Umgebung habe ich selbst zerstört.

Am 31. Dezember 1815. München.

Heute am Schlußabend eines Jahres drängt sich mir manche Betrachtung auf. Dies Jahr war an äußerlichem Gehalte das reichste, so ich bisher lebte. Ich machte eine weite Reise, an die ich vor zwölf Monaten noch nicht denken konnte. Ich sah ein Land, das mir unvergeßlich sein wird, das mich teils durch die Schönheiten seiner milden Natur anzog, teils durch die Artigkeit seiner Bewohner, die, obgleich sie nur selten aus dem Herzen kommt, dennoch das Herz anspricht. Am schönsten aber verlebte ich den Frühling dieses Jahres an den blühenden Ufern des großen, majestätisch rollenden Rheins.

Auf mein inneres Leben hatte jener mir unbekannte B. den meisten Einfluß. Sein An-

denken trieb mich oft auf die Höhe einer glühenden Leidenschaft, es wohnte wie ein Schutzgeist in meinem Busen, es begleitete mich in die weite Ferne. Niemals lächelte mir die Gelegenheit. Die Neigung zu diesem Jünglinge war am Anfange dieses Jahres stärker als je, am schwächsten ist sie jetzt; aber erloschen, erloschen leider ist sie noch nicht . . .

Erfahrungen machte ich manche. In meiner Ausbildung jedoch blieb ich zurück; denn der Krieg liebt das Studium nicht. In Sprachen habe ich mich gar nicht vervollkommnet, die französische ausgenommen. Wenn eine Lektüre bei mir dominierte, so war es die des Guarini. Was meine eignen Arbeiten anbetrifft, so schrieb ich wenig, und ich fürchte, wenig Gutes. Gedichte, auf die ich mir etwas einbilde, sind etwa: Bekenntnis, An das deutsche Volk, Maria Stuart und Lady Bothwell, Die Grotten von Arcy und auch noch meine Episteln. Ich weiß nicht, ob ich den Moralischen Betrachtungen einigen Wert beilegen darf. Ich bilde mir auch ein, sittlich besser geworden zu sein; so viel ist gewiß, daß ich mich mehr der Gottheit und Religion genähert habe.

Und so gehe ich denn heiter und getrost dieser neuen Zeit entgegen. Der Himmel möge mir, wie bisher, seine Gnade nicht verweigern. Sinnend steht der Mensch in der Neujahrsnacht zwischen Vergangenheit und Zukunft. Möchte mich dies beginnende Jahr in die Arme meiner Freunde führen, möchte es auch noch einen stillen Wunsch gewähren, der liebend im Hintergrunde meiner Seele liegt! Ich vertraue auf die Vorsehung. Möchte ich doch am Ende dieses neuen, kommenden Jahres weiser sein als jetzt, wenn auch nicht glücklicher.

Am 31. Januar 1816. München.

Es ist heute Maskenball. Ich würde dort H.[1]) und Federigo angetroffen haben; doch ging ich nicht dahin. Wenn man hievon auf die Schwäche meiner Neigung schließen wollte, so würde man falsch schließen. Ich kann nicht mehr in der großen Welt sein. Was würde ich auch gewonnen haben, als morgen einen traurigen, müßigen Tag, und ich habe so viele, o so viele Geschäfte. Von B. und H. werde ich nichts mehr schreiben. Wie langweilig

[1]) Hauptmann Wilhelm von Hornstein.

müßte es sein, wenn jemand diese Blätter lesen würde und immer dasselbe fände! Mein Roman schreitet nicht fort, sondern bleibt auf der alten Stelle.

Am 9. Februar 1816. München.

Ich lebe täglich eingezogener und fast immer an meinem Schreibtische. Täglich sehe ich neue Aussichten sich mir öffnen und neue Pläne in mir entstehen. Wenn ich aber meine Verhältnisse betrachte, so scheint mir nichts sonderbarer, als meine gewaltige Indolenz in der Liebe; denn was tue ich, um mich meinen Zwecken auch nur einigermaßen zu nähern? Was unternehme ich, um weiter zu kommen? Und ist es nicht eine augenscheinliche Unmöglichkeit, ohne das geringste Zutun von meiner Seite, die Bekanntschaft eines Jünglings zu machen, den ich nirgends sehen und treffen kann, den ich nicht einmal auf der Straße begegne, welches mir übrigens, wenn es auch geschähe, doch nichts helfen würde? Wie kann jemand Neigung zu mir fassen, der mich weder sieht noch kennt? Daher sagt die Vernunft: „Gib auf ewig dieses törichte Hoffen auf, oder ersinne dir etwas, wodurch du es realisieren

könntest." Aber was sollte ich ersinnen? Das Mittel, mich in die Zirkel der großen Welt zu werfen, ist gar kein Mittel, denn meine Zeit erlaubt es mir nicht, und ich würde mich nur lächerlich machen, da ich so lange zurückgezogen lebte. Übrigens ist die große Welt, wie ich glaube, nicht einmal der Ort, wo ich B. am besten treffen könnte; denn es scheint, er liebt sie selbst wenig; auch lassen sich in solchen Zirkeln keine näheren Verhältnisse einleiten, da man dort kein etwas mehr als ganz gewöhnliches Gespräch zu führen imstande ist. Ein andrer Weg wäre, an ihn zu schreiben; dies geht aber durchaus nicht an. Ein dritter wäre, mich jemandem zu vertrauen, und durch die dritte Hand mich ihm zu nähern. Von meiner genauern Bekanntschaft kennen ihn zum Beispiel Saporta und Wilhelm Gumppenberg, das heißt, ich sah sie öfters mit ihm sprechen; aber wie wäre es mir möglich, mich einem solchen zu vertrauen? Welchen falschen und schändlichen Auslegungen würde ich mich aussetzen durch eine Unvorsichtigkeit von der Art? Und mich einem andren zu entdecken, der ihn nicht kennt, was würde es helfen? Freilich würde es mein Herz erleichtern.

Am 11. Februar 1816. München.

J'éprouve que mon inclination pour H. s'augmente de jour en jour, d'heure en heure; je sens qu'elle est devenue une passion triste et inquiétante, comme celle que j'ai éprouvé pour Fédérigo, maintenant presqu'oublié pour son beau rival. Hélas! quand je pense à l'avenir, quels tristes jours se présentent à ma vue! Encore une fois je passerai par un rang de vaines espérances, de privations éternelles, de craintes, de regrets et d'inutiles vœux! Je ne sais que trop bien, ce qu'on souffre dans l'état, où je suis, où le sort m'a replongé.

Am 26. Februar 1816. München, morgens.

Des Abends war Schnizlein bei mir. Ich klagte ihm meine Not, konnte ihm aber die Ursache davon nicht enthüllen. Ich lud ihn noch zu einem Spaziergange durch die Straßen ein; denn ich hatte keine Ruhe zu Hause, und es trieb mich fort. Wir gingen also noch einmal hinaus und sahen die Masken an uns vorbeistreichen. Wir kamen auch an die Hauptwache; H. stand im Freien neben einer der aufgepflanzten Kanonen und sah dem Gewühle

der Menge zu. Jetzt wäre die wahre Zeit gewesen, zu ihm hinzugehen, ich hätte Schnizlein gute Nacht sagen sollen. Wilhelm stand ganz allein im Dunkeln, was hätte ich ihm nicht alles sagen können in dieser Lage, voll von ihm, wie ich war. Aber ich versäumte die schönste der Gelegenheiten. Später ging ich noch einmal allein vorüber, er stand nicht mehr außen; ich wollte nicht hineingehen, ich fürchtete die fremden Zeugen, die ich allenfalls noch würde getroffen haben. Ich ging zu Hause und warf mich auf mein Bette in glühender Sehnsucht. O wie klein ist der Mensch! Welchen törichten, hoffnungslosen Gefühlen unterliegt er! Aber ich bürde die eigene Schwäche der menschlichen Natur auf. Wer hätte geglaubt, daß es so weit kommen würde, als ich zuerst in Frankreich seinen Namen in diese Blätter schrieb? — Die Sonne, der Morgen haben nun zwar meine Sehnsucht gemildert, und ein Traum, den ich heute nacht von Federigo hatte. Ist es nicht sonderbar, daß ich von diesem träumen mußte, da ich von Wilhelm voll war? Ich liebe erstern noch immer; aber ich habe gar auch nicht die geringste Hoffnung, ihn kennen zu lernen, und

sehe ihn nirgends. So lang er, wie mein Tagebuch es bezeugt, mein Herz besessen hat, so mußte er doch durch Wilhelm verdrängt werden, dessen Anblick mich fast täglich erfreute, mit dem ich sprechen durfte, und der, wie ich wähnte, einigen Anteil an mir nahm. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich mit B. mehr sympathisieren würde.

Am 10. März 1816. München.

Über meine wachsende Neigung zu Wilhelm brauche ich nichts zu sagen. Ihr ganzes Wesen, all ihre Nuancen, ihre Hoffnungen und Wünsche sind treu und wahr in jenen Distichen geschildert, die ich zuweilen hier einrücke. Nur eine einzige Bemerkung, und zwar über den Gebrauch, welcher in diesen erwähnten Versen vom Worte Liebe gemacht wird. „Die Liebe," sagt Platner in seinen Aphorismen, „ist ein lebhaftes Bestreben der Seele, einem Gegenstande, dessen Vollkommenheiten ihr angenehm sind, näher zu sein und seine Vollkommenheiten durch irgend eine Art der Gemeinschaft inniger zu genießen." Aus dieser richtigen Definition geht noch keine Verschiedenheit der Geschlechter hervor, auf deren gegenseitige Zuneigung man

gewöhnlich das Wort Liebe, enge genug, beschränkt. Jene erwähnte Art von Gemeinschaft kann auch die Freundschaft sein. Ich denke der Verse Haugs:

„Die Freundschaft, die von Liebe sproßt,
Ist wahrlich besser noch als Liebe."

Heute oder morgen ist es eigentlich erst ein Monat, daß ich Wilhelm innigst geneigt bin, obgleich ich schon am Ende Oktobers 1815 jenen Traum hatte, in dem er mir zuerst liebenswürdig erschien. Mein Tagebuch bezeugt es aber, so sehr ich ihn auch hochschätzte, daß er doch bis zum 10. Februar (ein Tag, der jedes Jahr neue Gunst bringt) wechselseitig wieder vergessen wurde und durch B. verdrängt. Selbst damals, als ich mit ihm auf der Hauptwache war, hatte er noch keinen sehr starken Eindruck auf mich gemacht. Wenn ich jetzt wieder mit ihm auf die Wache kommen würde, wie ganz anders würde ich diese Zeit benützen! Da müßte mein ganzes Los entschieden werden. Aber jetzt, da mein Gefühl so leidenschaftlich geworden ist, widerfährt mir keine Gunst mehr. Ich habe die Zeit her nicht mehr mit ihm gesprochen; desto mehr an ihn gedacht. Denn so kleine Fortschritte diese Neigung ehmals

machte, so Riesenschritte macht sie jetzt. Wilhelm erfüllt mich ganz; er raubt mir meine Ruhe. Mein Fleiß ist verschwunden; an keiner Arbeit find' ich mehr Behagen; der Gedanke an ihn wird ausschließlich meine Beschäftigung. Aber weil dies nicht so dauern kann, weil ich meine Studien nicht will liegen lassen, so möcht' ich mein Schicksal schleunig entschieden sehen. Allein wie soll dies geschehen? O wer hätte geglaubt, daß der anfangs so schwache Wunsch so gewaltig würde!

Am 14. März 1816. München.

Mein Herz ist nun tausendfach leichter und lebensmutiger geworden; ich habe mich vertraut. Ich tat, was seit so langer Zeit niemals geschehen, was nie geschah während meines ganzen Verhältnisses zu Federigo. Schnizlein weiß alles in Hinsicht Wilhelms. Schon früher ließ ich ihn absichtlich manche Vermutungen fassen, heute auf einem Spaziergange durch den englischen Garten machte ich ihn alles erraten, und des Abends, als er bei mir war, verständigten wir uns vollends. Er rät mir zu einem festen Entschlusse. Er selbst steht in gar keiner Verbindung mit H., grüßt ihn

nicht einmal mehr, obgleich er ihn im Kadettenkorps genauer kannte, und H. sich sogar in sein Stammbuch schrieb. Ich bin äußerst froh, daß ich mein Herz erleichtert. Dies Vertrauen hat auch bewirkt, daß ich klarer über mich selbst bin, daß ich künftig vernünftiger und heiterer an meinem Vorhaben arbeiten werde, nicht mehr so leidenschaftlich und düster in mich selbst verschlossen. Ich muß anfangen, etwas zu wagen, etwas zu tun.

Am 16. März 1816. München.

Was ich tue
Und vollbringe,
Ich erringe
Nie die Ruhe!

Ich Tor, der sich schon glücklich schätzte über das Vertrauen, das ich einem Freunde geschenkt habe bei einer Sache, die ich ewig heilig und innig hätte verschließen sollen in meinem Herzen! Vielleicht wäre ich mehr bedauert worden, hätte ich sie verschwiegen; nun erschein ich als ein durch eigene Schuld Leidender; denn was begreifen die meisten Menschen von dem erzwungenen Tribut, den oft unser Herz zahlt? Jene Erleichterung, von

der ich sprach, hat sich eher in ihr Gegenteil umgewandelt; nie war ich trauriger als jetzt. Die Vernunft, die mir durch den Mund meines Freundes gesprochen hat, drückte mich vollends zu Boden. Schnizlein meint zwar, ich sollte mein Bestreben nach H.s näherer Bekanntschaft nicht aufgeben, doch mit großer Behutsamkeit zu Werke gehen und nicht eher eine Erklärung von mir geben, bis ich nicht ganz meiner Sache gewiß wäre. Beweis es ihm, sagte er mir, daß du ihm gut bist, sag es ihm nie. Ach, daß ich's ihm beweisen könnte! Schnizlein gibt mir übrigens wenig Hoffnung, daß unsere Gemüter sich ähnlich wären, und was das Schlimmste ist, ich habe selbst keine. O welch eine Tiefe von Unglück öffnet mir diese Bemerkung! Mein Herz fühlt, wähnt sich ihm verwandt, und er ist es nicht! Mein Freund tadelte auch die Leidenschaftlichkeit, mit der ich das Ganze ansehe, die ihm keineswegs gefallen will, und die er unvereinbar hält mit der Beständigkeit. Aber entspringen nicht oft aus der Leidenschaft die größten und schönsten Dinge? Ist es nicht Sehnsucht, was ich empfinde, und muß die Sehnsucht nicht leidenschaftlich sein? Wenn

er einmal mein Freund sein wird, so wird die Freundschaft an die Stelle der Sehnsucht treten. Ist denn ein Gemüt wie das andere, und ergreift nicht mancher Mensch selbst weniger bedeutende Dinge mit phantastischer Wärme? Ist nicht die Sympathie ein Erfordernis der wahren Freundschaft, und besteht sie nicht auch in einer Anziehungskraft, die schon durch das Äußere, durch Mienen, Gebärden, Blicke rege gemacht wird? Wie viele Freunde mag es nicht gegeben haben, deren erste Ver inigung durch die Betrachtung ihrer reinen Gesichtszüge entsprang. Ich gehe noch weiter und behaupte, daß eine gewisse Leidenschaftlichkeit der Freundschaft, wenn sie nur sonst auf wahre Vorzüge gegründet ist, keinen Abbruch tun könne, ja ihr sogar einen Reiz mehr verschaffen müsse. Übrigens ist aber meine Leidenschaftlichkeit nicht Leidenschaft für Wilhelms Person, sondern nur der heiße Drang des ungestillten Wunsches. Sei dem, wie ihm wolle; ich fühle, daß diese Neigung etwas Edles ist und sich auf edle Weise in mir gestaltet. Ihr Bestreben ist, ihres Gegenstandes so würdig als möglich zu werden und womöglich die Fehle und Schwachheiten des

Gegenstandes selbst zu veredeln und zu bessern. Es wäre mein höchster Triumph, meinen Wilhelm zum besten der Menschen zu machen. Es ist keine blinde, keine vernunftlose Neigung, denn sie gründet sich ja auf das tiefste und beste Gefühl im Menschen. Es ist möglich, daß ich mich insofern in ihm betrog, als sich unsre Geister nicht begegnen, aber unsre Herzen werden es, und reicht dies nicht hin? Sein Herz ist gut, und das meine zum mindesten nicht ganz verdorben. Schnizlein sagte mir auch, daß er neugierig wäre, wie diese Sache noch enden würde, und er keineswegs zweifle, daß ich nicht noch die Bekanntschaft von Hauptmann H. machen könne, was er für gar nicht schwer hält. Gleichwohl ist es sehr schwer ohne Gelegenheit. O ich weiß nur zu wohl, daß niemals geschehen wird, was Schnizlein glaubt, daß ich mich ihm niemals nähern werde! Spreche ich doch aus Erfahrung! Unsre schönsten Wünsche werden nicht erhört. Was sich jedem Versuch von meiner Seite vollends entgegensetzt, ist eine herrschsüchtige Melancholie, die sich meines Wesens bemächtigt hat. Auf der Parade bedeckt mich ihr Fittich am düstersten. Auch ist mein trübes, unstetes, wortkarges Um-

hergehen schon mehreren aufgefallen; nur ihm allein wird es nie auffallen. Ich weiß, daß ich ihm doch immer noch besser gefallen würde, wenn ich fröhlich und guter Dinge wäre; aber ich kann nicht. Wie gern würde ich nicht ein unbefangenes Wesen annehmen und mich oft mit ihm in ein Gespräch einlassen, wenn ich's nur imstande wäre. Ach, warum nimmt er auch gar keinen, gar keinen Teil an mir. O, es ist hart. Er ist doch sonst so gut.

Zuweilen erinnere ich mich, daß öfters das Glück mehr im Verlangen als in der Erfüllung besteht, und der Mensch doch niemals ohne Wünsche sein kann. Demnach wäre dann mein jetziger Zustand ein glücklicher. Ich fühle, daß er's nicht ist. Meine Seele hängt gleich so glühend und anschließend an allem. Schnizleins Bemerkungen haben mich nur noch leidenschaftlicher gemacht.

Am 23. März 1816. München.

Ich bin verloren! deutlich seh' ich's und klar, daß ich verloren bin. All meine Besinnung, all meine Denkkraft hab' ich eingebüßt; nur an einen einzigen Gegenstand kann ich Tag und Nacht denken, und somit kann ich

nicht mehr leben. Lacht, spottet, verhöhnt mich, ihr Menschen, aber ich kann nicht anders. Durch anhaltende Arbeit hoffte ich diesen letzten Streich noch abzuwenden, ich hatte mir auch wirklich etwas Großes vorgenommen, aber auch dies ist mir versagt, da es mir an Zeit mangelt. Ich muß nämlich täglich vier bis fünf Stunden mit noch andern Offizieren in der Regimentsbibliothek zubringen, wo uns der Major Kandler ein vorläufiges Exerzierreglement in die Feder diktiert. Diese meinen Geist ganz unbeschäftigt lassende Beschäftigung drückt mich vollends zu Boden, da sie meine Gedanken nicht festhält, und sie ihrer brütenden Melancholie überlassen [so].

Ein Traum, ein unglückseliger Traum gab die Veranlassung zu diesem allen, aber ich sah diese Nacht, daß ein Traum eines Traumes Werk nicht auszulöschen vermag. Ich träumte nämlich diese Nacht von Hornstein, und sah ihn als einen schändlichen, lasterhaften Menschen, der mich mit der herzlosesten Kälte behandelte. Aber was half es? Als ich aufwachte, hielt ich ihn nach wie vor für den edelsten, besten Menschen. Ich sprach heute mit ihm auf der Parade; ich redete ihn zweimal an; aber ich

merkte nur zu sehr, daß ich ihm nichts bin. Er wird sich nie um mich kümmern. Kaum daß er mir Antwort gab. O! In einer solchen Lage war ich nie! Mit all meiner Anstrengung vermag ich ihm nichts zu sein, ihm nichts zu geben. Ich glaubte, daß mir nur die Gelegenheit mangelte, mir mangelt sein Herz. Er fühlt nicht mehr für mich, als ich damals für ihn fühlte, als er mir noch gleichgültig war. Kann ich's ihm verargen?

Nur ein Mittel ist noch übrig, mich aus diesem Drang zu führen, nur ein sicheres Mittel — der Tod. Der Tod, sage ich, es sollte heißen der Selbstmord. Noch schaudert mir vor diesem Gedanken, der sich heute zuerst in mir gebildet; aber ich will mich so vertraut mit ihm machen, daß es mir nicht mehr schaudern soll! Ich will mir das Bild des Todes so sanft, so mild ausmalen, daß ich es gern umarme. Mag der Selbstmord die feigste Handlung auf Erden sein, ich gebe meinen guten Ruf verloren unter den Menschen; was liegt mir daran, wenn ich nicht mehr bin? Ich wollte leben, wenn ich leben könnte; aber dies elende Dahinschleppen ist nicht leben zu nennen, es ist ein tödliches Leben.

Man würde mich falsch verstehen, wenn man meinte, daß Hornstein mich zu diesem Schritt zwänge. Nein — es ist Lebensüberdruß überhaupt, es ist das Gefühl, daß ich nichts auf Erden nütze, daß der erste beste meine Stelle im Staat vertreten könnte, daß die Pflichten meines Standes und sein Kleinigkeitsgeist mein Herz und meinen Geist nicht auszufüllen vermögen, daß sie mich mehr beugen als aufrichten. Würde mir mein Vaterland eine andere Bestimmung geben, mit welcher Emsigkeit wollte ich mich an sie machen, wie sollte mir jeder schwermütige Gedanke verschwinden — so aber unterlieg' ich. Es ist daher nicht Leidenschaft, die mich an diesen Abgrund führt; aber sie hat mir vollends den letzten Rest meiner Lebenskraft geraubt. Mit Wilhelms Freundschaft wollte ich alles tragen, alles dulden, alles tun; nichts sollte mir zu schwer sein. Kein Geschäft sollte mir zu drückend, zu kleinlich sein, wenn mir nur die Erholung zu teil würde, zuweilen freundschaftliche Worte zu ihm reden zu dürfen. Aber es sollte nicht sein. Er hätte alles aus mir machen können.

Der Schritt, den ich vorhabe, soll kein

übereilter sein. Ich will erst noch alles versuchen, was in meiner Macht steht. Gelingt es mir, seine Neigung zu erhalten, o so kehre ich mit tausend Freuden ins Leben zurück! Gelingt es mir aber nicht, und reißt mich kein plötzliches Ereignis aus meiner Lage, so wird mir Gott verzeihen, wenn ich das Grab suche. Ich ertrag' es nicht, die glühendste Sehnsucht zu nähren ohne alle Hoffnung. O Wilhelm, wärst du mir gut, was wollt' ich dir sein, wie wollte ich dich lieben!

Am 25. März 1816. München.

Was ich vorgestern schrieb, kann beweisen, wie weit sich der menschliche Geist und durch welche Anlässe er sich verirren kann. Nichts glich meiner melancholischen Stimmung am vorgestrigen Abend. Jetzt habe ich mich zwar von jenen schrecklichen überspannten Ideen ermannt; aber noch bin ich nicht geheilt, und ich stehe nicht dafür, daß ich nicht wieder dahin zurückkomme. Ich war höchst ungerecht gegen die Vorsehung, die mir so viel gegeben hat, obgleich nicht seine Freundschaft. Schnizlein meint, daß ich Zeit und Gelegenheit abwarten soll; aber wie kann ich warten, da mich be-

ständige Unruhe umhertreibt? Wenn ich gewiß wüßte, daß Wilhelm jener edle Mensch wäre, für den ich ihn halte, so würde ich ihm schreiben. Aber aufs Geratewohl kann ich's nicht wagen. Übrigens wenn mir nicht die Gelegenheit fehlte, so würde ich ihm längst ohne Scheu gesagt haben, daß ich an ihm teilnähme und seine Bekanntschaft wünschte. Aber so gut wird es mir nicht. Auf der heutigen Parade sprach ich zweimal mit ihm; aber leider ohne Erfolg. Seine Zerstreuung, Einsilbigkeit und Mangel an Artigkeit gegen mich waren mir auffallend und kränkten mich tief. Wäre er immer so gewesen, nie würde es so weit gekommen sein. Doch eben weil ich glaubte, daß er teil an mir nähme, interessierte ich mich für ihn; bei ihm war es nur eine vorübergehende Laune, und ich muß sie nun so teuer büßen. Verdank' ich auch seiner guten Laune einige günstige Augenblicke, so ließ er mir doch seine üble die letzte Zeit her hart genug fühlen. Ich Tor! Der ich von Erwiderung träumte! Seine gänzliche Kälte wird nach und nach meine Neigung schwächen, und so werden alle diese Leiden und Wünsche zu nichts führen. O daß ich in sein Herz sehen könnte, mir wäre geholfen!

Am 28. März 1816. München.

Ich bin nicht der einzige, der sich sehnend verzehrt. Diesen Morgen erhielt ich einen Brief von meinem Freunde Xylander aus Ansbach. Sein Brief ist kurz und zur Entschuldigung sagt er unter anderm: „Auch mußt du mir etwas zu gute halten, denn dein armer Freund ist unendlich verliebt!“ Also auch ihn zieht Liebe. Ich fühle mich ihm um vieles genähert, da ich erfahre, daß er Liebe fühlt. Ich habe nie geliebt, aber wohl empfinde ich, was es sein muß. Glücklicher Mensch, wie beneide ich dich! Du weißt, daß es etwas Vortreffliches ist, was du verehrest. Deine Liebe umhalst die Vernunft. Vielleicht wirst du einst dein eigen nennen, was dich magnetisch anzieht; vielleicht wirst du einst am Busen ruhen einer edlen Frau. Du hast so viele Vorzüge, warum solltest du nicht wieder geliebt werden? O du großer, gewaltiger Amor, mit wie viel tausend und tausend Schlingen durchwebst du die ganze Welt! Wen bannst du nicht in deinen Zauberring? Mich nicht. Zwitterhafte Gefühle nährst du in meinem Busen, vor denen mancher schaudern würde; aber Gott weiß es, meine Neigung ist rein und gut.

Am 4. April 1816. München.

Hauptmann Sizzo ließ sich heute krank melden; wenn er es bis übermorgen bleibt, wo ihn die Wache trifft, und wenn kein andres Hindernis dazwischen kommt, so werde ich bis den neunten dieses (der mir ohnehin ein günstiger Tag ist, und ich den neunten jedes Monats besonders liebe), so werde ich mit Hauptmann Hornstein auf die Wache ziehen. Noch scheint mir dies Glück zu groß, als daß ich glauben könnte, es würde mir zu teil.

Am 6. April 1816. München.

Ich war heute nicht unglücklich. Nach der Parade hatte ich Gelegenheit, mit Wilhelm zu gehen und begleitete ihn bis an die Residenz, also einen ziemlich weiten Weg. Er bezeugte sich mir recht freundlich und gut; auch lernen wir uns mehr und mehr kennen, und jene Verlegenheit fällt weg, die uns vormals einigen Zwang auflegte. Wir gewinnen nach und nach mehrere Berührungspunkte. Unser Gespräch betraf mancherlei; ich sagte ihm auch unter anderm, daß ich übermorgen die Ehre haben würde, mit ihm auf die Wache zu ziehn. Es schien ihm zum mindesten nicht ganz unangenehm. —

Auf die Wache stehen alle meine Erwartungen gerichtet; bis jetzt hat sich noch kein Hindernis gezeigt. Wenn ich nur Mut habe und Selbstvertrauen; es soll noch alles gut werden. Auch er muß endlich meine Teilnahme bemerken.

Am 8. April 1816. München.

Der Tag ist bereits angebrochen, auf den ich so viel vertraue; heute noch werde ich mit ihm auf die Wache ziehen. Was in dieser Zeit nicht geschieht, kaum wird es je mehr geschehen. Solche Gelegenheit beut sich nicht leicht wieder. Sie darf nicht ungenützt vorbeigehen. Was werde ich wohl morgen in diese Blätter schreiben? Vielleicht, daß ich ihm noch so ferne bin als jetzt? Es wäre traurig. Ich hätte Mut, ihm alles ungescheut zu vertrauen, wenn mir nicht Schnizlein eine üble Meinung von ihm beigebracht hätte, und das macht mich furchtsam. Denn was könnte ich erwarten, wenn er ein gewöhnlicher Mensch wäre? Bis jetzt habe ich nur Gleichgültigkeit an ihm bemerkt. Dennoch will Schnizlein, daß ich alles versuchen soll und mich ihm entdecken. Es ist auch das einzige Mittel, mich

aus einer Lage zu reißen, deren Einförmigkeit mir zwar nicht beschwerlich, aber es doch andren und meinen Arbeiten ist.

Fast werde ich mutloser, je näher der Zeitpunkt heranrückt. Und es ist ja keine Kleinigkeit, was ich zu tun vorhabe, wofür es ein anderer halten möchte. Wenn es gelingt, so hat es Einfluß auf mein ganzes Leben, und hat es nicht jetzt schon? Wie traurig, wenn es fehlschlägt, wie schön, wenn es gelingt! Hätte ich doch mehr Mut; ich muß mit Antiochus ausrufen:

„Mon cœur agité
Craint autant ce moment que je l'ai souhaité."

Am 9. April 1816. München.

Mit welchen verschiedenen Gefühlen, mit welcher ganz andern, ganz verschiedenen Stimmung, als ich die gegenüberstehende Seite schrieb, schreib' ich die jetzige! Ich bin derselbe Mensch nicht mehr, die Welt scheint mir nicht mehr dieselbe. Welch eine ganz andere Furcht hätte ich hegen sollen, statt jener, nicht Mut genug zu besitzen, mich ihm zu vertrauen! Hier frommt kein Mut, hier frommt nichts, nichts anders, als ewiges Vergessen. Ich

komme von der Wache, ich komme von ihm. Was ich als Gnade erflehte, ward mir zur Strafe zu teil. Entscheidung aber hab ich, Gewißheit hab' ich, und ist Gewißheit nicht auch eine Wohltat? Ja, ich bin's gewiß, daß alles umsonst war, was ich hoffte, alles was ich wünschte und alles was ich litt. All jene Träume, all jene Aussichten, jene Verse alle, sie wurden vergebens geträumt, gedacht, geschrieben. O wie teuer, wie unendlich teuer kommen uns die Lehren zu stehen, die uns der Himmel gibt! Alle Kräfte unserer Seele strengt er an, das Glück unsres Lebens setzt er willkürlich aufs Spiel, um uns der traurigen Wahrheit zu überführen, daß der Schein trügt. So steh ich in diesem Augenblicke, einer entblätterten Blume gleich, leer, hoffnungslos, freudenarm, und rufe am Scheidewege der schönen, bilderreichen Vergangenheit und der öden Zukunft:

Ich bin der unglückseligste der Menschen! Ich bin es in diesem Momente, doch werd' ich's nicht immer sein. O nur der, welcher weiß, was ich besaß in dieser Hoffnung, kann fühlen,was ich mit ihr verlor, unwiederbringlich!

Was ich zuerst an Wilhelm bemerkte (zum letzten Male nenn' ich ihn so), waren alle Zeichen

der Abgunst, der Gleichgültigkeit, der Geringschätzung. Ich sah es deutlich, daß er mich nie lieben würde; denn obgleich ich ihm nicht sagte, daß ich ihm gut sei, so hätte es doch ein fühlendes Herz aus vielem erkannt, und ich hatte zum mindesten Gelegenheit, ihm mein ganzes Gemüt und meine Gesinnungen zu zeigen, so daß er mich ganz kennen würde, hätte er mich nur verstanden.

Trotz seiner Kälte hoffte ich noch; ich hoffte auf sein edles Herz, ich hoffte mir noch verdienen zu können, was ich wünschte. Wie sehr betrog ich mich! Noch ein anderer Glaube ward mir geraubt, ein schönerer noch, als der an seine Freundschaft, der Glaube an seine Vortrefflichkeit! Ich lernte ihn kennen, ich konnte nicht mehr achten, was ich liebte!

„Oimè, questo è dolor ch'ogni altro avanza!"

O welch ein Schmerz war's, als mir der Flor von den Augen fiel, als mir seine mannigfaltigen Worte und Handlungen immer nur dasselbe zuriefen: „Er kann niemals der Deine werden!" Es ist keine Vermutung, keine Ahnung mehr, keine Furcht; es ist klar, er wird niemals der Meine. Wie soll ich mich so plötzlich von all diesen Hoffnungen entwöhnen!

Seine Sitten sind äußerst verderbt, seine Gespräche roh und flach; er ist gefühllos wie ein Stein und hat keinen Begriff von Liebe und Freundschaft. Er hat keinen Begriff davon, wie das Glück des Menschen nur durch Menschen könne begründet und gekrönt werden.

Langeweile war das einzige Mißvergnügen, das ihn drückte; alle Mittel wurden aufgeboten, sie zu verjagen, nur auf das wahre Mittel fiel er nie.

So tief er aber auch gesunken sein mag (und besonders ist die Roheit und Unzartheit seiner Sitten außerordentlich), dennoch läßt sich ein gewisser edler Zug in seinem Wesen nicht verkennen; nicht verkennen, daß sein innerster Keim gut war, und daß er unter andern Umständen und bei besserer Gesellschaft ein sehr liebenswürdiger Mensch geworden wäre. Und dies ist noch mein einziger Triumph. Aber kann man n cht von allen gemeinen Menschen dasselbe sagen? Man kann es zwar; allein bei den meisten schimmert jener edle, unverdorbene Grundzug nicht mehr wie bei ihm durch die rohe Umhüllung ihrer Charaktere und ging längst verloren.

Ein Offizier fragte mich diesen Morgen, als er meine Traurigkeit bemerkte, was mir fehle? Ich müßte, sagte er, schon zuviel über das Menschenleben nachgedacht haben, daß ich dessen satt wäre. Hierüber mußte Hornstein unmäßig lachen und er fragte gleichfalls, was ich für Sorgen hätte? Meine Antwort war, daß ich ihm dies nicht sagen könnte, und in der Tat, wie hätte ich mich aufs neue einem herzlosen Gelächter preisgeben mögen? Früher, als wir allein waren, sagte er mir, ich sollte meine Gedichte drucken lassen. Ich bemerkte ihm, daß ich nur für meine Freunde schriebe, und wie ungeeignet es wäre, seine Jugendversuche in Druck zu geben. Höchstens in meinem dreißigsten Jahre, fügte ich hinzu, wo entweder mein Mangel an Talent die Schreibseligkeit ganz verdrängt haben muß, oder die lange Übung und Bildung meinen Mangel an Talent einigermaßen ersetzt haben kann, werde ich es wagen können, öffentlich aufzutreten. „Wenn Sie", entgegnete er, „bis in Ihr dreißigstes Jahr warten wollen, so werden Sie nie etwas herausgeben, denn Sie werden keine dreißig Jahre alt. Es tut mir leid, aber Sie sterben früh." Diese seine Grille hatte

etwas Tröstliches für mich. „Mißfällt es Ihnen," fuhr er fort, „daß Sie so frühe sterben müssen, man lebt doch gern." Ich sagte: „Es mißfällt mir nicht." O möchte deine Weissagung sich erfüllen, einst mir geliebter Mann! Wie sollte sie mir mißfallen? Seh' ich doch, welch ein Leben ich führe, ein Leben, wovon eine strenge Hand die wenigen Blumen noch abstreift, womit die Phantasie es bekleidete. Lehre mich, Vater im Himmel, wo das Glück zu finden sei, lehre mich die wahre Weisheit des Lebens oder laß mich enden!

Am 10. April 1816. München.

„Die Blume ist hinweg aus meinem Leben,
Und kalt und farblos seh' ich's vor mir liegen."

Ja, ich fühle mich öd und leer. Nicht die kleinste Hoffnung schimmert mir mehr, und noch vorgestern hatte ich deren so viele. Hornstein ist mir nichts mehr. Ich sah ihn heut auf der Parade; er machte keinen Eindruck mehr auf mich. Nur eine wehmütige Erinnerung spricht mir noch aus seinen Zügen. Meine Sehnsucht hat keinen Gegenstand. Selbst, wenn ich Brandensteins Bild wieder in mir

hervorrufen könnte, würde ich's nicht tun. Brandenstein mag auch nicht besser sein als Wilhelm, wenn er auch feiner ist. Man muß keine seelenvollen Menschen unter dem Militärstande suchen.

Am 13. April 1816. München.

Die Wiederbelebung von Brandensteins Bild ist das sicherste Mittel, mich schnell zu heilen. Er war mir ja einst so teuer, und ist es noch; ihn schätz' ich bereits so lange, ihn vergaß ich in einer andauernden Entfernung nicht; ihn konnte selbst Wilhelm nie ganz in meinem Herzen auslöschen. Von ihm habe ich noch nichts Tadelhaftes gehört; freilich, seitdem ich mich in Hornstein so sehr betrog, habe ich auch an meinen blonden Freund (er fordert die alten Namen zurück) keinen rechten Glauben mehr. Ich bin versucht, alle jungen Leute meines Standes für seicht und gefühllos zu halten; Müßiggang und sinnlicher Lebensgenuß scheint mir Hauptzweck bei allen. Dennoch kann Brandenstein eine Ausnahme machen. Vielleicht ist er besser als die andern. Daß seine Bildung feiner ist, als die Hornsteins, unterliegt keinem Zweifel. Schon einmal habe

ich beide in diesen Blättern zusammengestellt und verglichen. Brandenstein ist mir an Rang, Alter, Religion und Vaterland näher als Wilhelm. Hierzu kommt noch, daß ich ihn äußerst selten sehe und nie mit ihm sprechen kann, und also meine Neigung nicht leicht in Leidenschaftlichkeit ausarten wird. Mein Herz aber und meine Phantasie werden wieder bevölkert werden; freilich nur von Gestalten des Wahns; aber der Wahn ist nun einmal der einzige Trost solcher Leute, wie ich bin.

Am 10. Mai 1816. München.

Nichts fühle ich mehr und deutlicher als meinen Unwert. Warum leben solche Menschen auf Erden, wie ich, die nichts sind und nichts sein können. Wenn ich das schlechte Urteil betrachte, das ich selbst über mich fälle, so schaudre ich, wenn ich daran denke, was andere von mir halten mögen. Ich bin eine links angehängte, nichts geltende Null, wenn man den Wert der Menschen einer Zahlenreihe vergleicht, würde aber auch rechts angehängt, d. i. auf einen andern Platz gestellt, nichts gelten. Ich glaube wohl, daß ich dem Weltschöpfer zu irgend einem Zwecke diene; ein Trost,

den ich mit dem letzten aller Menschen gemein habe.

Wenn ich meine verschiedenen Arbeiten durchblättere, wie wenig ist darin! Unter all den vielen einzelnen Gedichten, die ich geschrieben habe, kenne ich keines, das einiges Lob verdiente, obgleich manche, aber gewiß nur aus Höflichkeit und in Betracht auf meine Jugend, gelobt worden sind. Ich bin versichert, daß alle, die von meinen Versen gelesen haben, sich hinterher über mich lustig machen. Ich werde auch von niemand geliebt. Das sicherste Mittel, geliebt zu werden, sagt Boccaz, ist zu lieben. Ich liebe; aber niemand hängt an mir. Viele meiner Bekannten wurden durch meine Bizarrerien von mir abgeschreckt. Ich könnte artig, zuvorkommend, einschmeichelnd gegen die Menschen sein und dadurch sehr bei ihnen gewinnen; so aber ist im Gegenteil ein Trieb in mir, jedem, der besondern Anteil an mir zu nehmen scheint, durch eine Unfreundlichkeit weh zu tun. Wen ich lieb haben soll, der darf mir nicht oft sagen, daß er mich liebe, sonst treibt mich der Geist des Widerspruchs, mich ihm auf einer unvorteilhaften Seite zu zeigen, und sollte es auch durch eine mir selbst

schädliche Verstellung sein. Ich bestreite jedermanns Lieblingideen, und sollten es meine eigenen sein.

Meine einzige Zuflucht ist anhaltende Beschäftigung. Ich darf nicht daran denken, daß ich nichts bin, daß ich für Federigo nichts sein kann. Wie andere Zerstreuung auf Zerstreuung, so muß ich Arbeit auf Arbeit häufen, wenn ich anders einige Zufriedenheit genießen soll.

Am 14. Juni 1816. München.

Das Verlangen nach einem Freunde ist wieder mehr als je lebendig in mir geworden; ich meine einen innigen Freund, den ich von ganzer Seele lieben könnte, und der mich auch wieder liebte. Die wenigen, die mir das sein könnten, sind ferne, und Federigo ist nur ein Phantom, eine Geburt meiner Phantasie; denn wie ich ihn mir dachte, lebt er nicht. O holde Freundschaft, wie groß mußt du sein, wenn du wahrhaft bist und ganz auf die Sympathie zweier Seelen gegründet!

Am 22. Juni 1816. München.

Heute endlich habe ich die Bewilligung meines Urlaubsgesuchs erhalten. Künftigen

Mittwoch, den 26. werde ich mit dem Postwagen von hier nach Lindau abgehen. Ich freue mich sehr auf diese Reise. Die Schweiz ist teils ihrer unsäglichen Naturschönheiten von jeder Art, teils ihrer Verfassung und Geschichte und teils ihrer verschiedenstämmigen Bewohner wegen, ein äußerst merkwürdiges Land. Zum äußersten Punkt meiner Wanderschaft habe ich den Gotthardt festgesetzt, wenn anders Geld und Zeit hinreichend, und das Wetter günstig sein wird.

Am 26. Juli 1816. Zürich.

Es ist heute ein Monat, seit ich von München abreiste. Nicht meiner körperlichen Gesundheit allein, auch meiner geistigen war diese Reise gewogen. Der freie Anblick der schönen großen Natur hat allmählich viele schiefe und übertriebene Ideen verdrängt, und den reinen Geist immer mehr zur einfachen ruhigen Vernunft aufgeklärt.

Am 1. August 1816 zu Rorschach am Bodensee.

Hier bin ich denn zu Rorschach, und mein Schicksal ist Wind und Wellen anheimgestellt. Wird der erstere günstig, so fährt morgen ein Schiff nach Lindau.

Ich verlasse nun die schöne Schweiz und vielleicht auf immer. In allem war ich in vierzehn Kantonen, den von Thurgau nicht mitgerechnet, den ich nur betrat. Von dreizehn sah ich die Hauptstädte. Ich befuhr sieben Seen. Mein nördlichster Punkt war Schaffhausen, mein östlichster Rorschach, mein südlichster Obergestelen im Walliser Land, mein westlichster Biel. Mein höchster Punkt die Furka.

Schade, daß der Segen der Eintracht auf diesem schönen Lande so wenig ruht, als auf dem deutschen.

Am 3. August 1816. Lindau im Bodensee.

Die Vorsehung und waltende Güte Gottes, die wir blinden Menschen so oft verkennen, offenbart sich zuweilen besonders in jenen Dingen, die wir im ersten Augenblick mit dem Namen Übel zu belegen geneigt sind. Auf meiner Schweizerreise erhielt ich davon viele Beweise, die hier nicht am unrechten Orte stehen werden.

Daß sich mein Urlaub so lange verzögerte, hielt ich für einen großen Querstrich; dennoch trug dies bei, daß ich meine Vorbereitung der

Reise weiter ausdehnte, daß ich in einer einigermaßen günstigern Jahreszeit in die Schweiz kam, und daß ich auf dem Postwagen mit meinen nachmaligen Reisegefährten zusammentraf. Weit mehr noch klagte ich über den ungünstigen Wind zu Lindau. Gleichwohl verursachte er meine nähere Bekanntschaft mit den Gombarts und mit dieser Stadt selbst und ihren Umgebungen. Statt einer langweiligen Seefahrt auf einem Botenschiff ward mir die schöne Reise am See hinauf nach Mörsburg und von da die liebliche Fahrt nach Konstanz hinüber. Ich war mir selbst und der Natur überlassen, während ich dort vielleicht in Gesellschaft von Kornjuden gewesen wäre, deren lümmelhafte Unerträglichkeit ich gestern zur Genüge kennen lernte. Daß ich in Konstanz mit dem eben vorüberfahrenden Schiff nicht abfahren konnte, ärgerte mich, da ich die Stadt noch nicht gesehen hatte. Aber hätte ich sie auch gesehen gehabt und wäre abgefahren, so würde ich den schönen Spaziergang nach der Insel Mainau versäumt haben. In Schaffhausen, obgleich ich den Rheinfall bei schönem Wetter sah, war ich doch in Verzweiflung über das schlechte, das darauf folgte

und mich zurückhielt. Aber wäre ich abgereist, so würde ich die Bekanntschaft der beiden Herrn Bernhardt und folglich auch die des Herrn Nägeli nicht gemacht haben; und ich hätte die Gombarts in Zürich nicht getroffen, was doch gewiß von Einfluß auf meine ganze Reise war. Ich würde gar nicht in ihrer Gesellschaft gereist sein, keinen so großen Teil der Schweiz gesehen und wahrscheinlich auch auf dem Rigi kein so schönes Wetter getroffen haben, hätte mich der Regen, den ich verwünschte, nicht abgehalten, nach Rapperswyl zu fahren, welchen Weg ich ohnedem, und zwar ungleich schöner, auf meiner Rückreise gegangen bin. Hätten wir in Brunnen sogleich über den See gekonnt, hätte der Föhn uns nicht abgehalten, was mir Muße zum Schreiben gab, so wäre ich offenbar mit meinem Tagebuch gänzlich zurückgeblieben, und schwerlich hätten wir einen so günstigen Wind getroffen, wie der, der uns später nach Flüelen trieb. Wäre die Hitze an jenem Tage nicht so groß gewesen, was uns manche Zögerung auf dem Wege nach Schwyz verursachte, so würden wir früher gekommen sein; wir hätten uns eingeschifft, und Föhn und Sturm würden

uns mitten auf unsrer Fahrt überfallen haben, und wer weiß, was dann aus uns geworden wäre auf einem See, wie der Vierwaldstätter ist. Wäre ich zu Andermatt im Urseren Tal mit dem jüngern Gombart nicht in Streit geraten, so wäre ich von Bern aus sicherlich noch weiter mit ihnen gereist, und die Petersinsel, Nidau und Biel würde ich versäumt haben. Die schlimme Schiffahrt auf dem Brienzer See war ein kleines Opfer für die Reihe schöner Tage, die darauf folgte.

Wäre ich von Solothurn aus, wie mein inniger Wunsch war, mit meiner ehemaligen Reisegesellschaft gefahren, was würde ich nicht alles verloren haben? Die interessante Bekanntschaft des Herrn Zschokke, meine Fahrt mit ihm nach Schinznach, die herrliche Habsburg, Königsfelden und endlich auch die Bekanntschaft von Doktor Näff und meine ganze freundliche Aufnahme in St. Gallen.

Dies sind nur einige Punkte von den vielen, die sich hierüber noch erwähnen ließen.

Am 5. August 1816. München.

So bin ich denn wieder hier und sitze an meinem gewohnten Schreibtisch, von meinen

Büchern und Arbeiten umgeben; aber noch fällt kein freudiger Blick darauf. Wie soll ich dies Alltagsleben wieder ertragen lernen? Wie soll ich vergessen, daß ich in der Schweiz war? Einem langen herrlichen Traume gleich liegt diese ganze Reise vor mir da, und ich bin wieder erwacht; die bunten Bilder verschwinden, ich fühle mich in der alten Öde. Jene trüben, melancholischen Tage werden zurückkommen, die diese Wanderschaft verdrängte, die mich aus meinem ganzen Leben heraushob, mich den engern Zweck meines Daseins völlig vergessen ließ, in andre Regionen, unter andre Menschen mich brachte. So wurden in den alten Tagen beglückte Sterbliche auf den Olymp an die Tafel der Götter geführt, wo sie alle irdischen Sorgen im Nektar ertränkten, aber als sie der himmlische Bote wieder auf die Erde zurückversetzte, da fühlten sie ihre Sterblichkeit wieder und um so drückender alle Leiden der Menschheit. Wo soll ich dich wieder finden, verlorene Freiheit? Doch in den kleinlichen Lasten meines Standes nicht? Wo soll ich dich wieder aufsuchen, holde Natur? Doch nicht in den öden Flächen dieses Landes? Wo auch meine Vergleichung zwischen ehemals

und jetzt beginnt, stoß' ich auf Verlust. Hier habe ich keinen Ersatz für das, was ich hatte.

Am 8. August 1816. München.

Meine Studien habe ich wieder angefangen, aber ich fühle, daß sie mich nicht ausfüllen, und daß mir die Praxis des Lebens fehlt. Das Studium ist immer nur eine halbtätige Wirksamkeit. Meine militärischen Pflichten sind viel zu mechanisch, um sie einen handelnden Beruf zu nennen.

Am 10. August 1816. München.

Nichts ist flacher und schaler, als mein jetziges Leben. Ich sah voraus, wie es kommen würde, als ich noch in der Schweiz war. Lektüre genügt mir nicht. Ich wünschte auch mehr geselligen Umgang, wieder in einer Familie zu leben, Umgang mit Weibern. Ich bin so allein und gesondert. Die Wintermonate hoffe ich im elterlichen Hause zuzubringen. Es ist so angenehm, sich teilweise von der Arbeit durch ungezwungene Gespräche zu erholen.

Ich habe nie dies gewöhnliche Leben ertragen können, ohne daß ich es mit phantastischen Träumen durchflocht. Auch jetzt würde ich jene idealischen Täuschungen wieder hervorrufen können; aber die Vernunft soll endlich

vorwalten. Ich verschmähe eine zwecklose Torheit, die mir ohnedem schon manche betrübte Stunde machte, und die mich meistenteils gänzlich ausfüllte, statt einzelne Mußestunden zu erheitern. Ehmals dachte ich mir noch immer ein gewisses reelles Ziel bei der stillen Glut meiner Wünsche; jetzt, nachdem ich einsehen lernte, daß meine Hoffnung nur Betrug war, ziemt es mir nicht mehr, sie zu nähren.

Am 26. September 1816. München.

Ich freue mich auf den Zeitpunkt, wo es mir vergönnt sein wird, nach dem väterlichen Hause abzureisen, um dort eine Reihe von Tagen schöner Muße und zugleich willkommener Arbeit zu feiern. Ich lebe hier nicht glücklich. Zuweilen sprühen noch einzelne Funken einer verglühten Sehnsucht aus der Asche. Sie kommen zum mindesten dem Trauerspiel zustatten, an dem ich noch fortwährend schreibe.[1]) Wer wollte etwas mit kaltem Herzen zustande bringen? Manchmal beschäftige ich mich, einigen meiner früheren Gedichte, die mir des Aufbewahrens wert dünken, die möglichste Rundung und Vollständigkeit zu geben.

[1]) Der Hochzeitgast.

Am 20. Oktober 1816. Ansbach.

Seit gestern nachmittag bin ich hier in meiner Vaterstadt, um ein paar Monate zu ruhen, oder vielmehr zu arbeiten; denn ich habe mir vieles vorgenommen, besonders das Studium des Griechischen. Ich reiste am siebzehnten morgens von München ab, und zwar allein mit einem Lohnkutscher. Nur Schnizlein begleitete mich noch zwei Stunden weit, da er sein Reitpferd an die Chaisenpferde anband, und auf jenem wieder zurückritt.

Am 24. Oktober 1816. Ansbach.

Ich beging heute meinen zwanzigsten Geburtstag; aber nicht mit freudigen Betrachtungen beging ich ihn, wenn ich daran dachte, wie wenig ich bin, und wie wenig ich habe, wie weit ich von jenem Ziele noch abstehe, das ich zu erreichen strebe. Wenn ich hier meine liebsten und kühnsten Wünsche niederlegen darf, so nenne ich sie: einstigen Dichterruhm, eine diplomatische Laufbahn und B.s Bekanntschaft. Aber von diesen drei Dingen wird mir fast allzu gewiß keines zu teil. B. werde ich nicht mehr sehen; ich werde nicht Gelegenheit haben, eine Universität zu besuchen, um meine Studien zu vollenden; und wenn

auch einige meiner Verse von einzelnen gelobt werden mögen, nie werden sie eine öffentliche Meinung für sich gewinnen können. Wie sollte ich heiter in die Zukunft sehen? Wie manches Leiden wird mir noch in diesem angetretenen zwanzigsten Jahre bevorstehen.

Wenn mir die Zukunft nichts wäre, könnte ich mich in diesem Augenblicke glücklich preisen. Ich kann hier froh und zufrieden leben. Nur fühle ich, daß das Verhältnis des erwachsenen Sohnes zu den Eltern nicht mehr jenes herzliche des Kindes ist. Ich gebe mich noch viel geringer als ich bin, weil mir gegen die Eltern jede Art von Erhebung schwer fällt. Freundschaftlicher Umgang wäre mir fast ebenso notwendig, als er mir angenehm sein würde. Dies ist auch vielleicht das einzige Lebensverhältnis, in dem ich etwas zu sein vermag.

Überhaupt bin ich sehr in Zweifel über mich selbst. Daß ich nicht an meinem rechten Platze stehe, scheint mir ausgemacht; eine andere Frage aber ist, ob es auch wirklich einen Platz gäbe, in dem ich wahrhaft nützen könnte, und dessen Funktionen nicht ebensosehr im Widerspruch mit meiner geistigen Organisation stehen. Daß es übrigens nicht leicht ein

Amt geben kann, bei dem meine Geisteskräfte so wenige Anstrengung bedürfen als gerade bei dem, das ich bekleide: dies ist keine Frage mehr.

Am 4. November 1816. Ansbach.

Ich werde mich gegen D. A.[1]) so artig wie möglich, aber durchaus nicht zuvorkommend und mit Wärme benehmen. Ich habe keine Ursache, warum ich mich zurückhaltend gegen ihn benehmen sollte, da ich ihn nicht zu den Alltagsmenschen zähle, noch weniger aber hab' ich ihm mit Auszeichnung zu begegnen, was mich hintennach so sehr gereuen möchte. Ich darf ohnehin immer auf meiner Hut sein, daß das Herz nicht mit dem Verstande davonlaufe. Mein Leben ist ein Kampf der hellsehenden Vernunft wider die täuschende Empfindung.

Am 5. November 1816. Ansbach.

Nein, es ist nicht für mich, es widerstrebt meiner Natur, ich bin nicht für die Gesellschaft geschaffen. Wo andere sich unterhalten, verzehrt mich eine Langeweile, von deren hohem Grade ich bisher noch keinen Begriff hatte. Ich war gestern abend bei meiner Tante, der Frau von Lindenfels, eingeladen. Die jungen

[1]) De Ahna.

Leute machten zwei Partien Whist zusammen. Ich, der ich kein Spiel verstehe noch verstehen will, war allein gänzlich unbeschäftigt und ennuyierte mich mehr, als es Worte zu sagen vermögen. Doch befreite ich mich bald aus dieser drückenden Lage, indem ich mich davon schlich. Ich eilte zu Hause auf mein Studierzimmer und warf mich mit neuer, feuriger Liebe in die Arme der freien Musen. Aber was soll daraus werden? Soll ich so fortleben in unerhörtem Zwange, dem ich mich noch immer im Leben entschlug, so oft es mir möglich war? Wie kann ich mich aber der Gesellschaften entschlagen? Wie kann ich den Leuten sagen, daß sie mich nicht mehr bitten sollen? Nie hätte ich geglaubt, daß mir diese fade Entsetzlichkeit, die man Gesellschaft nennt, so über alle Maßen drückend werden würde. Gerne wollte ich mich opfern und manchmal einen Lückenbüßer abgeben, wenn man mich nur zu etwas gebrauchen könnte. Aber schon der Anblick einer Karte macht mich gähnen. Ich bin allerwegen das fünfte Rad. In beständiger Geistesabwesenheit, spreche ich niemals, und gebe eine verkehrte Antwort, wenn ich gefragt werde. Das Schicksal hat mich so tief gestellt,

daß ich nicht durch Fleiß, nicht durch Anstrengung, nicht durch Studien so viel erlangen kann, als andern schon die Natur gab. Überhaupt sehe ich mit Schrecken in die Zukunft. Was soll aus mir werden, da ich alle Leute vor den Kopf stoße? Für mich wäre besser, in ewiger Abgeschiedenheit von den Menschen zu leben, meinen Träumen nachzuhängen und den Musen zu huldigen. Ich fürchte, ich tauge zu gar keinem wirklichen Amte. O daß mir zum mindesten ein Freund an der Seite stünde, in dessen Busen ich meine Klagen ausgießen könnte, und der mir mit Rat an die Hand ginge, der mir sagte, wie man die Gesellschaft ertragen lernt! D. A. würde hiezu passen, aber wir werden nie zusammenkommen. Es ist nicht möglich, daß wir uns wechselseitig etwas sein könnten, weil ich niemandem etwas sein kann.

Lektüre.

Ich lese ziemlich viel, und es wäre nützlicher, mir anzugewöhnen, weniger zu lesen; allein es gibt so viele interessante Schriften.

Am 8. November 1816. Ansbach.

Die Hoffnung auf D. A.s nähere Bekanntschaft habe ich gänzlich aufgegeben; nicht

weil ich gelernt hätte, ihn weniger zu schätzen, sondern weil sie am Ende doch nichts anders als ein Spiel der Phantasie, ein Bedürfnis nach Mitteilung war.

Am 21. November 1816. Ansbach.

Ist es nicht eine der traurigsten Erfahrungen, die das Leben lehrt, daß so wenige Menschen, selbst von denen, die Trieb und Kraft zu einer rühmlichen Wirksamkeit in sich fühlen, zu etwas wahrhaft Großem und Wichtigem bestimmt sind? Wir vergeuden unser Leben in leeren Träumen und schalen Kleinigkeiten; es ist eine ewige Zusammenreihung getäuschter Hoffnungen und ewig scheiternder Versuche.

Nicht der Tod allein ist's, der unsern Wünschen die Ausführung, unsern Planen die Vollendung raubt: unsere eigene Phantasie brütet oft genug über Entwürfen, an denen wir uns, von großen und pomphaften Erwartungen hingehalten, ergötzen. Wir legen so manchen Grundstein und sehen schon festlich prangend das Gebäude, aber teils die Querstriche eines ungünstigen Schicksals, teils eigene Indolenz hemmen die Arbeit.

So gewinnt man zuletzt eine ganze Reihe

von Anfängen, ohne ein einziges Ende, und wie niederschlagend ist dies für den Menschen! Nur wenige Auserwählte setzen ihre Zwecke durch; nur wenige Auserwählte sind zu einer glänzenden, tatenreichen Laufbahn berufen und hinterlassen ihre gefeierten Namen der Nachwelt.

Es ist nicht gerade das letztere, was ich wünsche; könnte ich nur mehr Handlung auf die Bühne meines Lebens bringen; könnte ich mich nur unter einen Haufen bedeutender Menschen mischen, die mich in ihre Kreise des Denkens und Wirkens verwickelten, um meine Kräfte zu versuchen und durch Anstrengung zu stählen. Vollends in der Jugend ist dies einförmige Abhaspeln der Tage unerträglich.

Und doch darf ich vielleicht kaum hierüber klagen. Es mag junge Leute geben, die in gleichen Jahren und mit demselben Drange kaum mehr als die Türme ihrer Vaterstadt gesehen haben und kaum Hoffnung haben, sich aus ihren engen Zirkeln herauszubewegen.

Am 30. November 1816. Ansbach.

Was mir die Bücher geben, und was in mir selbst ist, ist auch jetzt das einzige, was ich genieße. Und wenn auch einige Menschen

in der Ferne leben, die an mir teilnehmen, so wird doch niemals ein Busenfreund mir zur Seite gehen, dem meine ganze Seele gehörte, gegen den sich mein unbegrenztes Vertrauen ergösse. Warum kann ich nicht lieben? Warum macht nicht irgend ein Mädchen auf mich Eindruck? Ich vermöchte viel zu sein in der Liebe, das fühle ich, mein ganzes Herz würde in warme, glühende Worte fließen. Dieses stille Wesen würde einer zärtlichen Beredsamkeit Platz machen, meine Muse würde sich neu beleben. Warum muß ich ein Glück so tief empfinden, das mir nicht zuteil wird? So vielen Menschen wird es vergönnt, durch ihre Gefühle beseligt zu werden. Mein ganzes Leben aber ist ein Kampf der Empfindung mit der Vernunft, in dem ich immer am Ende der letztern die traurige Oberherrschaft verschaffen muß, ohne mich je der erstern hingeben zu dürfen.

Am 11. Dezember 1816. Ansbach.

Es ist heute ein Jahr, seit wir, von Frankreich zurückkehrend, in München einmarschierten. Ich habe diesen Tag heute dadurch gefeiert, daß ich zuerst anfing, den Homer im Original

zu lesen. Trotz der Vossischen Übersetzung geht es gleichwohl noch ziemlich langsam; doch verliert sich das hoffentlich mit der Zeit. Ich schreibe auch Vokabeln nieder, besonders die ionischen und seltnen Formen, was ich für sehr nützlich halte. Die Grammatik, schon einmal durchstudiert, lege ich jedoch noch keineswegs beiseite. Ich muß [mich] in beständiger lebhafter Beschäftigung erhalten, wenn ich nicht in Träumereien versinken soll. Besonders sind mir in dieser Hinsicht die Spaziergänge, die ich täglich vornehme, mehr schädlich als nützlich.

Am 30. Dezember 1816. Ansbach.

Ich weiß nur zu wohl, daß, wenn man einmal geliebt, es mit dieser ersten Liebe niemals getan ist, und daß man Neigung an Neigung reiht. Man könnte die Liebe eine Gewohnheit nennen. Mit meiner eigenen Angelegenheit (und sie war wirklich nahe daran, hieher zu gehören) hat sich eine neue Variation zugetragen. D. A. hat mir gestern bei Freibergs eine Unhöflichkeit gesagt, die mir deutlich zeigte, daß er nicht an mir teilnimmt. Es bleibt mir also, wenn ich ihn noch sehen sollte,

nichts übrig, als ihm auf eine gleiche Weise zu begegnen und ihm deutlich zu zeigen, wie wenig mir an ihm gelegen sei. Dies ist eine Art Rache, aber ich weiß nicht, wie ich mich anders hiebei benehmen sollte.

Am 1. Januar 1817. Ansbach.

Ahnung und Überlegung scheinen mir anzudeuten, daß dies vor mir liegende Jahr von beträchtlichem Einflusse auf mein ganzes Leben sein möchte. Ich kann mir in meinem Stande nicht gefallen; ich ertrage den Gedanken nicht, mich ein ganzes Leben in demselben herumzuschleppen. Ich glaube kürzlich einen Ausweg gefunden zu haben, den einzigen, den es in meinen Umständen gibt; er ist sehr gewagt, aber wir leben, um zu wagen. Was ist am Ende das Äußerste, was uns begegnen kann? Der Tod. Wie wenig ist der Tod! Ja, ich wiederhole auch heute meinen Entschluß, alle meine jetzigen Verhältnisse abzuwerfen; und in einem andern Weltteil eine andere Existenz zu suchen, oder zugrunde zu gehen.

Im Laufe dieses Jahres muß sich mein Vorhaben entscheiden. Der Rat meiner Freunde wird es bestimmen helfen.

Am 4. Januar 1817. Ansbach.

Heute schrieb ich meine ersten Verse in diesem Jahre nieder. Es ist ein Gedicht in Distichen, mit der Überschrift „Amerika", in dem ich meinen neuen Plan mit seinen Gründen niederlege, wie ich denn gerne gleich jede Idee, die mir aufsteigt, von der poetischen Seite auffasse. Ich habe bis jetzt noch nicht die geringste Aussicht, zu meinem entfernten Zwecke zu gelangen; auch ward er noch niemanden mitgeteilt, allein was vermag nicht der Mensch mit Willen und Anstrengung?

Am 12. Januar 1817. Ansbach.

Übermorgen reise ich ab, dem alten Schlendrian wieder zu. Ich fühle mich mißmutig. Wie lange werd' ich dies Alltagsleben noch ertragen müssen? Mag aus mir werden, was da will, es ist notwendig, daß ich in die Welt komme. Der Plan nach Amerika erscheint mir noch der einzig mögliche bisher. Ich muß meine jetzigen Verhältnisse bis auf den Namen abschwören, wenn ich frei sein soll. Es ist in mancher Hinsicht so vorteilhaft, einen ganz unbekannten Namen und keine Familie zu haben. Da ich einmal zum Leben verdammt bin, so will ich wenigstens wirklich leben.

Am 17. Januar 1817. München.

Diesen Morgen machte ich bereits meine Meldungsbesuche und sah auch die meisten meiner Bekannten. Aber noch will es mir nicht hier behagen. Es ist kein wahres Leben mehr. Eine Menge herzloser Geschäfte und ein paar Abendstunden den Studien, so wird es nun fortgehen von einem Tage zum andern. Was ist das für ein Dasein, für ein Genuß. Selbst die Freunde kann man hier nicht vereinigen, der eine wohnt an jenem, der andere an diesem Ende der Stadt, und man sieht sich nur selten. Ich war so glücklich in Ansbach! Ich darf nicht daran denken. Ist die Gegenwart nicht genug, muß auch die Erinnerung noch elend machen?

Am 20. Januar 1817. München.

All meine jetzigen Freuden und Plane liegen im Studium. Was bliebe mir sonst noch übrig? Nur leider ist mir sehr wenige Zeit gelassen. Womit ich mich jetzt beschäftige? Ich lese meinen Homer mit Hilfe des Lexikons; ich durchgehe Backenbergs Lehrbuch der Mathematik; ich lese Humes History of England. An meinen eignen Arbeiten wird nichts getan,

und wer weiß wann wieder. O mein Herz fühlt sich wieder so öd, so leer. Ich sollte mich deshalb glücklich schätzen. Wodurch litt ich mehr, als durch Fülle der Empfindungen? Je mehr ich dies kleinliche Leben wieder kennen lerne, desto mehr tritt mein erwähnter Plan mir vors Auge. Wenn ich doch einmal meine Jugend den Wissenschaften nicht weihen darf, wenn es einmal gehandelt sein muß, so will ich doch etwas Größres tun und wagen, als die Wachtparade zu visitieren und auf die Wache zu ziehen.

Am 12. Februar 1817. München.

Von meinem jetzigen Dasein ist so wenig zu sagen, daß ich lieber davon stillschweige. Ich lebe eigentlich nur noch in den Büchern. Die alten Sprachen beschäftigen mich vorzüglich. Was das Latein betrifft, so habe ich nun angefangen, den Sallust von der katilinarischen Verschwörung zu lesen, der mir sehr viel Vergnügen macht. Der Ruhm eines guten Geschichtschreibers würde auch mir der vorzüglichste unter den schriftstellerischen sein, aber ich bin zu allem verdorben. Allenthalben fühle ich meine Unwissenheit, meinen Mangel an

Talenten und meine Leerheit des Geistes. „What should such fellows, as I do crawling between earth and heaven?“

Die meisten Menschen, über die ich mich vielleicht erhaben glaubte, nützen mehr, als ich jemals kann. Die Poesie habe ich ganz aufgegeben; ich betrachte meine Verse als meine Jugendsünden.

Wohl glaubte ich ehmals eine schaffende Kraft in mir zu fühlen. Nun aber sinke ich in mein eignes Nichts zurück. Ich leugne nicht, in meinen eitelsten Stunden von Lorbeeren geträumt zu haben. Doch war dieser Wahn zum mindesten kurz genug. Selbst die gute Meinung meiner Freunde wird nach und nach einer bessern Überzeugung Platz machen. Ich gehöre zu der gemeinen Klasse gewöhnlicher Menschen, und bin beruhigter, da meine Versuche, mich aus derselben emporzuschwingen, beendet sind. Ich kann und will auch nicht das Geringste gelten, und so werde ich gelitten werden und immer noch mehr von den Menschen erhalten, als ich verdiene.

Federigo habe ich die Zeit her nicht wieder gesehen. Da ich den Kranz aller meiner eitlen Träume ablege, sollte ich diese Blume allein

zurückbehalten? Dieser liebende Wahn war der handgreiflichste und unverzeihlichste von allen. Ich nährte ihn, weil ich zu schwach war, mein Herz ganz zu entvölkern, da ich mir selber nichts sein kann. Es war nicht Liebe mehr, wie ehmals. Mein kaltes träges Gemüt kennt kein lebendiges Gefühl. Wer sich selbst nicht mehr liebt, liebt wenig mehr außer sich.

Am 18. Februar 1817. München.

Ich versinke täglich mehr in mich selbst und halte mich für einen verlorenen Menschen, aus dem vielleicht etwas hätte werden können. Wer glücklich leben will, muß heftig streben, und ich habe kein festes, kein wahres Ziel vor mir. Nur jener Federigo, sagt mir mein Herz, nur er könnte mir neuen Mut und Vertrauen zu mir selbst geben; aber er wird niemals der Meine werden. Nach meiner Lebensweise, wovon ein Tag dem andern völlig gleich kömmt, ist es eine klare Unmöglichkeit, seine Bekanntschaft zu machen, wenn ich auch sein stolzes und sprödes Wesen gar nicht in Anschlag bringe. Nur ein Wunder könnte mich ihm zuführen, und weiß ich denn am Ende, wer er ist? Heute nach drei Wochen, das zweite

Mal seit seiner Rückkehr, hab' ich ihn wieder gesehen. Aber heißt das gesehen? Er ritt entfernt und flüchtig an mir vorüber, so daß ich kaum im Verschwinden erkannte, er sei es gewesen. Ich konnte keinen Trost, keine Stärkung aus den edlen Zügen schöpfen. Ich weiß sehr wohl, daß dies alles nur ein Wahn ist, aber es ist auch alles, was mir bleibt:

Nur an einem schönen Sterne
Hängt mit Liebe noch der Blick.

Am 30. März 1817. München.

So seid ihr noch nicht aus diesem erkalteten Herzen gewichen, ihr Spuren der alten Glut? Woher noch diese Beklommenheit beim Anblick der werten Züge? Hab' ich nicht all diesem Glücke entsagt? Hab' ich nicht all meine Hoffnungen als Wahn erkannt und als Torheit? Fühl' ich mich nicht abgestumpft für die größern und wärmern Gefühle, für die Träume der Jugend? Was soll der Nachklang schöner Lieder dem Herzen ohne Harmonie?

Am 1. April 1817. München.

Wenn ich mich auch von Zeit zu Zeit ermanne, immer häufiger werden die Rückfälle

in eine tiefe Melancholie, und Gedanken des Todes und Selbstmords beherrschen mich fast ausschließlich. Oft hält mich nur die Schonung für meine Eltern zurück. Mein Vater ist alt und krank, meine gute Mutter sehr kränklich; sie schrieb mir heute, daß sie sich nie mehr ganz erholen würde. Bald werden die einzigen Personen von mir scheiden, die mich lieben, dann bin ich frei. Wir scheinen nur darum geboren, um alles verlieren zu müssen. Wer sind wir? Was sollen wir? Woher kommen wir? Wohin gehen wir?

„Keine Antwort! Diese Fragen greifen
Finster in die Finsternis hinein."

Am 4. April 1817. München.

Ich fühle mich um vieles anders und besser als vor einigen Tagen. Mein starkmütigeres Selbst hat sich wieder emporgerungen. Ich denke wieder der Zwecke und Freuden des Lebens. Dazu trugen nicht wenig meine Freunde Lüder und Schnizlein bei. Wie sollte man gegen so viele Sorgfalt, so vieles Wohlwollen unempfindlich sein? Dennoch steigt oft der Wunsch in mir auf, einen Freund ausschließlich zu besitzen, dem ich mich gänzlich hingeben

könnte, der gleiche Neigungen mit mir teilte, dem alle jene Gefühle gehören würden, die ich gleichsam jetzt unter meine trautern Bekannten verteile. Noch eine andere Sehnsucht empfind' ich, die Sehnsucht nach einem Lehrer, dem ich vertrauen könnte, der in allem dem Meister wäre, was ich zu meinen Studien zähle, den ich bei jedem Anstoß um Rat fragen, dem ich meine Plane und Arbeiten vorlegen könnte; und der mild, klar, väterlich darüber entschiede. Welch ein schönes Verhältnis würde dies sein!

Aber auch nur einen Freund zu haben, mit dem man dieselben Studien gemein hat, müßte herrlich sein. Wie schön würde sich alles wechselweise fördern. Doch von alledem wird mir nichts zu teil. Heute begegnete ich dem, in den ich ehmals große, obgleich gänzlich chimärische Hoffnungen setzte — Federigo.

Ostersonntag am 6. April 1817. München.

Es war immer eine schöne Zeit, als ich noch am Ostertage voll frommer, andächtiger Gefühle erwachte und mir die Auferstehung vergegenwärtigte, mit gerührtem Herzen. Das aber ist dahin. Mein Christentum besteht in

dem Glauben an Gott und die Unsterblichkeit, in der Verehrung der christlichen Moral und der Person des Heilands selbst; aber höher schwingt sich mein Glaube nicht mehr. Ich kann es auch nicht tadeln, daß er sich nicht mehr höher schwingt. Ich kann nicht für einen Gott halten, der ein Mensch war, wie wir. Wenn ich einen so kleinen, körperlichen Begriff von der Gottheit hätte, daß ich sie zur Erde niedersteigend glauben könnte, so dürfte ich mich auch nicht weigern, die Sagen vom Jupiter und Mahadöh als wahr zu nehmen. Die Begriffe von Auferstehung und Himmelfahrt scheinen mir widersinnig, weil sich nur der Geist, nicht der Körper der Erde entschwingen kann, wie es die christliche Religion selbst ausspricht. Wir haben unsere Mythologie wie die Heiden. Die Weisen unter ihnen ließen sie unangetastet, aber sie glaubten sie nicht.

Am 19. Mai 1817. München.

Bereits vorgestern habe ich ein Urlaubsgesuch nach Schliersee auf drei Monate überreicht. Ich werde bei dem Pfarrer wohnen, an den Lüder geschrieben hat. Ich verspreche mir ruhige, glückliche Stunden von diesem

Aufenthalte; glücklich schon darum, weil mich die romantischen Umgebungen des Sees an die Schweiz mahnen werden, nach welcher der Frühling mir erneute Sehnsucht erregt hat.

Meine Muße soll vor allem den alten Sprachen und auch dem Spanischen und Portugiesischen gehören. Botanik hoffe ich endlich anzufangen. Auch werden vielleicht einige Aufsätze ausgearbeitet, über die ich nachdachte, zu deren Ausführung mir aber hier gelegene Zeit mangelt. Die Muße, der ich hoffend entgegensehe, ist die ungestörteste und reichste meines Lebens.

Am 26. Mai 1817. München.

Wilhelm Gumppenberg gab mir heute ein Heft von Fritz Fuggers poetischen Arbeiten, die ihm dieser geschickt hatte.

Das ist gewiß, daß Fugger augenscheinliche Talente zur Poesie hat; allein, da er der neuen Schlegelisch-Fouquéschen Schule angehört, so hat er auch ihre Erbsünden. Nur wenige Stücke sind von derlei Schlacken, wie Empfindelei, Wortgeklingel, religiöse Andächtelei, sowie von Inversionen frei, die unsrer Sprache widerstreiten. Was ihnen am meisten mangelt, ist die Feile. Von mehreren

Gedichten sind einige Strophen eben so vortrefflich, als die andern matt und leer sind. Die schönsten und dem Anscheine nach leichtesten Verse sind gewiß von jenen Dichtern gemacht worden, die sich's nicht verdrießen ließen, zu bessern und auszumerzen. Sine labore nihil! Fugger steht noch sehr unter der Herrschaft des Reims (antike Maße bearbeitet er gar nicht), der ihm öfters, aber freilich nicht immer, geniale Gedanken zuführt. Er hält viel auf die Reinheit des Reims.

Am 30. Mai 1817. München.

Da mir eine neue Lebensperiode anfängt, so schließe ich hier diese Abteilung. Ohne reich an Begebenheiten zu sein, gibt mir dies Buch doch manchen Stoff zum Nachdenken, wenn ich es durchgehe. Es trägt nicht bei, meine trübe Ansicht des Menschenloses zu erheitern. Die Melancholie, mit der ich die ganze Zeit über kämpfte, griff mehr um sich, als es hier geschrieben steht, da ich in jenen traurigen Stunden nicht gelaunt war, zu schreiben. Mordgedanken, um mit Ossian zu reden, glitten über mein Herz. Mir fehlte Liebe, wie sie mir noch fehlt. Die Wahn-

bilder von D. und Federigo erloschen. Ich sah letztern seit langer Zeit nicht und betrachte diesen unvollendeten Roman als vollendet. Durch mein ganzes Leben werde ich diese unbefriedigte Sehnsucht nach einem innigen, unzertrennlichen Freunde tragen, in dem ich mich selbst vergessen könnte.

Meine Lektüre war ziemlich reichhaltig. Mein Entschluß, der Poesie zu entsagen, ging aus der deutlichen Empfindung hervor, daß ich kein Dichter geboren wurde. Ich machte einige Fortschritte im Griechischen und fing das Spanische an. Der Plan nach Amerika liegt in halber Vergessenheit als unausführbar.

Bedeutende Bekanntschaften machte ich keine, ausgenommen die des Hauptmanns Weishaupt, die ich aber ganz vernachlässigte. Selbst vor meiner Abreise besuchte ich ihn nicht mehr, doch ließ ich ihm einen Gruß sagen. Ich denke auch seine Bekanntschaft nicht mehr anzuknüpfen, obgleich ich ihm sehr geneigt bin. Was mich davon abhält, ist die Furcht, ihm nichts sein zu können, die Betrachtung, wie sehr unsre Studien verschieden sind, und endlich ein gewisser Eigensinn, der mir seit meiner Jugend, obgleich damals oft

bestraft, unzertrennlich anhängt und der allem entgegenstrebt, was meinem Herzen angenehm ist, um sich gleichsam das Recht zu erkaufen, mißmutig zu sein und zu klagen.

Am 3. Juni 1817. Schliersee.

Hier bin ich endlich im Hafen meiner ländlichen Wünsche, und ich fühle mich glücklich. Welch ein ganz anderes Erwachen diesen Morgen, als mein erster Blick auf den freundlichen See und seine Ufer fiel, und das Lied der Vögel mir entgegenschallte.

Vorgestern ziemlich frühe verließ ich München mit frohem Herzen. Schnizlein begleitete mich bis Haching, wo wir zusammen frühstückten.

Wir trennten uns, und sahen uns noch gegenseitig nach, bis sich der Weg krümmte. Hier begann meine Einsamkeit, ich war von den Freunden geschieden und ging zu fremden Menschen. Aber kein banges Gefühl ergriff mich. Kaum war ich allein, so richtete ich Wort und Geist zu dem Urheber alles Guten dankend empor. In einem langen Selbstgespräche durchging ich mein bisheriges Leben, und fand, daß mir noch niemals eine so un-

gestörte Muße zuteil wurde, als sie mir jetzt bevorsteht.

Am 17. Juni 1817. Schliersee.

Ich lebe hier, als wenn ich immer so gelebt hätte, als wäre ich nie Offizier gewesen (daß ich es noch bin, fällt mir kaum ein), als hätte ich nie etwas Andres gekannt, als die ländliche Natur und das Studium. Äußerst selten kommt mir der Gedanke an München und meine frühern Verhältnisse. So schnell schütteln wir einen Stand ab, der uns nicht natürlich ist. Ich gehe viel spazieren, finde täglich neue Wege, neue Aussichten, und gewinne der Gegend nach und nach mehr Reize ab. Meine Begleiter sind meist botanische Bücher, zuweilen auch andere, zum Beispiel Delilles Jardins, die sich, von einer schönen Natur umgeben, herrlich lesen, oder Horaz, oder Rochefoucauld, die ich beide in kleinen Duodezausgaben besitze, wie auch den Tasso, Gresset, Homer.

Am 4. Juli 1817. Schliersee.

Ich leugne nicht, daß ich zuweilen von dichterischen Anwandlungen überrascht werde. Ich unterdrücke sie aber, teils, weil ich keine

Zeit habe und viele andere Dinge zu tun, an deren Versäumnis mich erinnernd, ich mich nur mit halber Seele der Muse hingeben könnte, teils, weil nichts dabei herauskommen würde und es mir an Ideen fehlt. Von poetischen Gefühlen bin ich wohl, aber nicht von der klaren Ansicht eines bestimmten poetischen Stoffes durchdrungen. Und der Stoff muß sich dem Dichter so sehr aufdrängen als der günstige Augenblick, ja, er sollte diesen letztern erst herbeiführen. Endlich gehört es ja auch zu meinen Vorsätzen, keine Verse mehr zu machen, und gegenwärtig bin ich auch zu sehr von Homer und Horaz erfüllt, als daß ich etwas Originales hervorbringen könnte. Dies wird auch nie geschehen. Ein ganz schlechter Dichter würde ich zwar nie werden, aber

„mediocribus esse poetis
Non homines, non Di, non concessere columnae“.

nono Cal. Sept. 1817. Schliersee.

Ich weiß nicht, welch ein Dämon mich in diesen Tagen wieder zur Poesie zurücklockt. Auch vorgestern zeichnete ich ein Lied auf, das „Die Quelle“ überschrieben wurde. Es ist in Daktylen und floß mir leicht von der Feder.

sexto Cal. Sept. 1817. Schliersee.

Vorgestern, da ich Lust zu einem größern Spaziergang hatte, stieg ich auf die Gindelalpe, die ihrer Aussicht wegen bekannt ist, und die Frau von Schaden mir sehr gerühmt hatte. Ich nahm einen Jungen zum Wegweiser mit mir. Einen Teil des Weges hatte ich schon mit Madame Liebeskind gemacht, als sie nach Tegernsee ging.

Sennhütten sieht man drei auf der Gindelalpe, die, unweit voneinander, auf einem Platze stehen, der mehr vor dem Winde geschützt ist. Wir kehrten in der mittleren ein. Die Sennerin war ein junges Mädchen. Sie bewirtete uns mit dem erquickenden Trank der Alpenkräuter. Es war dieselbe Hütte, die auch Frau von Schaden mit ihren Töchtern besucht hatte. Das Mädchen erzählte mir von ihnen und erregte mir angenehme Erinnerungen.

Gleichwohl sehne ich mich nicht nach München; wahrscheinlich aber wird mein hiesiger Aufenthalt nur noch ein paar Tage dauern, da ich bis jetzt noch keine Urlaubsverlängerung erhielt. Ich weiche der Notwendigkeit. Die Paraden, die Wachen, der steife Dienst, die steifen Worte, und die steife Kleidung erwarten

mich. Doch scheide ich in der einzigen Hinsicht leichter von hier, aus meiner Freiheit und der schönen Natur, als ich zum mindesten keine teuren Menschen zurücklasse, und die Menschen, fühle ich, fesseln uns doch am meisten. Im Gegenteile finde ich Freunde dort. Übrigens, so viel als möglich, werde ich erst die Antwort meines Regiments abwarten.

tertio Cal. Sept. 1817. Schliersee.

Morgen wird der König mit seiner ganzen Familie hierher kommen und hier zu Mittag essen. Er ist in unsrer Nachbarschaft, da er das Kloster Tegernsee gekauft und zu einem Jagdschloß einrichten lassen. Es versteht sich, daß ich mich so lange aus dem Staube mache, um so mehr, da auch der Pfarrer mein Zimmer braucht. Alles, was den Hof belangt, erregt mir eine widrige Idee, wie das Königtum selber. Gleichwohl muß ich gestehen, daß ich den Hof liebte, solange ich Page war.

Calendis Octobribus 1817. Schliersee.

Nicht ohne Grund fürchte ich bei meiner Rückkehr nach München wieder zurück in die Torheiten der Liebe zu fallen. Ich stehe in

einem Alter, das Liebe fordert und sich nicht mehr mit der Freundschaft begnügen kann. Warm und innig möchte ich mich an ein anderes Wesen anschließen. Nur dies allein, glaube ich, kann mich von dem Überdruß retten, den das Leben der Stadt untrüglich aufs neue in mir hervorbringen wird. Ich kann meine Gefühle zwar durch ernste Beschäftigungen betäuben, aber nicht beschwichtigen. Aber, was mich am meisten zittern machen sollte, ist, daß meine Neigungen bei weitem mehr nach meinem eigenen Geschlechte gerichtet sind, als nach dem weiblichen. Kann ich ändern, was nicht mein Werk ist? Ich fühlte zuerst den Drang der Liebe zu einer Zeit, als ich mich einzig unter Knaben befand und nie ein Mädchen zu Gesichte bekam. Wie konnte es anders sein, als daß mich die Neigung an einen Freund fesselte? Xylander war der erste Gegenstand dieser jugendlichen Empfindung. Wir waren glücklich, innig und unschuldig. Derselbe Trieb erwachte aufs neue im Pagenhause, nicht gegen einen Kameraden, sondern für den Grafen von M**. Vielleicht würden meine Neigungen, als ich in die Welt trat, eine andere Richtung erhalten haben, wäre mir

nicht Federigos Bild entgegengekommen und hätte mich jahrelang der alten Torheit zurückgegeben. Ich brauche nicht mehr zu erzählen, was mein Tagebuch ausführlich genug enthält. Xylander hat durch die Gunst des Schicksals seine Liebe einem weiblichen Wesen geschenkt; er ist gerettet, für mich sehe ich keinen Ausweg. Ich schätze die Weiber; ich würde mich je eher, je lieber verheiraten, wenn es mir vergönnt wäre. Achtung und Freundschaft würden mich an mein Weib ziehen, und diese würden vielleicht die Liebe gebären.

Die vier Monate, die ich nun hier auf dem Lande lebe, hielt ich mich von verliebter Schwachheit rein. Aber diese letzten Tage erwachte lebhaft Federigos Bild in mir,

Et flavos crines et membra decora juventae.

Ohne alle Sinnlichkeit kann keine Liebe sein. Aber niemals und auf keine Weise hat mir Federigo gemein-sinnliche Triebe erweckt. Aber wenn es bei andern so weit mit mir kommen sollte! O dann verschlinge mich eher der Abgrund. Ich würde verloren sein. Ich würde mich elend in mir selbst verzehren, ich würde nie zu meinem Zwecke gelangen und würde auch schaudern, ihn zu erreichen. Wie sehr

schon eine edlere Liebe an den Rand des Verderbens und der Verzweiflung führen kann, weiß ich; aber wie fürchterlich eine sinnliche Glut den ganzen Menschen zerstören muß, das erfuhr ich nicht; aber ich habe davon eine grausame Ahnung. Es gibt soviel in der Welt, was mich wünschen macht, daß ich niemals geboren wäre.

Nonis Octobribus 1817. Schliersee.

Diese Tage erhielt ich Antwort von Lüder auf meine drei Briefe. Ich habe nicht leicht einen Brief in Händen gehabt, den ich so oft las und der so schön geschrieben war.

Indem er mich mit einigen unverdienten Lobsprüchen über meine Kenntnisse und Gemütseigenschaften überhäuft, bittet er mich, meine Kräfte nicht in der verhängnisvollsten Zeit dem Vaterlande zu entziehen und dem fremden Volke über dem atlantischen Meere zuzuwenden, das sie weder entbehrt, noch bedarf.

So lange die Freiheit nicht in Europa verloren geht, so lange will ich ausharren in Europa. Sei es um Amerika! Lüder denkt größer und mutvoller als ich. Ich muß ihm folgen, wenn ich seiner Freundschaft will wert sein.

Wenn ich Deutschland mein Vaterland nennen könnte, würde ich nie gedacht haben, daraus zu entfliehen; aber so kann ich nur hoffen Bayern zu dienen, das mir doch nur durch die Kaprize und Ungerechtigkeit der Fürsten zum Vaterlande geworden ist.

*

Am elften früh ließ ich mir eine Postchaise von Miesbach kommen, um nach München zu fahren. Das Wetter war leidlich.

Bei guter Tagszeit waren wir in München. Ich empfand und empfinde, daß das Glück hier nicht wohnt, wohl aber in Schliersee. Ich wünschte mir keine bessere Lage. Einige trübe Stunden, Rückfälle früherer Zeit ausgenommen, war ich immer der zufriedenste. Die Einsamkeit war für mein Herz so wohltätig. Ich vergaß mein Schicksal und meine Zukunft. Die kleinen Reisen, die ich von Zeit zu Zeit machte, erheiterten mich so sehr. Ich war frei wie die ersten Menschen. Meine Studien konnten nicht ganz ohne Gewinn bleiben. Ich lebte ja nur für sie. Ich las nicht so viel als zu Hause, aber ich dachte mehr nach.

Der Plan nach Amerika ward abermals

aufgefaßt und abermals weggelegt. Das Gelübde, der Poesie zu entsagen, wurde gebrochen. Doch schrieb ich mäßig und in allem nur einige Gedichte: Die Epistel an Gruber, An die neue Schule, Hymne der Genien, Die Quelle (Das Wort der Najade), Der Widerruf und endlich noch das Lied von der Reise nach dem Brechenspitz. Für einen langen Aufenthalt auf dem Lande scheint mich das nicht zu viel.

X. Cal. Nov. 1817. München.

Heute war's, einen Tag vor meinem einundzwanzigsten Geburtstage, als ich zuerst eine meiner poetischen Arbeiten gedruckt erhielt,[1]) was doch immer ein eignes Gefühl ist, weil das Ungleiche und Individuelle der Schriftzüge dabei wegfällt. Mag sein, daß ich Unrecht hatte, dieses Gedicht drucken zu lassen. Es bleibt immer ein unvollendeter, an sich selbst unbedeutender Jugendversuch. Nur wenige Leser werden dabei meine Meinung fassen. Den Bigotten wird es ein Greuel sein, und die übrigen werden glauben, daß ich den Sektengeist anfachen wollte, was so wenig meine Absicht war.

[1]) Die Hymne der Genien am Säkularfeste der Reformation.

IX. Cal. Nov. 1817. München.

Ich trat heute in das Alter der Mündigkeit. Möchte nun die Vernunft mehr als je meine Richterin und allenthalben meine Begleiterin werden. Einen guten, vielmehr einen weisen Menschen aus mir bilden, dies muß immer der Hauptzweck meines Lebens sein. Die Vorsicht hat im Laufe dieses Jahres besonders meine Studien in Schutz genommen. Mein Winteraufenthalt in Ansbach und mein Sommeraufenthalt in Schliersee gaben mir vielfache Muße. Ich suchte das Griechische mit Eifer wieder hervor, ich begann das Studium des Spanischen, der Botanik. So viel mir auch noch fehlt, so wird doch ein junger Mensch nur nach dem, was er verspricht, beurteilt. Ich bin noch nicht mit mir einig in Hinsicht der Poesie. Sollte ich wirklich ein Dichter werden? Als mir vor einiger Zeit Professor Schlett begegnete, sagte er mir bei Gelegenheit meiner letzten Reise: „Sie genießen das Leben, Sie widmen es den Wissenschaften und der schönen Natur; was aber sagt der Mars dazu?“ Allerdings, wenn ich mein ganzes Treiben und Tun betrachte, und wie es so wenig in Harmonie mit meinen jetzigen

Pflichten steht, so ist der Fall bedenklich genug, um mich fragen zu müssen: Was aber sagt der Mars dazu?

Vielleicht hab' ich noch etwas im vergangenen Jahre zurückgelassen. Ich hoffe, alle liebenden Torheiten. Ich bin in diesem Augenblicke davon rein und hoffe, es zu bleiben. Nach Federigo habe ich in der Tat nicht mehr die geringste Sehnsucht. Es durchkreuzen mich so viele Ideen, so viele Beschäftigungen fesseln mich, daß ich nicht Zeit habe, zu träumen.

Am 30. Oktober 1817. München.

Mein Oberst hat mich abermals, weil ich zu spät beim Exerzitium der Rekruten erschien, auf acht Tage in Arrest gesetzt. Er ist mir ungemein gehässig und will nichts anders, als mich vertreiben; und ich sollte bleiben wollen? Ihm zu Trotz und mir selber? Nimmermehr! Es koste, was es wolle; ich muß mein Schicksal ändern.

Am 3. Dezember 1817. München.

Wenn ich einige Zeit nicht schrieb, so lebte ich desto angenehmer. Wir hatten schöne Herbsttage. Ich machte ziemlich weite Spaziergänge, einmal nach dem Hirschgarten bei

Nymphenburg, einmal nach Thalkirchen, ziemlich hübsch gelegen am linken Ufer der Isar. Gewöhnlich führe ich den Horaz bei mir und lernte mehrere Oden auswendig.

Für meine poetischen Plane geschah nichts mehr. Ich lese viel Latein. Im Griechischen könnte ich um vieles eifriger sein. Das Portugiesische habe ich mit Ernst vorgenommen nach der Grammatik von Wagener. Ich freue mich auf das erste Buch in dieser Sprache, welches die Lusiade sein möchte, um derentwillen ich mich eigentlich dieser Mühe unterworfen habe. Doch muß ich gestehen, daß mir durch Gewohnheit eine Grammatik so unterhaltend als ein Roman däucht, wenn sie nicht ganz ungenial geschrieben ist.

Letzter Abend im Jahr.

Auf das verstrichene Jahr seh' ich nicht ungern zurück. Es war eines meiner glücklichsten. Sechs verschiedene Monate davon brachte ich unabhängig zu. Besonders war mein Aufenthalt in Schliersee glückselig. Ich war vielleicht nicht ganz unfleißig. Die kastilianische und portugiesische Sprache wurden mit Eifer ergriffen. Das Studium der Botanik

ward angefangen. Ich schritt im Griechischen und Latein vorwärts. Eigene Arbeiten schrieb ich wenige. Das Bedeutenste ist noch der kurzfertige Sieg der Gläubigen. Mit manchem der Freunde ward ich näher verknüpft, besonders mit Lüder, der mir nun der vertrauteste von allen geworden. Ich kann mich (wann konnt' ich das vorher?) in diesem Jahre rühmen, nie in liebende Torheiten gefallen zu sein, vielleicht die allerersten Tage ausgenommen.

8. Februar 1818. München.

Was mein Schicksal auf eine günstige Weise verändern kann, ist folgendes. Ich begegnete vor einiger Zeit den König mit der Königin im Hofgarten. Er redete mich an und fragte mich, ob ich studieren wollte, da ihm Herr von Keßling von mir gesprochen habe. Ich appellierte an seine Gnade. Er antwortete mir, daß er zusehen wolle, was sich für mich tun ließe. Den andern Tag ging ich zu Herrn von Keßling. Ich fand ihn wider Erwarten bereitwillig; er riet mir, die Bittschrift um die den Pagen erteilten Studiengelder so bald als möglich ihm vorzulegen. Dies tat ich nun vergangenen Mitt-

woch, und mein Los wird bald geworfen sein. Fällt mir ein günstiges, so reise ich bis Ostern nach Würzburg, welche Universität ich den übrigen bayrischen vorziehe wegen seiner geographischen Lage, seiner Nähe bei Ansbach und des Aufenthalts Grubers in dieser Stadt. Die Tage meines Hierseins werde ich noch so viel möglich zu benutzen suchen, besonders zur Lektüre einiger Schriften, die mir dort nicht zu Gebote stehn werden, da es an einer Bibliothek fehlt. Ich schrieb bereits an Gruber und meldete ihm meine Aussichten.

10. Februar 1818. München.

Trotz meiner Hoffnungen fühl' ich mich nicht heiter. Das langwierige Geschäftsleben, dem ich entgegensehe, lacht mich nicht [an]. Drei Jahre auf Universitäten zugebracht, muß ich vielleicht ebensolange bei einer Regierung praktizieren, bis ich diplomatischer Eleve werden kann, und wie viele Zeit wird auch dann noch zu einer Anstellung verstreichen! So werd' ich alt bei traurigen Geschäften. Mein jetziger Stand beut mir wenigstens von Zeit zu Zeit Muße dar; ich kann vier bis fünf Monate im Jahr in Urlaub zubringen. Dann weiß

ich kaum, was schlimmer sei, der Exerzierplatz oder ein Stoß von Akten? Was will auch der Mensch, und womit wäre er zufrieden? In diesem Augenblicke glaub' ich wieder, wie ehmals, daß mein höchstes Glück in der Freundschaft Federigos läge, wenn er mir ähnlich, und wenn es nicht gleichsam unmöglich wäre, ihn kennen zu lernen. Welche Stunden würden das sein, die ich an seiner Seite zubrächte in Wechselreden des überfließenden Vertrauens!

Du allein kannst neues, reges Streben,
Kannst den Frieden meiner Seele geben,
Du allein von allen, welche leben.

4. März 1818. München.

Wenn meine Sachen gehen, wie sie sollen, so machte ich heute den letzten Dienst und ging das letztemal auf die Parade. Meine Meldungsbesuche sind vorüber. Die Zeit, die ich hier noch zubringe, kann ich den Vorbereitungen zum „Odoakar" und meinen Bekannten widmen. Ich ließ mich auch durch den Stadtkommandanten dem König vorstellen. Er empfing mich gerade nicht freundlich. Ob dies eine Frucht augenblicklicher Laune oder des geistlichen Nachspiels war, weiß ich nicht.

Daß er es aber gelesen hat, weiß ich durch Hauptmann Weishaupt, mit dem ich vor einigen Tagen eine Unterredung im Hofgarten hatte, und der es von einem Adjutanten des Prinzen Karl, dem Major Leistner, erfuhr. Diese Affäre kann nur von nachteiligen Folgen für mich sein. Weishaupt sagte mir, daß er selbst und die meisten Personen, die es gelesen, besonders daran Anstoß genommen hätten, daß ich die Mutter Gottes hätte auftreten lassen und sogar ihre Gestalt lächerlich gemacht, die seit Jahrtausenden als das Ideal der Weiblichkeit und der Kunst gilt.

5. März 1818. München.

Wie vielen Dank bin ich nicht der Vorsehung schuldig, die mich aus einer Lage gerissen hat, für die ich nicht taugte, und die anfing, mir schwerer immer und immer unleidlicher zu werden. Gleichwohl erwartet mich auch jetzt eine harte Arbeit. Nicht jene Gefühle dürfen mich beseelen, mit denen ich nach Schliersee abreiste, die Liebe der Ruhe, des Landlebens, der Musen, der mannigfachen Freuden der Natur. Jene Berge werden mich nicht umgeben; jener malerische einsame

See, an dessen glücklichen Ufern ich täglich und täglich wandelte, wird sich nicht vor mir ausbreiten; jene stattlichen Ahornäste werden mich nicht beschatten, unter denen ich selig gelagert war, in der Hand einen Dichter der Vorwelt. Selten, wie Gold und Perlen, sind die sorgenfreien, heitern Tage der Menschen. Ein angestrengtes und nicht lachendes Studium erwartet mich, von dessen Vollendung mein künftiger Beruf abhängt. Aber dies kommende Leben, wie sehr steht es über meinem jüngstvergangenen. Jene marternden Kleinigkeiten, jene tödtliche Langeweile,

„Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr,
Die Waffenübung, das Kommandowort",

all dies liegt hinter mir. Die Mühe, der ich entgegensehe, wird, wenn ich anders will, reichlich vergolten werden von der zu erringenden Bildung. Die Anstrengung, der ich mich unterwerfen muß, wird einst dem Staate zugute kommen.

8. April 1818. Würzburg.

Noch ist mir der hiesige Aufenthalt gerade nicht lieb geworden. Ich sehe zuweilen mißmutig in die Zukunft. Ich war heute beim Hofrat Döllinger, dem Prorektor der hohen

Schule. Er machte mir Schwierigkeiten von wegen des Immatrikulierens, weil ich keine Gymnasialzeugnisse vorweisen kann. Er sagte mir mit tausend Höflichkeiten, daß er die Gesetze befolgen müsse. Übrigens könne ich privatim bei den Professoren subskribieren. Ich ging zum Professor Rau, bei dem ich Zoologie und Botanik hören werde. Er empfing mich sehr artig und zuvorkommend. Etwas trockner der Professor Brendel; ich höre bei ihm Geschichte der Deutschen und Völkerrecht mit Rücksicht auf auswärtige Politik. — Mit Gruber esse ich und komme ich viel zusammen. Ich las ihm bereits das Geistliche Nachspiel und die Fragmente aus dem Odoakar vor, die ihm eine günstige Idee vom künftigen Ganzen zu geben schienen. Direktor Mieg war artig genug, mich in meiner Wohnung aufzusuchen, die ihm sehr gefiel, wie sie denn auch in fast der schönsten Straße von Würzburg, in Mitte der Stadt liegt und ein sehr freundliches und elegantes Ansehen hat.

13. April 1818. Würzburg.

Heute hörte ich meine ersten Kollegien, es waren zwei, mit Gruber. Der Professor Rau

liest gut, doch verschluckt er manche Worte; auch waren der Zuhörer gar zu viele. Ich war heute morgen bei Professor Wagner, um mich bei ihm einzuschreiben und seine Kollegien über Ideal- und Naturphilosophie zu hören. Ich muß gestehn, daß mir die erste Stunde sehr interessant schien, obgleich ich Grubern das Gegenteil versicherte. Er erklärte die Philosophie als Wissenschaft des Alls, als Mutter der Wissenschaften, in deren Schoß die übrigen nach völliger Ausbildung zurückkehren müßten. Er setzte den Unterschied zwischen Religion und Philosophie auseinander und sprach von jener Periode des menschlichen Geistes, so die Periode des Zweifels heißt. Man müsse entweder kindlich und arglos bei der Religion verharren oder durch die Philosophie wieder zu ihr zurückkehren. Wagners Organ zwar ist nicht glücklich; er spricht durch die Nase, auch ist sein Dialekt nicht rein. Gleichwohl darf man ihn beredsam nennen. Er redet laut, deutlich und hat vielen Reichtum der Ausdrücke.

28. April 1818. Würzburg.

Ein paar sehr dumme Streiche waren das Werk der letzten Tage. Ich erzähle sie so

kurz als möglich. Aus Eigensinn widersetzte ich mich Grubern beständig in Hinsicht der Ideen des Professor Wagner, den ich insgeheim bewunderte. Ich trieb dies so weit, daß ich mich von den Kollegien Wagners wieder lossagte, und es diesem in einem Briefe zu wissen tat. Diesen Brief wollte und sollte Gruber besorgen. Als wir aber, auf der Mainbrücke spazierend, davon zu reden kamen, war er im Begriff, mir das Schreiben zur eignen Besorgung zurückzugeben. Ich nahm es nicht an, es fiel auf die Erde; keiner von uns hob es auf. Doch wurde es sogleich von Fremden aufgehoben und auf die Polizei gebracht. Ich glaubte mich kompromittiert und forderte Grubern auf, sich mit mir zu schlagen. Es war ein Werk des Zorns, der Laune noch mehr. Ich wollte es nicht zurücknehmen. Er hielt es so lange für Scherz, bis ich meinen Sekundanten zu ihm schickte. Nun schrieb er mir einen Brief, sagte mir darin, daß meine Gemütsart nicht zu der seinen tauge, kündigte mir die Freundschaft auf und verlangte seine Briefe zurück. Er habe mich nicht beleidigt, sei aber, wenn ich es wolle, immer noch bereit, sich mit mir zu schlagen. Da unser ganzes Ver-

hältnis gestört war, so lehnte ich nun auch das Duell ab und sandte ihm die Briefe. Er mir viele von den meinen, doch nicht die Gedichte, die ich geschickt hatte. Er schrieb, daß meine Freundschaft nie könne aufrichtig gewesen sein, oder meine Gemütsart wäre ihm ein zehnfaches Rätsel. Dieser Schritt, den er tat, war in jedem Falle zu rasch und romanhaft, doch bleibt die größre Schuld auf meiner Seite.

21. Mai 1818. Würzburg.

Bei Mieg scheint es mir, bin ich nicht mehr so gut aufgenommen, als sonst. Es mag sein, daß sie von meinem Zank mit Gruber durch die Morells, zu denen er kommt, auf eine für mich sehr ungünstige Weise unterrichtet sind, oder vielleicht ist bloß daran mein stummes, verschlossenes Betragen schuld, das besonders den Frauen Mieg und Morell mißfallen haben mag, da sie mir's auch merken lassen. Auch Herrn von Mieg muß es unangenehm auffallen, daß ich ihm, der so willig sich anbot, mich zu leiten, gar kein Vertrauen schenke. Nicht Anteil meines Temperaments ist diese jetzt zur Gewohnheit gewordene Verschlossenheit und Kälte; ich bin lebhaft und

offen, ich möchte fast sagen plauderhaft von Natur, aber das viele Leben unter Menschen, die mich nicht ansprachen, nicht verstanden, denen ich mein Herz nicht öffnen konnte, machte mich, wie ich bin. Liebe zur Einsamkeit hat tiefe Wurzel in mir gefaßt.

26. Mai 1818. Würzburg.

Ich bin unzufrieden mit mir selbst. Kann ich wohl hoffen, ein großer Staatsmann zu werden? Ebensowenig ein großer Dichter. Wollte Gott, ich könnte meine Tätigkeit nur nach einer Seite richten. Wollte Gott, ich hätte nie einen Vers gemacht und dürfte mich ganz in die Arme der Wissenschaft werfen. Ich würde dann etwas leisten können, da ich Geistesgaben, das heißt Verstand und Gedächtnis besitze. So aber hemmen beständig die täuschenden, nutzlosen Träume der Phantasie das stete Fortschreiten meines Geistes. Ein großer Dichter zu werden, habe ich verfehlt, das ist gewiß. Wie vielen Genuß zwar hat die Poesie mir verschafft, aber immer nur die fremde, nicht, was ich selbst darin leistete. Auf jenes hätte ich mich beschränken sollen, statt mich in den Dilettantismus hineinzupfuschen. Wie glücklich

würde ich dann nicht sein! Wie manche Zeit würde ich gewonnen haben! So konnte sich nur eine einseitige Bildung in mir entwickeln. Wie oft nahm ich mir nicht vor, diese schädliche Gewohnheit des Reimens zu lassen.

14. Juni 1818. Würzburg.

Heute fand ein Mittagessen wie gestern, nur an einem andern Orte, im Schießhause, statt, ein Mittagessen, was die Studenten selbst den Kuratoren, Dekanen und dem Prorektor en revanche gaben. Es mochten gegen hundertzwanzig Personen sein, und freilich ging es dabei noch einmal so wild her, als gestern. Das Lokal war minder günstig, der Saal zu niedrig. Ich setzte mich neben den jungen Döllinger, mit dem ich hinausgegangen war, und so plauderten wir recht angenehm die lange Tischzeit ununterbrochen. Wenn ich neben fremden Gesellen hätte sitzen müssen, so würde ich verzweifelt sein. An Toasten fehlte es abermals nicht. Unter allen diesen Menschen, ich will es nur gestehen, zieht mich eine Physiognomie mehr als alle andern an. Dies würde nun wenig zu dem stimmen, was ich vergangenen Neunten niederschrieb, allein diese Neigung

ist nur das Werk der Phantasie. Mein Alter, mein ganzes Wesen bedarf Liebe. Da ich sie in der Wirklichkeit nicht finden kann noch mag, so such' ich sie im Ideale. Ich glaube nicht, daß jener Jüngling, den ich einstweilen Adrast nennen will, obgleich ich seinen Namen nicht kenne, ich glaube nicht, daß er mir etwas sein könne. Ich vermeide sogar, seine Bekanntschaft zu machen, um mir die schöne Täuschung nicht zu rauben. Ich ward schon vor mehreren Tagen auf ihn aufmerksam und hätte gestern und heute Gelegenheit finden können, mit ihm zu sprechen, ich tat aber hier nicht, was ich bei Federigo mit Hast würde ergriffen haben. Vielleicht aber wird Adrast selbst mir zuvorkommen und mich anreden, da dies bei den ungezwungenen Verhältnissen des akademischen Lebens leicht ist. Dann freilich möchte die Illusion bald zu Grabe gehen. Vor ein paar Tagen richtete ich sogar spanische Verse und zwar Redondilien an Adrast, sie beginnen: Vuestra frente es radiante ecc und atmen Leidenschaft, aber mehr für einen Gegenstand, der nicht ist, als für jenen, der darin geschildert wird. Strenge würde mich mancher, der diese Blätter läse, tadeln, aber ich darf ja meine

Torheiten dem Tagebuch nicht verschweigen, und auch meine Empfindungen müssen hier sich klar darstellen.

15. Juni 1818. Würzburg.

In diesem Augenblicke ist mir Adrast wieder vollkommen gleichgültig. Diese Neigung ist vielleicht bereits vorüber. Ich kann nicht mehr lieben, wie ehmals. Zuerst bin ich zu kalt, zu überlegt worden, dann weiß ich, daß ein sträfliches Verhältnis zwischen Männern existieren kann, und dies erregt mir einen unbeschreiblichen Widerwillen. Schon gestern fühlte ich mich kühler. Das wilde Benehmen der Studenten machte mich recht aufmerksam, wie angenehm die gemischte Gesellschaft sei, und wie bloß unter Männern nur dann wahre Unterhaltung eintreten könnte, wenn sie unter vertrauten Freunden stattfindet oder zwischen Personen, die sich wissenschaftlicher Mitteilung wegen versammeln.

3. Juli 1818. Würzburg.

Mit Döllinger führen mich die Studien immer mehr zusammen. Wir haben nun auch die Morgenstunden von acht bis zehn zu gemeinschaftlicher Lektüre festgesetzt und lesen ab-

wechselnd Euripides' Hekuba und die Annalen von Tacitus. Ich werde diese Autoren für das Gymnasialexamen wählen, das mir in Bälde bevorsteht. Da ich auch für dasselbe noch besonders Geschichte und Mathematik studieren muß, und überdies das große Universitätsexamen näher rückt, so war ich nie so überhäuft, als jetzt, und meine Stunden waren mir nie kärglicher zugemessen. Hiezu kommt noch eine ausgedehnte Lektüre, die ich mir nicht versagen kann, und die Übungen im französischen Stil. Ich tue mir an keinem Tage genug. Die größern Spaziergänge mußte ich auch aufgeben und ich gehe nur noch des Abends zwischen fünf und sechs, nach der deutschen Geschichte, in den Hofgarten, wo ich noch häufig ein Buch bei mir führe. Selbst wenn ich Adrast kennen lernte, und er mir gefiele, ich würde ihm keine Stunden schenken können. Aber gleichwohl fühlte ich nie so sehr das Bedürfnis der Erholung am Freundesbusen.

4. Juli 1818. Würzburg.

Augenblicke habe ich, und zwar viele, in denen mir Adrast vollkommen gleichgültig erscheint. Ich finde dann, ihn im Geist be-

trachtend, weder in seinem Äußeren etwas Anlockendes, noch hoffe ich etwas mehr von seinem Innern, als daß er ein leichtfertiger gewöhnlicher Mensch sei. Dies zeigt, wie sehr meine Liebe in der Phantasie wurzelt, und wie ich nicht ihn selbst, sondern nur jenes Ideal liebe, das ich seit meinem Knabenalter unter so vielen Gestalten aufsuchte, nie aber finden werde.

15. Juli 1818. Würzburg.

Aus meiner ritrosità, wie sie Döllinger nennt, ist seit einiger Zeit wirklich eine düstere Misanthropie geworden. Ich rede fast mit niemand mehr. Mehrere junge Leute, die ich kenne, denen ich teils vorgestellt worden, vergesse ich immer zu grüßen, weil ich unachtsam und zu träge bin. Daraus entstehen gespannte Verhältnisse, die mir herzlich zuwider sind. Ich vernachlässige alle Bekanntschaften. An allem diesem ist jene Liebe schuld. Sie hat mein, zwar immer wortkarges, aber doch freies und äußerlich höfliches Wesen so sehr verschüchtert. Ohne sie würde ich in meinen jetzigen glücklichen Verhältnissen fröhlich und aufschließend sein. Ich bin es von Natur.

25. Juli 1818. Würzburg.

Ich habe oft Ursache, über die Heftigkeit meines Charakters zu schaudern. Mit Döllinger werde ich deshalb öfters in sehr lebhafte Streitigkeiten verwickelt. Ein paarmal hatten wir schon ernsthafte Differenzen, die sich aber zum besten lenkten. Er ist großer Anhänger von den Schlegels, und ich opponiere. Auch über Religion wird geredet. Ich kann nun einmal keine andere Offenbarungen als Natur und Geschichte erkennen. Wie könnte es andere und größere geben? So wie jeder menschliche Geist eine Offenbarung Gottes ist, so war es auch Christus; so wie jede Begebenheit, so war es das Christentum. Eine Menschwerdung des höchsten Wesens kann ich mir nicht denken. Döllinger ist sehr aufgeklärt, sehr tolerant; allein er ist ein Christ. Ich kann mich unmöglich mit ihm verständigen.

1. August 1818. Würzburg.

Ich weiß nicht, ob ich schon erwähnte, daß ich anfange, das Holländische zu lernen. Eine meiner Sprachlehren habe ich schon durchgelesen. Doch fand ich bis jetzt noch nicht hinlänglich Zeit. Die Sprache ist nicht schwer und sehr sanft und naiv.

16. August 1818. Würzburg.

Ich schrieb an Schnizlein von meiner Lage, Einrichtung. Verhehlte ihm nicht, daß ich hier fast in den Ruf eines Sonderlings gekommen bin, weil ich in die Studentenverbindungen nicht eingehe; aber, fuhr ich ungefähr fort, hieltest Du mich auch nur einigermaßen für fähig, halbe Tage und Nächte in den dampfenden Kommersstuben Bier zu saufen und lüderliche Lieder zu singen? Dies wird aber gefordert. Es würde mir aus diesen Ursachen in der Tat unmöglich sein, einem Studentenverein anzugehören, obgleich ich so mit dem Namen eines Obskuranten bezeichnet werde.

23. August 1818. Würzburg.

Kaum kann ich beschreiben, wie mich die Welt zuweilen angraut. Überall zurückstoßend zurückgestoßen, in meinen besten Hoffnungen getäuscht, jenes Umgangs beraubt, der mir allein Heiterkeit geben könnte, unbeachtet, einsam, geh' ich einen Weg, der — nicht zum Glücke führt. Nirgends sehe ich mich wohl gelitten, denn alle Menschen wollen Weihrauch, und ich verstehe niemanden ins Gesicht zu loben. Überall stehen mir die Gespenster der

Hofmanieren, der gesellschaftlichen Heuchelei, des kleinlichen Zermoniells widerwärtig grinsend entgegen. All dies vergaß ich bei den Wissenschaften, im Umgange der Musen, meiner Freundinnen, und nun rächen sich neidisch die Grazien. Wo sind jene Zeiten hin, als mir die Zukunft wie eine rosenwangige Jungfrau vorschwebte? Welch ein Gesicht aber, wenn ich jetzt in mein kommendes Leben blicke? Keine Hoffnungen stehen vor mir, aber Drohungen, bleiche, böse Gestalten, eine lange Reihe, und hinten das kalte Grab. Aber ein Spruch von Luther, den ich heute las, hat mich aufgerichtet:

„Schweig, leid, meid und ertrag,
Dein' Not niemand klag,
An Gott nicht verzag,
Dein' Hilf' kommt alle Tag."

25. August 1818. Würzburg.

Gestern und heute hatte ich endlich meine Gymnasialexamen.

31. August 1818. Würzburg.

Lektüre und ewig Lektüre! Es scheint fast, ich lebe nur, um zu lesen, oder ich lebe nicht einmal, sondern ich lese nur. Heute wenigstens

schrieb ich, und zwar vier Briefe, worunter an Lodron, den Direktor Schlichtegroll und Nathan.

Nathan sagte ich von meiner Lebensweise, Studien und so weiter; daß ich mich vom großen Haufen der Studenten zurückzöge, aber Mangel an freundschaftlichem Umgang hätte. Jenes süße Geschwätze, schrieb ich, zwischen gleichgesinnten, gleichkultivierten Menschen fehlt mir ganz. Und so ist es auch. Döllinger tritt nun ohnehin bald in sein geistliches Seminarium; auch konnte ich höchstens mit ihm studieren, aber sein flaues, laues Wesen paßte wenig zu dem meinigen. Auch gewann er nie mein Vertrauen; von meinen Arbeiten zeigte ich ihm nichts.

13. September 1818. Würzburg.

In einer Gesellschaft bei Mieg hörte ich heute von Federigo sprechen, bei Gelegenheit, daß seine Schwester, die das schönste, das gebildetste aller deutschen Fräulein sein soll, vom König von Preußen gefreit wird. Von Federigo sprach man, und eine Dame, die ihn gesehen hatte, rühmte seine edle Gesichtsbildung. O wie riß sein Name alle Wunden meines Her-

zens auf. Er ist, er war mein ewiges Ideal. Wie klein, wie nichtig steht Adrast neben ihm! Nur er ist mein Phöbos Apollon. Es ist keine Täuschung, du bist stolz, aber auch gut, Federigo!

15. September 1818. Würzburg.

Wiewohl ich mich öfters mit Ausbesserung und Lückenfüllung meiner einzelnen Gedichte beschäftige, so verzweifle ich doch täglich mehr an meinen poetischen Gaben. Einiges Talent habe ich freilich, es ist aber so geringfügig, daß ich mich nie an die edeln Geister des deutschen Volkes werde anschließen können. Es ist bloße Nachahmungssucht, kindische Langeweile, die mich zum Dichter machte; und so wuchs dies Laster mit mir auf und ist freilich schwer auszurotten. Ich bin eher auf dem Wege, ein Literator als Poet zu werden, und meine Ader versiegt täglich mehr, arm und gedankenleer, wie sie ist. Die Richtung, die ich in der letzten Zeit nahm, ist besonders unglücklich.

7. Oktober 1818. Würzburg.

Lektüre: Ich habe die Vita di Alfieri, von ihm selbst geschrieben, zu lesen angefangen, die mich besonders interessiert, weil ich viele Züge

meiner eigenen Individualität wieder finde und doch hinwiederum so viele Verschiedenheit. Dieselbe Schüchternheit, dieselbe taciturna natura, wie er sie nennt, dieselbe Langsamkeit und ritrosità bei neuen Bekanntschaften. Derselbe Eigensinn und Hartnäckigkeit leider auch. Er freute sich deshalb seines Adels, weil er dessen Vorurteile desto eher verachten konnte, ohne für neidisch und gemein gehalten zu werden. So dachte ich immer über diesen Punkt, doch läßt sich noch hinzusetzen, daß man auch weniger nötig hat, sich vor adligen Namen zu beugen, ohne sie deswegen zu beleidigen, während ein Bürgerlicher bei demselben Verfahren viel schlechter bei ihnen wegkömmt. Den Tanz liebte er nicht mehr als ich; er nennt ihn die Marionettenkunst, l'arte burratinesca. Als er eine Fähndrichstelle erhielt, konnte er sich ebensowenig an die Subordination gewöhnen. „È," sagt er von ihr, „é veramente l'anima della disciplina militare; ma non potera esser l'anima mai d'un futuro poeta tragico." Mathematik konnte er nicht lernen, avendo sempre avuta la testa assolutamente anti-geometrica. Er fühlte immer eine gewisse Melancholie, solange nicht sein

Herz durch irgend eine würdige Liebe und zugleich sein Geist durch eine edle Arbeit beschäftigt war.

10. November 1818. Würzburg.

Die Kollegien haben nun angefangen. Ich höre täglich sechs, im Falle Professor Rau Physik lesen wird. Es begreift sich, wieviel sie mir zu tun geben. Mit meiner ausgebreiteten Lektüre hat es nun ein Ende. Ich höre ein philologisches Kolleg bei Professor Blum. Er scheint einigermaßen Pedant, doch dünkt mich sein Vortrag nicht unangenehm; ferner Mineralogie bei Rau, ferner Institutionen des römischen Rechts bei Kleinschrodt. Auch von ihm kann ich bis jetzt nur über den Vortrag sprechen. Dieser ist äußerst langsam und abgemessen, aber auch um so deutlicher. Ferner zwei Kollegien bei Wagner, Weltgeschichte, Ideal- und Naturphilosophie. Die fatale Gestalt dieses Mannes, seine unangenehme Stimme, sein schwäbischer Dialekt sind unfähig, seine Genialität weniger hinreißend zu machen. Seine Anziehungskraft ist groß. Wenn man völlig kalt in seine Stunde tritt, so fühlt man sich gleichwohl immer wärmer und wärmer

werden, und an jeden seiner Sätze reiht sich eine endlose Gedankenkette.

Die Menge und Überhäufung der juridischen Studien brachte mich auf die Idee, den diplomatischen Plan fahren zu lassen, und mich lieber für das Forstwesen auszubilden, das mir mehr zusagen würde, da ich Land und Wälder und Naturwissenschaften [mehr] liebe, als die Höfe und die große Welt, für die ich nicht tauge. Ich habe dies an Schlichtegroll geschrieben, und ihn um Rat gefragt. Dem Gespötte würde ich mich freilich durch diesen Wechsel einigermaßen aussetzen. Das würde mich aber nicht kümmern.

2. Dezember 1818. Würzburg.

Wagner urteilte heute sehr verächtlich von Schiller, den er geradezu einen Pfuscher nannte. Von allen neuern Dichtern sagte er, daß sie bloß Nachklänge der frühern aussprechen. Mit diesen und noch andern Ideen hat er mich völlig niedergeschlagen und mir jeden Mut zur Poesie geraubt, wiewohl ich voraussehe, daß ich nie aufhören werde, Verse zu machen. Aber nie, nie sollen sie ans Licht treten. Wer sollte noch Gnade finden, da selbst Schiller es

nicht weiter bringen konnte, als zuletzt von den Kunstrichtern als ein Pfuscher erklärt zu werden? Ich habe also umsonst meine Jugend verschwendet; ich habe umsonst meine Jugend verträumt, während sie andere Jünglinge genossen haben. Ich habe umsonst jene Zeit der Wissenschaft entzogen, die ich der unüberwindlichen Neigung zur Poesie opferte. Ich werde nichts wahrhaft Großes in den Wissenschaften leisten. Ich bin dazu unfähig, zu zerstreut, mit zu viel Phantasie begabt. Ich werde nichts leisten im Staate; ich werde nie ein großer Diplomat werden. Ich werde nie das Glück meines Lebens in Freundschaft und Liebe finden. Ich werde nie das Leben von der lachenden Seite aufgreifen. Und alles, alles habe ich der Poesie geopfert! Und da tritt nun einer daher und zerreißt mir durch seinen kunstrichterlichen, vermaledeiten Witz mein ganzes Traumgewebe! Mein Ruhm ist dahin auf immer. Wie werde ich nun, da es mir ohnedem immer an Selbstvertrauen fehlte, wie werde ich mich nun neben die andern Menschen hinstellen? Mit welchen Blicken sie ansehen?

In meines Nichts durchbohrendem Gefühle?

Bis jetzt glaubte ich wenigstens über dem Pöbel zu stehen durch die Musen. Umsonst! Ils m'enfoncent dans la boue! Ich habe alle geselligen Verhältnisse und Talente vernachlässigt; ich habe mich nicht für die Menschen gebildet in Hoffnung, sie durch Gaben der Musen ersetzen zu können. Umsonst! Ich habe umsonst gelebt. Ich bin schändlich betrogen. Zerschmettre mich denn, Gott, oder wie du dich nennen magst, wo du, oder wenn du bist, zerschmettre mich, nachdem du mich schimpflich um mein ganzes Dasein betrogen hast. Ich achte nichts mehr. Wann fühlte ich es deutlicher, stärker? La vie n'est qu'un naufrage dont les débris sont l'amitié, la gloire et l'amour! Wie leicht kann ich verschmerzen, daß mein Herz blutet, da mein ganzes Wesen zerrüttet ist. Meine Liebe ist ja nur ein Federzug in der großen Schrift meiner ganzen irdischen Seligkeit. Selbst Adrast könnte mich nicht trösten in diesem Augenblicke.

Heilige Vorsicht! kann ich dich tadeln? Du rollst deine ewigen Räder und kümmerst dich um die Armseligen wenig, die allenfalls überfahren werden. Wie lächerlich steh' ich da in meiner erbärmlichen Anmaßung! Was hat

der Himmel nicht für mich getan. Am Anfange dieses Bandes, den ich nun schließe, war ich in München auf dem Exerzierplatze, ohne Hoffnung, je meine Studien pflegen zu dürfen, und jetzt —! Jetzt murre ich, weil ich kein Dichter bin, weil meine Liebe nicht vergolten wird von den Musen und dem liebenswerten Adrast? Noch bleibt mir übrig, ein edler Mensch zu werden.

10. Dezember 1818. Würzburg.

— Mein trauriges Leben
Ist noch immer von dir ein einziger langer Gedanke.

Wenn ich aufstehe des Morgens, so hat mich dein Bild erweckt, wenn ich mich schlafen lege, so wiegt mich dein Bild in Träume. Wenn ich all meine Sinne vor dir zuschließe, du lebst noch im dunklen Bewußtsein. Wenn du mein wärst, welche Reihe von glücklichen Winterabenden! Du würdest Anteil nehmen an meinen Freuden und Studien. Ich würde dich die südlichen Sprachen lehren, dein schöner Geist faßte sie leicht. Wir läsen dann Calderon und Ariost zusammen. Deine blühende Stimme würde sich sanft erheben auf den Wogen spanischer Verse.

Kein Geheimnis würde zwischen uns obwalten. Auf die reinste, unbefangenste Offenheit gründet sich die Ruhe der Gemüter. Wir würden nicht sein, was wir scheinen: zwei verschiedene Wesen. Wir würden unsre Herzen wechselseitig austauschen, wie ihre Namen liebende Otaheiter. Wie könnten wir noch getrennt werden, wenn wir uns selbst nicht mehr unterscheiden könnten? Wenn das Mein und Dein in Geist und Gemüt verschmolzen wären? Wer möchte ein Eigentum haben, wenn er liebt, ein Geheimnis, wenn er geliebt wird?

11. Dezember 1818. Würzburg.

Daß ich den Gegenstand deiner Liebe kennte! Er muß deiner wert sein. Wie wollt' ich ihn besingen in ewigen Liedern. Laß mich mindestens dein Dichter werden, um dich und deine Liebe zu feiern:

Puisse l'astre du jour épancher sur vous deux,
Ses rayons les plus purs et les plus lumineux!

O, daß ich den Staub von deiner Sohle küssen dürfte! Du hast meine Seele zerrissen, meine Seele mir geraubt und ließest mir nur den Körper, die träge entsetzliche Last. ¡So vegetiere ich lebenssatt und unglückselig fort,

Sad proof how well a lover can obey.

O wer du auch seist, dem einst vielleicht diese Blätter in die Hände fallen, klage um mich, weine mit mir, glaube mit mir, daß ich unaussprechlich gelitten habe. Auch andere lieben unglücklich, aber sie vertrauen sich wenigstens, sie haben einen Pylades, in dessen Busen sie sich Luft machen. Ich bin verschlossen in mich, wie ein Leichnam. Ich habe mich tief und einsam versponnen in die Puppe meiner Melancholie und eh der Schmetterling noch emporflattert, zertrittst du sie mit stolzen Füßen, du — du — pulcherrime rerum!

27. Dezember 1818. Würzburg.

O wenn doch nur diese Liebe nicht wäre! Sie richtet mich zugrunde. Alle meine Studien ekeln mich an; ich denke immer an ihn. Man hält mich für fleißig, während ich meinem Gram nachhänge. Wenn es so fortgeht, so kehre ich unverrichteter Dinge wieder heim von der hohen Schule und habe nichts als geträumt. So gut bringen auch die andern ihre Zeit hin, die tagelang in den Kaffeehäusern liegen. An allem ist diese Liebe schuld, wiewohl ich ihn jetzt gar nicht mehr sehe. Wenn ich ihn öfter zu sehen kriegte, die Melancholie würde

mich umbringen. O gute Vorsicht, die du mich immer so treu bewahrtest, kann er mich denn gar nicht lieben? mir gar nichts sein? Beglückt durch seine Freundschaft würde ich auch den beschwerlichsten Weg der Wissenschaft und Berufspflicht mit dem fröhlichsten Mute gehen. Wenn ich des Abends ein Stündchen mit ihm plaudern könnte, wie fleißig wollt' ich den Tag über sein! Ist denn dies nicht möglich? Ich habe freilich zu wenig Vorzüge, um ihn zu fesseln; aber sollte unter den sehr vielen, mit denen er umgeht, nicht einer sein, der weniger ihm sein kann, als ich? Ich würde so liebevoll um ihn besorgt sein. Mögen Zeiten dahinschwinden, mag das Herz abwelken, mag das Alter mit schweren Schritten herbeikommen: göttlich ist's doch immer, sagen zu können: „Ich wurde geliebt." Aber ich kann dies eine nur sagen: „Ich liebte." Und mir auch schwindet die Zeit, und welkt das Herz, und naht dereinst das Alter!

1. Januar 1819. Würzburg.

Vor drei Jahren an diesem Tage stand ich zwischen Hesperus und Aurora einer doppelten Liebe, wovon die eine hoffnungs-

loser als die andere war; vor zwei Jahren lebte ich ganz im Gedanken an Amerika, das ich in kurzer Zeit zu sehen hoffte; in das vorige Jahr geleitete mich eine hohe Unzufriedenheit mit mir selbst, meinem Stande und Verhältnissen. Heute fühle ich mich äußerlich von glücklichen Umständen begünstigt, da ich den Studien leben darf, gefesselt auf immer an Bayern und abermals zurückgekehrt zur schmerzlichen Fessel einer hoffnungslosen Neigung. Doch soll sie gemildert werden, so viel in meiner Macht steht. Ohne auf chimärische Gegengunst zu pochen, will ich zufrieden sein, wenn mir flüchtigschön das lebenswarme Bild von Zeit zu Zeit vor die Augen tritt. Ich sah ihn lange nicht, auch am heutigen Tage nicht, und das ist ein schlimmes Omen für das kommende Jahr. Doch an schlimmen Ominibus hab' ich bis jetzt noch nicht Mangel gelitten. Vale!

4. Januar 1819. Würzburg.

Ich habe nun einen Gewaltstreich getan, den ich wechselseitig gut heiße und wieder mit beklommenem Herzen bereue. Er war aber notwendig. Ja, ich halte es für eine Ein-

gebung Gottes, die mich diesen Abend zu Massenbach hingehen ließ, ihm geradezu zu sagen, daß ich Adrasts Bekanntschaft zu machen wünschte, und daß er ihm dies mitteilen möchte. Mag es nun die unangenehmsten Folgen haben, mag ich zum Gespötte werden (bei einem so zurückstoßenden Menschen, als ich bin, ist ein solcher Schritt sehr auffallend), ich konnte nicht mehr leben und denken ohne ihn, ich war diesen Schritt meiner Ruhe, ja der Erhaltung meines ganzen Wesens schuldig. Es war nicht unbesonnen, aber mutig. Ich trotze jedem Schein, da ich mir der Reinheit meiner Absichten bewußt bin, und darf ihm kühn unter die Augen treten. Seine Schönheit bezauberte mich, aber Begierde hat mich nie befleckt. Wenn auch dies mißlingt, wenn Adrast es ablehnt, oder Massenbach es nicht besorgt, dann weiß ich kein Mittel mehr. „Ich stehe in der Vorsicht Hand."

10. Januar 1819. Würzburg.

Das Ärgste geschah, was geschehen konnte. Ich habe mich bloßgestellt ohne den mindesten Vorteil. Er wird bei all seinen Kameraden mit meiner Sehnsucht prahlen, ohne sich je

um meine Freundschaft zu bekümmern. Da ich die Ungewißheit nicht länger tragen konnte, so ging ich zu Massenbach. Er sprach mit Adrast. Dieser hatte ihm kalt und kurz zur Antwort gegeben, „es würde ihm viel Vergnügen sein," hielt aber die Sache nicht weiter fest. Daß er mich aufsuchte, fuhr Massenbach fort, dürfte ich von Adrast nicht erwarten; er wäre kein Hofmann. Da hab' ich's nun alles! Froh bin ich übrigens, daß es entschieden ist. Wenn ich nun meine Eitelkeit noch nicht zum Schweigen bringe, so weiß ich nicht, was mich überzeugen kann, daß er mich nicht mag. O, es tut mir sehr weh. Wer war mir so teuer als dieser Jüngling! Nicht ich, nicht meine Talente können ihm den leisesten Wunsch ablocken. Er verschmäht sie kalt.

Fahret wohl, ihr goldgewebten Träume,
Paradieseskinder, Phantasien!
Weh, sie starben schon im Morgenkeime,
Ewig nimmer an das Licht zu blühn.

Es ist nun notwendig, daß ich einen bestimmten Entschluß fasse. Zuerst darf ich ohne besondere Veranlassung seiner im Tagebuch nicht mehr erwähnen, weil das den Schmerz nährt. Begegne ich ihn alleine (ich sah ihn

nun seit drei Wochen nicht mehr), so ist es natürlich, daß ich ihn anrede. Er geht aber niemals allein, und unter seine Kameraden kann ich mich nicht drängen, um ihm meine leidige Person zum zweitenmal aufzudringen. Er wird es bald vergessen, und so stehe ich am alten Punkte. Ich hasse das Leben nicht, aber ich liebe es ebensowenig,

Und kalt und farblos seh' ich's vor mir liegen.

Er würde alles aus mir gemacht haben. Einen blühenden, glücklichen, arbeitsamen, edlen Menschen. Wie kann ich jetzt meine Studien mit einiger Wärme betrachten? Vielleicht bereut noch einst Adrast, daß er mich geringschätzte. Vielleicht werde ich dereinst Gelegenheit finden, ihm Achtung aufzuzwingen. Ich will ein Menschenfeind werden und verschlossener als je. Meines Umgangs soll niemand sich freuen, weil er ihn nicht wollte. Könnten je alle den einen mir ersetzen?

14. Januar 1819. Würzburg.

Gestern begegnete ich Adrast allein auf der Straße beim Kollegienwechsel. Er sah mich sehr ernst an. Doch grüßte er mich nicht einmal, was er getan, wenn ihm nur im geringsten

an mir gelegen wäre. Ich selbst ließ diese Gelegenheit vorübergehen, wiewohl ich fühlte, daß Jahre verstreichen können, eh' ich ihn wieder und auf diese Art allein begegne. Ich konnte aber nicht mehr tun, als ihm meine Bekanntschaft anbieten. Da er mir nicht entgegenkommt, so weiß ich wohl, wie ich dies auslegen muß. Wenn er auch nur das Haupt zum Gruße bewegt hätte, so wären wir vereint gewesen. Nicht einmal das! Und doch sah er mich so wundersam an. O er ist mir ein Rätsel. Ja, ich hoffte sogar noch etwas Besonderes vom heutigen Tag — aus Aberglauben. Wir haben den Vierzehnten. Heute vor sieben Monaten war's, als ich seiner zum erstenmal im Tagebuch erwähnte. Sieben ist aber die Hälfte von vierzehn; das Produkt also zwei, und zwei sind wir beide. Dieser Zahlenaberglaube ist vielleicht törichter als ein andrer; es hat nun einmal jeder den seinigen. Alles ist nun geendeter als jemals. Durch den zuvorkommendsten Schritt, der in meiner Macht stand, konnte ich gleichwohl dem Schicksal nichts abgewinnen. Er weiß, was ich wünsche; wir begegnen uns, er geht unbewegt an mir vorüber. Wie ganz kann ich

auf ihn die Verse aus einem Sonette von Tasso anwenden:

Questo fu quello, il cui soave lume
Di pianger solo, e di cantar mi giova.

30. Januar 1819. Würzburg.

Ich war heute an einem Orte bei Zell, wo Buschwerk von Efeu wächst, daraus ich mir eine Girlande um den Hut flocht. Es sahen mir freilich alle Leute auf der Straße nach; sie werden sich aber dran gewöhnen, denn diesen Efeu will ich nicht ablegen. Ich trag' ihn nicht etwa als Vorbild poetischen Ruhms, sondern als einen Talisman, mich zu stärken, sobald mir das Selbstvertrauen fehlt und ich ganz an mir verzweifle, wo er mir dann zurufen soll:

Vergleiche dich, erkenne was du bist!

Zugleich aber soll er auch ein Talisman gegen die Schüchternheit sein, wenn ich Adrast sehe; eine Schüchternheit, die ich oft auch auf andre ausdehne, weil ich schlecht in die Ferne sehe und oft manche Gestalt von ähnlichem Wuchse, die auf mich zukommt, für die seinige halte.

31. Januar 1819. Würzburg.

Mir wird fast angst und bange mit meinem Efeu. Wie mich heute die Leute anstaunten und auslachten, als ich mit Döllinger um das Glacis ging! Und was ist am Ende der kalte, kalte Ruhm gegen die warme Liebe, die ich verlor, ohne sie besessen zu haben? Denn ich hab' es nun klar erkannt, daß ich Adrast nicht zuvorkommend anreden darf. Ich weiß gewiß, daß er längst meine Zuneigung bemerkte; er konnte sich also, wenn er gewollt hätte, ohne Scheu mir nähern, selbst eh' ich meinen Wunsch ihm äußerte. Er tat es aber nicht einmal, nachdem ich ihm meine Bekanntschaft anbot. Er kehrte mir den Rücken ins Gesicht. Kann ich unter diesen Umständen noch zuvorkommend gegen ihn sein? Zum verdienten Gespötte würde ich werden, wenn ich mich noch an ihn wendete. Es ist also aus und dahin! O gute Vorsehung, wenn du ein Wunder schicktest! Ein Lied habe ich heute gedichtet, wie es meine Stimmung erforderte. Es fängt an: „Wenn ich auch verliebter Qualen".

5. Februar 1819. Würzburg.

Ich nahm mir nun fest vor, Adrast anzureden, wenn ich ihn allein begegne, was frei-

lich eine nur zu seltene Seltenheit ist. Mag es nun führen, wozu es will, ich muß mich beruhigen. Meinen Stolz habe ich ohnedem schon mit Füßen getreten; zum Gerede habe ich mich ohnedem schon durch meinen Kranz gemacht. Ich fühle meine Absichten rein und edel; ich legte sie immer in den Schoß Gottes, was hätte ich also zu scheuen? Ich ließ ihm meine Bekanntschaft anbieten; ich darf mich wenigstens um die Motive erkundigen, die ihn von mir zurückhielten. Wenn er mir selbst seine Kälte in dürren Redensarten ausspricht, so muß mir wohl endlich die Binde von den Augen fallen. Wo die Hoffnung entschieden verblichen ist, da eilt ihr die Liebe auf dem Fuße nach. Es sei also mein letztes Wagestück. Aber das traurigste ist, daß ich ihn nicht allein begegne.

Da solo a sol più m'aprirà fors' egli.

6. Februar 1819. Würzburg.

Ich fühle mich wieder glücklich, seitdem ich hoffe, wieder handeln zu können, und nicht mehr in leidender Ruhe verharre. Ich habe wieder einen Zweck, mit ihm zu reden. Heute waren Berger und Massenbach bei mir. Ich sprach mit letzterm von Adrast; doch konnte

er mir freilich keine Hoffnungen geben. Es schien ihm selbst seltsam, daß Adrast mit keiner Silbe mehr bei ihm nach mir gefragt hätte. Er nannte ihn einen offenen, freien, allgemein beliebten Menschen. Gewiß hab' ich mich nicht in ihm getäuscht. Ich sagte Massenbach meine jetzigen Absichten, die er gut hieß. Doch merkte ich wohl, daß er Adrast nicht genau genug kennt, um zutraulich von dieser Sache mit ihm reden zu können. Ich träumte von ihm in verwichener Nacht. Es schwand mir aber wieder aus dem Gedächtnisse, nur so viel weiß ich noch, daß wir uns eben hatten kennen gelernt, daß er sich sehr aufmerksam gegen mich bezeigte, daß wir uns die Hand drückten, daß wir uns herzlich gut waren, aber ohne die mindeste leidenschaftliche Wallung. Er erschien mir so sanft, so liebenswürdig. Ich nehme es als ein gutes Omen. Dieser Traum war, ich glaube sogar, meiner Gesundheit wohltätig; denn der Gram verzehrt.

Meinen Efeu hab' ich heute abgelegt, denn er verdorrte.

8. Februar 1819. Würzburg.

Massenbach wurde nun neuerdings von mir angegangen, um endlich diese Sache ins

reine zu bringen, mit Adrast zu sprechen und ihn auszuforschen, ob ihm meine Bekanntschaft angenehm oder unangenehm sein möchte. Er wird mir diese Tage die enscheidende Antwort bringen.

10. Februar 1819. Würzburg.

Was mir heute Massenbach sagte, konnte mir keine große Lust einflößen, Adrasts Bekanntschaft zu machen. „Er hat es", sagte er mir, „nicht aufgenommen, als ob es ihm unangenehm wäre, doch auch keineswegs, als wenn es ihm Freude machte, und daß er es nicht wünscht, wie du, da er dich nicht kennt, wirst du natürlich finden." Ich finde es zwar natürlich, aber mein Wahn, als hätte er früher an mir teilgenommen, geht dabei zugrunde. Anreden kann ich ihn daher nicht; ich war schon mehr als genug zuvorkommend. Er wird mich anreden, wenn ihm einiges daran gelegen ist; dies sei mir das Kriterium seines Willens. Besser, daß wir nie zusammenkommen, als daß wir uns nach kurzem, kaltem Umgange wieder trennen.

19. Februar 1819. Würzburg.

Es ist vorüber. Wir begegneten uns ohne Erfolg. Dies war der Termin, den ich setzte.

Zwar gingen wir auf den entgegengesetzten Enden einer Straße, doch war es eine Begegnung, und wir waren beide allein. Anreden konnte ich ihn nicht, weil es auffallend gewesen wäre, in aller Eile die Straße zu traversieren. Grüßen konnte ich ihn auch nicht, weil er mich nicht ansah, wiewohl ich bemerkte, daß er es geflissentlich tat. Leider fühlte ich wieder, welchen Eindruck es auf mich macht, wenn ich diesen herrlichen Jungen auch nur von ferne sehe.

Hat nicht der Himmel in des Staubes Blick
Den Geist gezeichnet, spiegelt deutlich nicht
Das reine Herz sich in des Menschen Auge?

Aber genug davon. Hin ist hin. Einen einzigen Sturm werd' ich noch zu bestehen haben. Er wird vorübergehen und der letzte sein; ich meine unsre Abreise in die Ferien, die schon in vier Wochen anfangen.

Se non m'aita
Qualche speranza,
La lontananza
M'ucciderà.

7 Março 1819. Würzburg.

Heute sah ich Herrn von Mieg wieder, der von München kam, und so auch Professor

Nees, der hier durchreiste nach Berlin mit einer Demoiselle Hufeland. Ich sah ihn bei dem Prorektor Döllinger, wo er zu Nacht aß. Er belobte meine Akquisition des Calderon und erzählte, die Autos sacramentales wären so sehr selten, daß selbst A. W. Schlegel, der in Bonn ist, sie noch nicht unter seinen Büchern habe. Ich erklärte ihm auch meine und Döllingers Absicht, das Dänische anzufangen. „Die Aussprache jedoch," sagte er, „kann nur aus dem Munde eines Dänen, in keinem Fall aus bloßer Sprachlehre gelernt werden." Dazu wird sich späterhin Rat finden. Ich freue mich sehr, einmal Oehlenschläger, Pram und Baggesen zu lesen. Das ist nun freilich ein andrer Genuß, als die holländische Literatur gewährt. Doch reut es mich nicht, diese letztere Sprache zuerst vorgenommen zu haben. Sie dient zur Aufklärung und Vervollständigung des Hochdeutschen.

8 Março 1819. Würzburg.

Que direi? oh ceo! que direi! Tenho falado com Adrasto. Soube, que o numero de quatro não me enganasse. Em quatro deste mez lhe saudava a primeira vez, e

depois ainda quatros dias são passados, eu falo com elle. Os signos erão favoraveis, fazia hoje o mais bello dia do mundo, hum dia de primavera. Mas eu, que tenho falado! Encontrava-o na rua do teatro, às cineo horas passadas, quando eu sahia da Harmonia. Saudavamos-nos primeiramente, depois, cadahum se voltava, como por concerto. Elle chegava perguntando-me, se eu viesse quiçá do collegio? No mesmo tom, fraco e frio, o nosso discurso continuava. Falavamos do teatro, do tempo, dos collegios,

Et des propos communs, bien éloignés d'amour!

25 Março 1819. Würzburg.

Meine Lage ist fürchterlich. Ich vergieße die bittersten Tränen. Haß und Liebe in meiner Brust vereinigt, zerreißen mein ganzes Herz. Diese schneidende Kränkung, diese unverdiente Geringschätzung von einem Menschen, dem ich mein Wohlwollen so sehr zu erkennen gab, und der mich hintansetzt, während er mit einer Menge von jungen Leuten umgeht, die, ich darf es sagen, unter mir stehen, — diese Kränkung nagt wie ein körperlicher Schmerz an meinem Wesen. Ich fühle mich unfähig

zu allem. Ich hasse diese Reise und möchte doch auch nicht hier bleiben. Während meine äußern Umstände so glücklich sind, gibt mir diese unselige Liebe Leiden zu tragen, die mein beßres Selbst aufzehren. Mich von ihm zu trennen, dünkt mich schrecklicher als alles und doch wieder einzig noch wünschenswert. Einen solchen Abschied habe ich nicht gehofft. Nicht mein Charakter, nicht meine Kenntnisse, nichts, nichts konnte ihn gewinnen. Während er vielleicht über mich lächelt und meiner spottet gegen seine Freunde, befällt mich der Gram um ihn und unbeschreibliche Sehnsucht.

Später.

Er wollte um vier Uhr kommen. Es ist fünf Uhr! Er kommt also wieder nicht. Wer ist jemals so sehr beleidigt worden, als ich, so tief gekränkt worden. Warum geschieht nie, was man erwartet? Welche Sehnsucht und welches vergebliche Harren! Welche Abreise! Wie froh selbst würde ich Würzburg verlassen haben, wenn ich die Gewißheit mit mir würde genommen haben, daß er mir wohl will. Und nun spottet er meiner so augenscheinlich. Ich sah ihn diesen Morgen zum letzten Male. Diese

Täuschung ist fürchterlich. Nur die Religion, nur der Gedanke an Gott und seine Vorsicht kann mich aufrecht halten. Die Welt ist leer ohne ihn.

Später.

Ich war wie gewöhnlich gezwungen, den Schmerz, der mich folterte, in ein Lied zu gießen. Es fängt an: „Die alte Glut, was kann sie frommen?“ Nun ist mir freilich etwas leichter, aber keineswegs wohl. Wie hätte mich sein Besuch beglückt, der dem letzten seiner Kameraden zuteil wird, und den er mir am letzten Abende verweigert, wiewohl ich ihn bat, wiewohl er es versprochen hat. Es ist sechs Uhr! Was ich empfinde, ist unaussprechlich.

28. März 1819. Ansbach.

Mein erstes Geschäft hier war, daß ich an Adrast schrieb, um mich zu beruhigen, um meinem Herzen einigermaßen Luft zu machen, mir Gewißheit zu verschaffen und das Bewußtsein nicht zu missen, auch das Äußerste versucht zu haben. Wenn er freilich diesen Brief nicht erhalten sollte, oder, was noch wahrscheinlicher ist, wenn er nichts darauf er-

widert, so ist dadurch eher etwas schlimmer als besser gemacht. Ich schrieb ihm, wie ich glaube, weder zu viel noch zu wenig, weder zu herablassend noch zu stolz, und hatte mir diesen Brief schon am letzten Abend in Würzburg ausgesonnen. Morgen schon wird er ihn, wenn es gut geht, erhalten.

2. April 1819. Ansbach.

Von Adrast erhielt ich Antwort heute, aber welche Antwort! Härte und Kälte, und nicht ein Funken Neigung! Ich sage nichts mehr darüber . . . Endlich freut mich's doch, einen [Brief] von ihm zu besitzen. Auf meine Antwort und auf seine künftige kommt nun alles an. Die Vorsicht entscheide. Gestern wurde abermals ein Lied der Resignation gedichtet: „Sei getrost und lächle wieder". Ich sehe nun wohl, daß es nicht vergebens war.

14. April 1819. Ansbach.

Vergehen möchte ich vor Scham und Ärger, daß ich einem so kalten Menschen zwei Briefe geschrieben und ihm verraten habe, daß er mir teuer ist, um mich das eine Mal schelten, das andere vielleicht belachen zu lassen. Ich weiß nun auch gar nicht, wie ich mich

gegen ihn benehmen soll, wenn wir uns wiedersehen. Und doch scheint mir das ärgste von allem, wenn ihn mein Brief nicht getroffen hätte. In derselben Stimmung, wie ich von Würzburg hierher reiste, reise ich nun wieder zurück, und noch in einer unleidlicheren, darf ich sagen. Damals hatte er bloß versäumt, mich zu besuchen, und jetzt — —

18. April 1819. Ansbach.

Heute hoffte ich noch einmal auf einen Brief von Adrast, weil es heute gerade einen Monat ist, seit wir uns zum letztenmal die Hand drückten. Ich denke an jenen Tag mit der glücklichsten Erinnerung zurück, merkte ihn aber gar nicht an in diesen Blättern, eben weil ich damals glaubte, daß nun unsre Freundschaft auf immer gesichert wäre, und daß alle folgenden Tage ebenso glücklich sein würden. Ich hatte ihn des Morgens nach dem Kollegium begegnet; er war so überaus freundlich, ich fühlte zum erstenmal, daß auch er mir geneigt sein möchte,

Als er mit sanft liebkosendem Lächeln mich jugendlich ansah.

Aber schon der folgende Tag zerstörte diese Illusion. Und seitdem blieb unser Verhältnis

schwankend und kalt. Meine Abreise hat sich verschoben; ich werde erst am Zweiundzwanzigsten des Nachts von hier wegfahren. Die Kollegien werden den Sechsundzwanzigsten anfangen. Vielleicht werde ich ihn dann wiedersehen. O möchte mich die Vorsehung in Schutz nehmen und mir eingeben, wie ich mich gegen ihn betragen soll. Adrast! Kannst du mich wirklich zurückweisen? Kannst du den zärtlichsten der Freunde verkennen bis zur Geringschätzung? Ich lebe nur durch dich, du bist mir die ganze Welt. Bedenk' es und sei mir gut!

26. April 1819. Würzburg.

Heute, gerade am vierten Tage meines Hierseins, ein Monat darauf, seit ich ihn zum letztenmal sah, sah ich Adrast wieder; im Lesezimmer der Harmonie. Ich bemerkte ihn und klopfte ihm mit der Hand auf den Rücken, worauf er sich umkehrte und mir sehr freundlich die Hand drückte, mich fragte, wann ich gekommen, und wann er mich zu Hause treffen könnte? Als ich ihm vorwarf, daß er mir nicht mehr geantwortet, sagte er, er hätte mich selbst abwarten wollen. Also scheute er sich im besten Falle doch immer, es schriftlich in

meiner Hand zu wissen, daß er mir gut sei? Pfui darüber! Aber so ist es nicht einmal. Ich fühle seine ganze Lage zu mir. Sympathie fühlt er nicht für mich; er hätte es sonst nicht übers Herz gebracht, mich ohne Antwort zu lassen. Aber die Liebe eines jungen Menschen, dessen Sitten rein sind, dessen Geist gebildet, und dessen Kenntnisse selbst nicht ganz zu verachten sind, abzuschlagen, würde er für töricht zum wenigsten halten. Wir lernen uns vielleicht näher kennen, allein nie wird das peinigende Bewußtsein von mir weichen, daß unser Verhältnis ungleich ist, daß ich lange buhlen mußte um seine Freundschaft. Der Vorsicht aber, die mir so weit geholfen hat, danke ich unendlich. Er sah sehr blühend und schön aus. Un si gentil ed amoroso volto! Seine blühende Gesichtsfarbe, die auf seiner bräunlichen Wange sich malt, ist sicher ein Zeichen, daß er der Entnervung seiner Zeit entflohen ist, aber vielleicht auch, daß er ein sehr gemächliches und den Wissenschaften wenig geeignetes Leben führt.

28. April 1819. Würzburg.

Es ist heute wieder nichts. Ich sage nichts mehr; ich weine. O Gott! Gib mir Kraft

und Resignation! Ich habe nie so sehr geliebt als in diesem Augenblicke. Wenn alle Schätze der Erde mein wären, ich gäbe sie willig hin, wenn ich seine Gestalt nicht gesehen hätte. O welche Folgen von einer einzigen unbewachten Stunde! O Gott, ein feierliches Gelübde schwöre ich, nie mehr zu lieben. Es hat mich in meiner Blüte zerstört. Es hat meinen Geist entnervt. Adrast hat unrecht, daß er mich reizt und kränkt. Warum erklärt er sich nicht? Ich will ja nur Gewißheit. Wo hältst du dich auf, bester, wertester der Menschen? Warum bist du nicht bei mir?

30. April 1819. Würzburg.

Ich begegnete ihn heute früh, freilich nicht ohne mein Zutun. Er klopfte mich auf die Schulter und wünschte mir Guten Morgen, was ich erwiderte. Wir waren beide nicht allein, sonst würden wir uns gesprochen haben. Ich nahm mir nun vor, ihn morgen des Tags zu besuchen und ihn um Erklärung zu bitten, werde daraus, was wolle. Nur fürchte ich sehr, daß ich entweder das Haus verfehle, oder ihn nicht antreffe, oder ihn nicht allein finde, oder daß sonst ein Hindernis eintritt,

denn ich kann an kein Glück glauben. Kommen doch

Las dichas una à una,
Las penas mil à mil.

Morgen will ich zu ihm, weil gerade wieder vier Tage seit unserem Wiedersehen verflossen, weil morgen der 1. Mai ist und der Monat der Veränderlichkeit vorüber. Freilich wird es erst mit dem 4. Mai vier Monate, seit ich zuerst darüber mit Massenbach sprach. — Vorgestern abend hab' ich noch ein Liedchen an den Schlaf gedichtet, das ein Bild meiner jetzigen Unruhe ist. Ich bringe die halben Tage im Hofgarten zu, wo nun alles in Blüten steht. Wie reizend würde es sein, einen Freund zu haben im Frühlinge! Es wird, so hoffe ich, sich endlich entscheiden, ob ich mich fast ein Jahr lang umsonst quälte. Ich bin in der Hand der Vorsicht; ich folge ihr blindlings, willig. Wie könnt' ich, wie dürft' ich anders? Nicht mein, dein Wille geschehe.

1 Mai 1819. Würzburg.

J'ai exécuté mon dessein d'hier et j'en suis content. Ce que j'ai appris, c'est qu'il ne m'aimera jamais avec cet enthousiasme

de l'amitie, que sa physiognomie et le son de sa voix m'ont communiqué, et qui plaît à une imagination peut-être trop vive. Mais je n'ai trouvé en lui qu'un jeune homme aimable, instruit et complaisant. La seule chose que je pourrais craindre, sera qu'il n'a point de goût pour les belles lettres; du moins entre ses livres je n'ai trouvé aucun poète hors la Messiade. J'ai vu parmi les classiques Tite Live, César et autres historiens, mais ni Virgile ni Horace. Il n'entend pas les langues étrangères. Mais cela pourrait encore se faire. Je me suis rendu chez lui ce matin entre huit et neuf. Il demeure dans une mansarde, mais assez joliment. Ses fenêtres donnent sur les verts ormeaux d'une promenade, qui s'unit au Jardin de la cour. Je l'ai trouvé en lisant dans un ouvrage de Feder „Sur la volonté humaine". Il m'a accueilli affablement et il m'a déclaré encore une fois, que ce n'était ni par inattention ni par mépris, qu'il n'est pas venu me voir il y a quatre semaines. Il continua qu'il voulait bien me demander pardon de n'avoir pas répondu à ma seconde lettre, mais quant aux autres questions de cette même lettre il les passa tout à fait

sous silence. Il ne me dit ni ce qu'il pensait de moi, ni s'il espérait qu'un jour l'amitié pourrait nous unir.

18 Mai 1819. Würzburg.

Nous sommes comme séparés. Je ne croyais pas que ce jour devrait être infortuné! Ce matin vers les 10 heures j'ai rencontré Edouard. Je lui donnais un bouquet de muguets comme j'en portais plusieurs. Hors mes vers c'était le premier présent que je lui aie fait. Du moins c'était le dernier, à coup sûr! Car à 11 heures je l'ai vu dans la cour du collège et je ne pouvais m'empêcher d'ouvrir mon coeur et de lui dire la vérité sincèrement. Il y a quelque temps qu'il m'a marqué le désir d'assister aux leçons sur l'esthétique de Wagner que ce dernier traite dans sa philosophie idéelle. C'est pourquoi j'ai parlé avec Wagner et celui-ci a consenti qu'Edouard pouvait fréquenter son collège sans se souscrire, aussi longtemps qu'il s'agissait de la théorie des beaux arts. Mais Edouard manquait déjà aux deux premières leçons. Ainsi il allait me compromettre avec Wagner et c'est ce que je

lui ai dit, en ajoutant ces mots: „Je vous prie de ne traiter pas aussi nonchalamment, que vous me traitez, les études qui se rapportent à votre formation intellectuelle.“ Après ces paroles je m'en allai. Il avait l'air très irrité en criant après moi: „Pourquoi?“ Je ne lui répondis plus. Ce soir je me promenai avec Döllinger au jardin de la cour. Nous rencontrâmes Edouard, et je lui souhaitai le bon soir. Il salua Döllinger, il ne me salua pas.

19 Mai 1819. Würzburg.

De bonne heure ce matin je me rendais chez Edouard. Je ne pouvais cesser d'être prévenant et doux. Nous nous entretînmes trois quarts d'heure. Je lui dis tout ce qu'affligeait mon âme. Voilà ce qu'en fut le résultat: Il me répliqua qu'il me rendait grâce de mon amitié et de mes bons offices, mais qu'il ne pourrait jamais comprendre ma susceptibilité extraordinaire. Puis, que sa disposition interne était amicale, mais comme nos études n'étaient pas les mêmes, il ne lui restait pas assez de temps pour cultiver ma conversation et de venir me voir; enfin qu'il aimait à s'entretenir quelquefois avec un

jeune homme qui aie de l'esprit, mais qu'il ne négligerait jamais ses anciens amis à cause de moi, et qu'il ne me traiterait jamais comme il les traitait. „Je sens bien," me disait-il une fois, „comme il fait de la peine de ne pouvoir répondre à l'amitié d'autrui, mais que voulez-vous que je fasse?" Lorsque je lui observais que notre liaison était inégale parcequ'il ne s'intéressait pas à moi, il me répondit avec une dureté extrême: „Rendez-la égale!" Je ne suis capable de décrire ce que je souffrais de tout cela. Je ne lui cachais pas ma faiblesse et ma douleur, quoiqu'il gardait toujours sa froide disposition. J'étais si vivement ému que la voix me manquait à tout instant, et j'avais peur de ne verser un torrent de larmes. Enfin je me retirais en lui souhaitant le bon jour.

17 Juin 1819. Würzburg.

Edouard ne vient pas chez moi et moi, je l'évite. Ma résolution de n'être plus prevenant, est inébranlable. Je ne l'étais que trop. S'il ne veut pas l'être après tant de preuves d'amitié que je lui ai donné, nous sommes séparés pour toujours, quoique je l'aime plus que mon propre coeur.

19 Juin 1819. Würzburg.

Je triomphe! Le dépit d'Edouard a cédé à son amour. Aujourd'hui il venait me voir, quoique il ne m'a pas trouvé chez moi. J'ai passé la journée comme mardi à Veitshöchheim avec Delille et Armstrong, les poètes didactiques. Mais en me retournant j'ai rencontré Edouard sur le glacis près de Smolensk. Il m'a marqué sa visite et il m'a promis de la répéter.

21 Juin 1819. Würzburg.

J'ai causé aujourd'hui avec Edouard. Il voulait encore venir me voir, mais je n'y crois pas. Je ne suis pas tout-à-fait content de lui. Il me rend jaloux, il me rend tout. Je ne sais quelle amertume se mêle toujours aux sentiments vifs. Enfin je ne l'aime plus, enfin il me fait mal au coeur. Oh mon Dieu! S'il était aussi sincère que moi, nous serions bien heureux! Que puis-je faire? Que dois-je entreprendre? Rompre avec lui? Cette perspective est triste. Conduisez-moi, Providence céleste!

27 Juin 1819. Würzburg.

Hier je me suis réconcilié avec Gruber, après un an de brouillerie et encore davantage.

Gruber avait fait remarquer à Döllinger vaguement, qu'il souhaitait le renouvellement de notre connaissance, et ainsi je n'hésitais pas de l'aborder la première fois que je le rencontrais.

2 Juillet 1819. Würzburg.

Je suis très mal avec Edouard. Je cessais de le tutoyer, et lorsqu'il me le faisait remarquer, je lui disais qu'il me semblait indifférent que de se traiter en Vous ou en Tu. Il était profondément blessé par cela et il commençait aussi de me traiter en vous. C'est le point où nous sommes encore. J'avais bien l'ocassion d'observer, comme son ancienne fierté s'est enfin courbée. Ce n'est plus le même Edouard qui me disait un jour, qu'il ne pouvait répondre à mon amitié. Maitenant il craint de me perdre et il devient plus souple. Je pourrais même avoir compassion de lui, si je ne savais pas que ses sentiments ne sont pas aussi profonds que les miens, et que c'est un homme qui se console aisément par des dissipations multipliées.

3 Juillet 1819. Würzburg.

Je suis mort pour le monde, car je suis mort pour lui. Nous sommes séparés et je

me sens malheureux. Demain le 4 Juillet il y aura 4 mois que nous nous connaissons et que je l'ai salué pour la première fois. Le nombre de 4 me tient donc sa parole jusqu'à la fin de tout. Je dirai en peu de mots comme cela est arrivé. J'étais chez lui ce matin; d'abord nous lisions ensemble, puis je me déclarais ouvertement. Je lui dis, comment la conversation de ses camarades m'avait déplu, et que lui-même n'était qu'un homme frivole et libertin. Il fut hautement fâché par ces mots. „Est-ce possible," me dit-il, „que vous me jugez d'après des plaisanteries de quelques étudiants au lieu de me juger d'après mes actions? Interrogez toutes les personnes, qui me connaissent depuis longtemps, si je suis libertin. Questionnez-en toute la ville, s'il y a quelqu'un qui me puisse reprocher quelque chose!" Ainsi il continua encore et moi je ne pus autrement que lui croire, que l'embrasser tendrement, en lui demandant pardon, et en l'assurant de tout mon amour. Mais la réconciliation manquait encore de sa part, quoiqu'il penchait vers elle. Nous nous rendions au collège pour assister à une promotion presque déjà finie, et alors nous allions nous promener au jardin

de la cour. Nous étions déjà prêts de nous réconcilier, de nous tutoyer encore, nous nous tenions embrassés, mais un tour malheureux que prenait la conversation allait nous perdre. Edouard fixait l'idée que nos charactères fussent trop dissemblables, que je vécusse dans une autre sphère que lui même, que notre amitié ne pourrait subsister. J'étais trop fier pour le contredire. Il demandait mon jugement ladessus, mais je lui disais que le sien ne suffisait que trop. Je persistais à l'alternative qu'il fallait, ou que nous soyons les amis les plus tendres ou parfaitement indifférents l'un pour l'autre. Il souhaitait un milieu et la permission de venir me voir quelquefois. Mais je sentais trop bien que ce milieu ne tendrait qu'à me rendre malheureux en ravissant mon repos et je n'y pouvais consentir. Il m'assurait de sa part que je ne lui étais jamais indifférent et que je ne le serai jamais, que j'étais meilleur que lui, mais un homme singulier, et que luimême n'était qu'un esprit ordinaire (Alltagsmensch). Je ne lui cachais point ce que je souffrirai de notre séparation. Enfin après une entrevue de cinq heures je pris congé de lui au Hofplatz, en lui tendant encore la

main. Il me dit qu'il avait fait ce qu'il avait fallu faire. „Ah," lui répondis-je en le quittant, „si vous maltraitez un homme qui vous aime, si vous le mortifiez profondément, cela ne vous met pas en peine. Oh non! non!" Je me rendais sur le glacis et j'y versais un torrent de larmes. Après-midi j'allais me promener encore pour pleurer éperdument.

5 Juillet 1819. Würzburg.

Ces quatre mois passés n'étaient que notre temps d'épreuve, le jour d'hier loin d'être l'époque de notre séparation est devenu le premier jour d'une ère nouvelle de notre amitié, d'une vie nouvelle. Avant-hier au soir j'ai revu Edouard au collège oratoire de Mr. Brendel et mon bon génie m'ordonnait de lui dire que je souhaitais de lui parler encore une fois. Je m'y rendis hier matin. D'abord nous nous répandîmes dans un torrent de reproches et je lui dis qu'il était sans coeur et sans aucun sentiment; je lui redemandais mes lettres. Mais mon penchant pour lui l'emporta bientôt sur ma fierté et mon ressentiment. Je me mis sur ses genoux en le conjurant avec mille mots touchants et

mille baisers de ne séparer pas ce que le sort même avait lié. Il m'assura que je ne le connaissais pas encore assez et qu'il y avait trop de diversité entre nos charactères. „C'est pour cela," lui dis-je, „que nous sommes faits l'un pour l'autre, étant destinés de sympathiser par nos ressemblances et par nos dissemblances de nous suppléer réciproquement." Enfin il m'embrassa avec ardeur, le „tu" revint se jouer sur ses lèvres et il me jura de redevenir mon ami, comme il le fût auparavant et de l'être pour toujours.

13 Juillet 1819. Würzburg.

Il y a longtemps que je n'ai plus parlé d'Edouard. J'y retourne après 6 jours. Mes rapports avec lui sont tout-à-fait changés et le plus malheureusement du monde. Avant-hier il y eut un différend entre nous parcequ'il me traitait froidement et encore plus que cela. Je lui dis, que je donnerais tout ce que je possède, si je ne l'avais pas appris à connaître. Hier matin il vint chez moi et il me demanda pardon. Je lui fis grace sur le champ, mais une longue conversation se développa, et il m'assura, qu'il ne pourrait

jamais répondre à mon amitié, parcequ'il ne pouvait pas me faire part de sa confidence. Je ne voyais plus aucun expédient que de nous séparer pour toujours et je lui faisais faire la promesse de m'éviter autant que possible et de m'épargner sa vue. Mais il n'a pas voulu se résoudre à une telle séparation. Cent fois sa main touchait le loquet de la porte, cent fois il le quittait, soit que je le retenais, soit qu'il tardait lui-même. Enfin je lui fis la proposition de faire encore la lecture ensemble sans aucune liaison amicale. Il y consentit. Mais après d'autres débats encore, comme il voulait s'éloigner, je lui criai en colère: „Va donc au nom de diable!" Alors il me jura qu'à présent je ne pouvais plus l'obliger d'entrer dans ma chambre. Je le persuadai de ne donner pas une étendue plus vaste à cette promesse et qu'elle ne fusse valable que pour ce jour-là. Il en fut content, et me pria d'aller chez lui le lendemain matin à 7 heures et demie. Nous prîmes congé, puisque notre amitié devait être finie; nous prîmes congé de la manière la plus tendre et la plus amoureuse. Quoique ses mots désavouaient son amour, il n'était que

trop visible: ou Edouard m'aime, ou il est l'homme le plus singulier et le plus inscrutable.

21 Juillet 1819. Würzburg.

Gruber vient chez moi presque tous les soirs. Nous prenons du té ensemble et nous lisons. Souvent je vais me promener avec lui. Quant à Döllinger nous nous sommes brouillés depuis assez longtemps et nous nous ne voyons plus. Je n'ai pas encore été chez Edouard dès ce jour funeste; mais il vient assez souvent me voir et nous faisons la lecture de Montesquieu. Ce matin nous avons commencé à lire le nouvel ouvrage de Wagner; nous étions assis sur le même banc près du glacis, où la lecture du Conradin fut commencée un jour, helas! sous de meilleurs auspices! Mais une pluie nous surprenait bientôt, et nous étions obligés de nous retirer dans un petit cabaret près du Rennweger Tor, où il fallait attendre le beau temps et perdre le temps. Il faut souvent que je me rappelle ses lettres et la mienne pour oublier ma première tendresse pour Edouard.

15 Août 1819. Würzburg.

J'ai passé quelques heures de l'après-midi chez Edouard, mais je ne sais pas, si j'en aie été content. Il m'assurait de son amitié, mais il me disait souvent, qu'il ne pouvait pas aimer comme [moi] je l'aime. Hélas! bientôt je ne le verrai plus, et cela me fera du bien. Ses dehors sont trop attrayants. Il est beau comme Apollon et vigoureux comme Hercule,

Formaque Numen habet —.

23 Août 1819. Würzburg.

Ce jour a été funeste. Nous nous connaissons l'un l'autre jusqu'au fond de nos âmes, mais sans qu'aucun résultat s'ensuivît. Je me suis rendu chez Edouard à 7 heures du matin après le collège de Wagner. Nous avons passé deux heures ensemble qui peut-être ont été les plus importantes depuis notre première connaissance. Je lui ai dit que je savais son secret et qu'il n'avait plus besoin de dissimuler. Je ne l'ai pas nommé, et il a voulu me tromper encore longtemps. Mais enfin il n'a plus pu nier, que je le comprenais tout-à-fait, comme lui-même il me comprend. Son secret n'est aucun autre que l'impossibilité

d'aimer les femmes et l'inclination invincible pour son propre sexe. Ces mots n'ont pas été prononcés, mais il n'y a plus de doute. Edouard est le premier homme, qui me ressemble autant, qu'il n'y a plus rien ce que je pourrais encore lui cacher. Je ne me suis donc pas trompé en croyant à son amour, en doutant, si tout cela fut vrai ce qu'il m'avait écrit dans ces malheureuses lettres. Il me disait ensuite qu'il fallait nous séparer. Je lui demandais si c'était à cause de son amour, et si c'était par vertu? Mais il n'y voulait plus répondre. Je continuais que, s'il avait l'intention de se vaincre, j'avais la même intention, et que nous pourrions devenir l'un le gardien de l'autre.

26 Août 1819. Würzburg.

Aujourd'hui il y a justement quatre mois que je l'ai revu après mon retour d'Anspach. Jour funeste! Fallait-il le revoir jamais? Tout est perdu. Le 24 j'allais le voir de bon matin. Il était encore au lit, parcequ'il se sentait un peu indisposé. Je lui montrais tout mon amour, mais il était plus froid que jamais. Il ne pouvait pas nier qu'il n'aimait point

les femmes, il m'assurait cependant que jamais il n'avait senti aucune inclination envers son propre sexe. Il ne répondait guère à mes questions et me priait toujours de m'éloigner. Mais avant de nous séparer, nous nous embrassions encore une fois avec toute notre première tendresse.

Hier Edouard a été chez moi, et je lui ai promis de ne parler plus ni d'amour ni d'amitié, et il m'a dit qu'il ne pouvait me haïr, mais qu'il me préferait bien des autres! — J'ai composé ces jour un sonnet et une chanson, mais qui ne seront pas montrés à Edouard; de même j'ai traduit une romance de l'Espagnol. Notre départ s'approche. Je suis assez résigné. L'absence me fera du bien. Je nourris encore l'espérance de revoir l'ami soit ici, soit à Erlangen.

Mon départ.

Le premier du Septembre était le dernier jour que je passais à Würzburg. J'ai vu Edouard le matin, et encore au soir je suis allé le voir, quand il faisait son coffre, puisqu'il voulait aussi partir le lendemain pour se rendre chez Mr. son père à Munich.

Nous ne parlions que peu. Lorsqu'il allait sortir, il m'embrassa encore tendrement et nos lèvres se touchèrent pour un long baiser. Je l'accompagnai par les rues et avant de nous séparer nous nous embrassâmes encore une fois. Je ne sentis plus mon amour ardent, je ne sentis alors que l'amitié la plus pure et la plus durable. Il m'avait promis de m'écrire, surtout quand son père le permettrait de se rendre à Erlangen. Je l'avais donné les noms de mes amis de Munich, quand il voudrait les apprendre à connaître. Je ne sais, pourquoi je n'étais point attristé, lorsqu'il me quittait. Une douce espérance semblait s'emparer de mon âme; j'espérais de le revoir et même plus heureusement, les sens calmés et l'âme épurée. Le lendemain à 7 heures je partis. J'avais pris une chaise pour me rendre à Iphofen. Gruber m'accompagnait jusqu'à Bibelried; de là je me faisais conduire seul dans ma solitude.

Révision.

Les quatre mois passés ne sont remplis que de l'amour et de la douleur. Ils furent tristes et inquiets autant qu'ils duraient, mais

la reminiscence en est belle. Soit que je ne vivrai plus ensemble avec Edouard (il est vraisemblable que notre réunion ne devait durer que quatre mois), soit même que je ne le verrai plus, je fus heureux pourtant. Il m'appelait son ami et je puis dire qu'il m'aimait. L'homme qui m'était plus cher que tous les biens du monde, l'homme qui m'avait poussé jusqu'au désespoir avant de le connaître, que j'avais adoré toujours, cet homme reposait dans mes bras. N'ai-je pas écrit un jour, que ce n'était que le plus beau qui soit digne de moi? Et me voilà digne du plus beau! Peut-être si j'avais pu conserver la pureté du cœur, mon bonheur aurait duré. L'amour le plus enthousiaste n'est pas nuisible,

Sed corpus tetigisse nocet, sed longa dedisse
Oscula, sed femori conseruisse femur!

Mais la vertu est revenue sur ses pas. — Le jour qui m'est resté dans la mémoire comme le plus beau et le plus tendre, c'est le 24 Juin. Cependant tous les 24 et tous les 4 du mois m'ont été favorables. Le 24 du Juin tombe justement quatre mois avant mon anniversaire (24 Oct.).

24 Septembre 1819. Iphofen.

Aujourd'hui j'ai écrit à Edouard et je l'ai prié de me donner des nouvelles certaines sur son voyage à Erlangen. Je l'ai envoyé la ballade et aussi les vers qui se trouvent vis-à-vis de cela ce que j'écris, mais j'ai encore beaucoup limé les vers. Je lui ai dit que si les trois lignes dernières ne lui plaisaient pas, il pourrait les effacer. Mais en même temps je l'ai rappelé quelques unes de ses offenses les plus cruelles, pour lui persuader que ces vers n'étaient pas l'ouvrage de l'amour, mais seulement de fantaisie, puisque j'avais beaucoup plus de raisons de le haïr que de l'aimer. Et cela est vrai, mais il n'est pas vrai, que ces vers ne sont pas l'ouvrage de l'amour; il fallait cependant le dire par beaucoup de raisons. Je n'ose plus avouer que je l'aime parcequ'il me l'a défendu et parcequ'il continue toujours de dissimuler.

1 Octobre 1819. Iphofen.

Je ne puis pas dissiper ma tristesse qui me surprend aussitôt que je ne suis pas vivement occupé. L'hiver qui s'approche me fait trembler, puisque je me souviens comme

j'ai passé le dernier. L'idée que mon Edouard est perdu pour moi me fait trembler davantage. Jamais je ne trouverai son égal. On ne rencontre qu'une fois de tels yeux! Il est le premier homme que j'aie vraiment aimé, car on n'aime qu'à demi quand les sens ne sont pas encore incités.

15 Octobre 1819. Iphofen.

Aujourd'hui j'ai composé douze chansons, mais je sens bien que ma veine commence à dessêcher, et je crains qu'une lettre d'Edouard ne soit pas en chemin pour détruire la dernière illusion de l'amour. Pourtant je voudrais me procurer de la certitude. Quant aux poésies mentionées j'ai déjà rempli un cahier qui contient 42 pièces. Ce nouveau se monte déjà a huit, mais celles-ci me semblent plutôt l'ouvrage de l'art que de la fantaisie abondante qui a produit le premier cahier.

17 Octobre 1819. Iphofen.

Aujourd'hui j'ai composé 11 chansons et hier j'en ai composé 9, dont l'un est français. Mais aucune lettre d'Edouard arrive. Je ne sais s'il écrira encore; du moins il n'a pas

satisfait ma prière de me faire savoir sur le champ la reception de ces vers malheureux!

18 Octobre 1819. Iphofen.

J'ai reçu d'Edouard une lettre horrible, comme je l'ai mérité. Et elle ne m'a pas tué?

Je ne le reverrai plus; je quitterai sa patrie. J'ai scellé les deux cahiers de chansons pour qu'on les ouvre un jour après ma mort. Je me regarde comme un scélérat, qui se craint soi-même. Le poids de sa malediction et de son profond mépris pèsent sur moi. Toute occupation me tourmente. Il faut toujours lutter contre la vie.

Erlangen. 24 Octobre 1819.

Me voilà donc à Erlangen après avoir quitté Iphofen le 19, après être parti hier de Würzburg, où j'ai passé quelques jours, je suis arrivé ici ce matin à mon anniversaire, le plus triste que j'ai célébré jamais! Placé dans le cachot d'une petite ville assez pitoyable, sans amis, sans aucune connaissance, tout-à-fait abandonné à la dureté du sort que j'ai mérité et aux remords de mon âme dechirée.

Erlangen. 26 Octobre 1819.

Tout me fait sentir ce que j'ai perdu avec Würzburg, et si je n'avais pas été forcé de quitter cette ville, je ne pourrais jamais me le pardonner. Quant à ma demeure je suis logé assez commodément et agréablement sur la grande place vis-à-vis du château, brulé il y a quelques années, et dont on ne voit que les quatre murailles. J'ai une chambre et un petit cabinet. Quelques autres étudiants sont logés dans la même maison, mais ils ne sont pas encore arrivés. Je suis très content de mes hôtes. Le maître est marchand. Mais je tremble quand je pense que je ne ferai ici aucune connaissance intéressante que je ne trouverai aucun ami, que je resterai seul, chargé des études insupportables de la jurisprudence, dont mon état futur me fait un devoir que jamais je ne pourrai remplir.

Erlangen. 2 Novembre 1819.

Mes collèges n'ont pas encore commencés. Je me plais dans ma chambre et dans l'arrangement de ma bibliothèque, qui fait un bon effet, vis-à-vis des fenêtres, et que j'ai completé tellement que presqu'aucun génie

poétique me manque, soit de l'ancienne, soit de la nouvelle Europe. J'en excepte Spenser qui est si rare et Pindar que je ne pourrais pas encore entendre. Aujourd'hui j'ai acheté Cowper, Butler et une charmante édition de Shakespeare. — Je passe mes soirées chez moi comme à Würzburg. Un des étudiants qui logent dans la maison est arrivé! Il s'appelle Mr. de Rotenhan et occupe la chambre voisine. Les autres sont un étage plus bas. Hier il est venu me voir. C'est un beau jeune homme.

3 Novembre 1819.

Ce matin j'ai rendu sa visite à mon voisin Mr. de Rotenhan. Il semble être instruit et d'un bon naturel.

6 Novembre 1819. Erlangen.

Je ne puis nier à mon journal, je ne puis nier à moi-même, que R. a fait une profonde impression sur moi dès le premier moment qu'il entrait dans ma chambre. Je la trouve dangereuse, parceque tout maintenant m'effraye. Mais je ne puis l'éviter; je le vois tous les matins dans le collège de Gründler, et quand je ne le vois pas, je l'entends du moins, puisque sa chambre est

si proche de la mienne qu'il n'y a qu'une porte qui nous sépare. Mais j'ose assurer que je hais l'amour et ses caresses affreuses. Quant à R. je n'ai pas le moindre désir de lui serrer la main ou de l'embrasser. Notre connaissance a commencé sous de beaucoup meilleurs auspices que celle avec Edouard, puisqu'elle a commencé avec une visite, pendant qu'une année s'écoulait avant qu'Edouard venait me voir. Je ne crains donc pas que je pourrais sentir de la passion pour mon beau voisin, mais pourtant je me tiens sur mes gardes. L'amitié même me fait frémir, puisque je ne mérite pas son amitié quand même il voudrait devenir mon ami. Je me suis donc proposé de le traiter avec politesse, mais sans jamais lui faire remarquer le moindre penchant de ma part. Comme il a beaucoup d'amis, étant membre de la Burschenschaft, il ne cherchera jamais de s'approcher de moi amicalement. Il n'éprouvera pas le besoin que j'éprouve, moi qui ne connais personne. Quand son esprit est cultivé, quand son caractère est aimable, je ne pourrais m'empêcher de l'estimer, mais je regarderai son extérieur comme un écueil de la raison.

11 Novembre 1819. Erlangen.

J'ai fait partir deux lettres à Gruber qui restaient sans aucune réponse, ce qui m'inquiète beaucoup. Je n'ai pas encore raconté ce qui s'est passé entre nous pendant mon court sejour à Wurzbourg. Je lui ai confié tout, en lui faisant lire mon journal. Mais j'ai scellé le livre vingt-deuxième, comme il est scellé encore, mais en lui ajoutant en peu de mots la catastrophe de cette malheureuse histoire et mon crime. Mais il a lu aussi ce qu'était scellé. Alors la pudeur m'empêchait de le revoir, et en vérité, je ne l'ai plus revu à Wurzbourg. Voilà ce qu'il m'a écrit dans ma chambre avec du crayon que je lui donnais. Les premières paroles sont mes propres mots, qu'il répète:

„Großes Unglück fordert großes Vertrauen." Das eigentlich große Unglück und die große Schuld liegen nur im Versiegelten. Ich habe das Versiegelte gelesen, noch eh' ich am Juni war. Doch paßt auch darauf noch Dein erstes hineingelegtes Blatt. Die Leidenschaft hat Dich verführt. Preise und segne Dein Geschick, wenn S.s Worte Dich so schauderhaft aufgeweckt haben. Sei ruhig. Auch S. — es ist nicht unmöglich — kann Dich noch achten und alles vergeben, wenn auch vielleicht nicht mehr lieben. Auf mich hat Deine Leidenschaft nicht wie auf S. leiden-

schaftlich eingewirkt. Ich kenne Dich nun so ziemlich, und — bei Gott und allem, was mir heilig — so sehr ich das Laster verachte und verabscheue, und den Täter als solchen verabscheue, ich verachte Dich im geringsten nicht, ich verabscheue Dich im geringsten nicht. Es ist eine Verirrung, an der ich innige Teilnahme mitfühle. Wenn Dich S. so aus dem rechten Standpunkt sehen könnte wie ich, er würde nie und nimmer so von Dir fühlen, wie er geschrieben, denn Du bist noch bloß versucht von diesen unnatürlichen Gelüsten, aber noch kannst Du mit einem Male die Kette reißen, die Dich daran fesselt.

Dies von ganzem Herzen, und ich mißbrauche nie Dein Vertrauen, denke im ganzen von Deinem inneren Sein nicht schlechter und danke für Dein Vertrauen —"

Le 25 Novembre 1819. Erlangen.

Ma vie actuelle est fort uniforme. De 7—10 heures je fréquente trois collèges; à 10 heures je fais ordinairement une petite promenade; à 11 heures encore une lection jusqu'à midi. Je dîne à la Baleine, et je suis content du dîner et de la société. Elle est composée de deux Mecklenbourgeois, les barons d'Oertzen, deux frères qui font leurs études ici; puis du docteur Leupoldt, qui lit à l'université; d'un assesseur et d'un jeune marchand; puis du comte Ortenburg, qui est officier en service autrichien, mais qui fait ses études. C'est

le même cas avec Mr. de Huschberg, un Hollandais, qui est au service de Bavière, placé dans la gensd'armerie. J'entends de même deux leçons avec lui chez Meusel et Fabri. C'est un homme fort instruit, qui sait parler de tout, qui entend les langues étrangères et qui a fait des voyages. Il y a encore deux autres qui dînent avec nous, mais quant à moi je suis assis au bout de la table et rarement je puis prendre part à la conversation. A 1 heure j'entends une leçon chez Pfaff, mais je n'y viens pas souvent, puisque c'est de la mathématique, et particulièrement à cause de cette heure importune. A 2 heures mes collèges sont finis pour la journée. Je passe l'après-midi en dessinant, en me promenant, en lisant les journeaux à l'Harmonie, en étudiant quelquefois. Quant à la soirèe je la passe toujours chez moi, pour la plupart avec des lectures. Je me couche à 10 heures et demie ou à 11 heures. On ne peut dire que ce genre de vie soit ennuyant ou désagréable; ma vie à Munich ou à Würzburg n'a guère été plus variée. Mais pourtant elle a été adoucie toujours par la conversation de quelques amis.

26 Novembre 1819. Erlangen.

Ce soir une lettre d'Edouard est arrivée. Je l'ai ouvert en tremblant. Elle ne contenait que le reste de mes lettres et les deux poëmes du 4 Mai. Sur le dos de cette feuille il avait écrit ces mots: „Ich vergesse und verzeihe alles, behalte die Bücher als ein Zeichen der frühern reinen Liebe und nicht der späteren Unlauterkeit und trage Leid wegen der Verirrung eines sonst guten Menschen.

E. J. Schmidtlein."

C'est plus que je n'ai mérité, mais pourtant j'en ai beaucoup pleuré. Fallait-il ajouter les mots „und nicht der späteren Unlauterkeit"? Ce qu'il dit des livres se rapporte à ce que je lui avais écrit à Würzbourg sur le dos de sa terrible lettre et sur les marges. Je m'y suis humilié devant lui de la manière la plus contrite; mais en me justifiant autant que je pouvais du reproche d'une corruption hideuse, je n'ai pas dit un mot de sa propre culpe et comme il avait excité ma sensualité, je l'ai conjuré d'avoir pitié de mon désespoir et de me pardonner, de pardonner à ma jeunesse, à ma passion, à l'excès de mon

amour, à l'excès de ma fantaisie émue. Je l'ai demandé à genoux de garder les livres et le poème, que l'amour le plus pur lui avait donnés. Mais c'est ce qu'il n'a pas fait; il n'a pas gardé les vers. Il dit qu'il veut tout oublier, mais pourtant il ne voulait rien garder de mon écriture.

Mais je lui pardonne tout, quoiqu'il n'ait pas demandé mon pardon. Je me sens mille fois soulagé et consolé, puisqu'il veut tout oublier et pardonner tout. Son âme est belle et douce. Mais je sais que Gruber a part aussi à sa resolution amiable.

31. Dezember 1819. Erlangen.

O, welch ein Jahr von Schmerzen ist vorüber. O mein Eduard, wenn du jetzt im Kreis deiner Kameraden beim Punschglase diesen Abend verbringst, du ahnst nicht, wie zerrissen der Busen deines Freundes ist und wie er seine Neujahrsnacht feiert. Er denkt nur an dich. Morgen sind es vier Monate, seit ich so zärtlich von ihm Abschied nahm, seit er so zärtlich von mir Abschied nahm. Wir sollten uns niemals wiedersehen, wir haben es nicht vermutet. Ich habe noch zwei Rosen von

ihm, die ich heute fand, eine rote und eine weiße; sie sind vertrocknet, aber sie duften noch. Und meine Tränen fließen noch. Wir haben es nicht vermutet.

4. Januar 1820. Erlangen.

Vorgestern kam Rotenhan an. Ich sah ihn gestern ein paar Augenblicke und auch heute wieder, aber unser Wiedersehen wird kein erfreuliches Resultat nach sich ziehen. Gestern abend, als ich über mich und mein Schicksal nachdachte, mahnte ich mich daran, daß es der 4. Januar 1819 gewesen sei, an dem ich den allerersten Schritt zu Eduards Bekanntschaft getan hätte, also den ersten Schritt zu einer unabsehbaren Reihe von Torheiten und Schmerzen. Ich nahm mir vor, am anniversaire dieses Tags einen desto kälteren, vorsichtigeren und rein vernünftigen Schritt zu tun, und das beste, was mir zu tun schien, war, mich von Rotenhan so viel als nur immer möglich loszureißen. Was mich zuerst dazu bewog, ist, daß wir doch einmal nicht in derselben Sphäre leben und schwerlich Freundschaft zwischen uns begründet werden könne, und zweitens, daß seine Schönheit meiner

Ruhe eine unberechenbare Gefahr bringen möchte, wenn ich mich nicht seines Anblicks so viel als möglich entzöge. Das Jahr der Liebe endete mit dem letzten Tage des vergangenen; es muß eine ganz neue Zeit beginnen. So viel ist gewiß, daß ich eine abermalige Aufopferung meines Friedens und eine Wiederholung jenes leidenvollen Jahres nicht mehr ertragen würde. Wer bürgt mir aber, daß diese nicht eintreten, wenn ich mich meiner Zuneigung für Rotenhan überlasse, da er mehr Geistes- und Charaktervorzüge als Eduard besitzt? Ich kann nicht frühe genug einlenken, und das Schicksal gab mir nun hiezu die beste Gelegenheit, da wir uns durch vierzehntägige Trennung um vieles fremder geworden sind, und nunmehr ziemlich natürlich erscheint, was damals ex abrupto sehr auffallend gewesen sein würde.

5. Januar 1820. Erlangen.

Es ist ein trauriger Triumph, den ich allenfalls heute feiern konnte, indem ich bemerkte, daß Rotenhan mir wirklich geneigt ist, und daß ihn mein zurückgezogenes Benehmen betrüben muß. Aber dies wird nur sehr kurze

Zeit dauern, und es wird ihm bei weitem leichter ankommen, als mir selbst. Kann ich anders handeln als ich handle? Würde ich Beruhigung finden, wenn ich auf dem begonnenen Wege wieder umkehrte? Muß ich nicht ausführen, was ich für recht erkannte? Ich könnte zwar hoffen, mit Rotenhan einen vollkommen edlen und tugendhaften Bund zu schließen; aber gewiß läßt sich das nicht voraussehen. So viel ist gewiß, daß wir beide nicht ohne Sinnlichkeit sind, nur daß er vielleicht noch nicht erfahren hat, in welche Abgründe eine solche Gemütsanlage führen kann. Leider hab' ich es erfahren, und darum ziemt es mir, den ersten Schritt aus der bereiteten Schlinge herauszutun. Ich muß mich auf das strengste hüten vor jedem Augenblicke von Selbstvergessenheit, denn ein einziger solcher würde alles zunichte machen, weil ich dadurch meinen Entschluß bloß als eine inkonsequente Laune charakterisieren würde. Heute morgens ging ich früher ins Kollegium und holte ihn nicht ab. Er warf es mir auf eine indirekte Weise vor, und als wir später um zehn Uhr aus dem Kolleg von Gründler gingen, fragte er mich, ob ich jetzt etwas zu tun hätte? Wir

hatten nämlich diese Stunde vor den Ferien zur Wagnerschen Philosophie festgesetzt. Ich erwiderte, daß ich ein wenig spazieren gehen würde. Seine Antwort war ein kaltes So? Und dann schwieg er. Und dies ist unser trübseliges Menschenschicksal, daß wir uns freiwillig von Menschen losreißen müssen, deren Vortrefflichkeit wir erkannt haben, und daß wir ein Glück, nach dem wir uns so lange sehnten, zurückstoßen müssen, sobald es uns wirklich entgegenkommt. Ist dies Notwendigkeit oder Freiheit? Es ist beides.

24. Januar 1820. Erlangen.

Die Tage, an denen ich nichts mehr schrieb, ist mir viel Schönes begegnet, das ich nun in kurzem erzählen will. Schon am Einundzwanzigsten verband ich mich wieder mit Rotenhan und ich habe es keineswegs bereut. Unser Verhältnis hat eine so edle, innige Wendung genommen, daß es nur zum Glücke ausschlagen kann. Vorgestern las ich zum erstenmal die „Renata" von Friedrich v. Heyden, ein Werk, das einen unvertilgbaren Eindruck in mir hinterließ und auf mich von ebenso mächtigem Einfluß war, als die Wagnersche Philosophie.

Ich halte es für das höchste Dichterwerk aller Länder und Zeiten. Gestern abend riß mich eine glühende Begeisterung hin, dies auf die höchste Weise auszusprechen, und so entstand ein Gedicht an den Dichter der „Renata"; ein Gedicht, wahrscheinlich mein letztes und bestes, worin ich ihn und auch mich selbst ganz aussprach. Ich wünsche es öffentlich bekannt zu machen, um den Ruhm jenes herrlichen Dichters so viel als möglich zu verbreiten. Rotenhan kam eben nach Hause, als es fertig war. Er machte Musik, und ich ging hinüber. Er spielte und sang mir Körners „Abschied vom Leben", von Weber herrlich komponiert. Sodann las ich ihm mein Gedicht vor, es konnte unsere Seelen nur zur Frömmigkeit und Tugend erheben. Wir blieben bis tief in die Nacht beisammen, und alles, was er mir sagte, ließ mich die Vortrefflichkeit seines Charakters und die Klarheit seines Geistes fühlen. Auf ewig fiel Eduard!

29. Januar 1820. Erlangen.

Ich war vier Tage abwesend durch einen plötzlichen Impuls, den mir das schöne Winterwetter gab, wobei ich zugleich, ich weiß nicht

vermittelst welcher Assoziation der Ideen, den Trieb empfand, Jean Pauls Bekanntschaft zu machen. Daher machte ich mich in derselben halben Stunde noch auf den Weg nach Bayreuth.

Den Achtundzwanzigsten, sehr frühe, fragte ich nach dem Legationsrat Richter und besuchte ihn. Ich fand im Hause bloß sein Studierzimmer offen, wo er mich ziemlich freundlich empfing. Er ist ein Mann von etwas mehr als mittlerem Wuchse, seine Stirn ist herrlich; etwas Unstetes in seinen Blicken mißfiel mir. Die Stube ist ziemlich elegant, auf zwei Seiten Fenster, auf zwei Seiten Büchergestelle; quer in der Stube ein Sofa an einem Schreibtische.

30. Januar 1820. Erlangen.

Ich unterhielt mich ziemlich lange mit Jean Paul; ich weiß nicht, warum er mich im Anfange für einen Mystiker halten wollte. Es war zuerst von Herder, sodann über einige philosophische Gegenstände die Rede, zum Beispiel über Freiheit und Notwendigkeit, wobei wir im Anfange sehr geteilter Meinung waren, uns aber bald über den Standpunkt vereinigten.

Er befragte mich sodann über meine Lektüren, und ich brachte nun die schöne Literatur aufs Tapet, um von Friedrich von Heyden zu sprechen. Ohne daß ich etwas davon erwähnt hätte, kam er mir damit entgegen, Goethe sei Schillers Gegensatz und ein dritter müsse sie vereinigen. Ich sprach nun von der „Renata" und dem „Konradin" so viel und so lange, bis er mir versprach, sie sich kommen zu lassen. Sehr gerne hätte ich auch noch meiner zweiten großen Lebensangelegenheit, der Wagnerschen Philosophie, erwähnt, allein ich fand nicht mehr Zeit, und ich bemerkte, daß er notwendig auszugehen hatte. Überhaupt ist es gar zu kärglich, mit einem solchen Manne nur einer einzigen Unterredung zu pflegen, wobei sich kaum irgend etwas entwickeln kann. Einige Wochen lang möchte ich in Bayreuth sein. Welch ein reicher Austausch von Ideen, besonders über alles, was Poesie betrifft.

5. Februar 1820. Erlangen.

Ich schrieb nichts, aber ich war glücklich. Mein Verhältnis zu Rotenhan ward um vieles inniger und fester. Keinen einzigen jener qualvollen Umstände, die mir Eduard zu

fühlen gab, habe ich bei ihm empfunden. Ich habe nie etwas verschuldet gegen ihn, ich will nichts Böses; ich darf auch nicht klagen, daß unsre Verbindung einseitig sei, daß uns nicht wahre Sympathie vereine. Liebe bedarf mein Busen, ich kann nicht ohne sie sein, und Hermann gibt sie mir. Besonders schön war uns der gestrige Abend. Ich war noch spät bei ihm. Er war so gut, so zärtlich. Wir saßen oder lagen vielmehr Arm in Arm auf dem Sofa, und ich verhehlte ihm nicht, wie sehr er mir teuer sei, wie schwer es mir werden würde, mich von ihm zu trennen.

Νέκταρ ἔην τὸ φίλημα, τὸ γὰρ στόμα νέκταρος ἔπνει
Καὶ μεθύω τὸ φίλημα, πολὺν τὸν Ἔρωτα πεπωκώς.

Ich kann dies Verhältnis nicht verdammen; es scheint mir Fügung, die mich endlich Sympathie in einem andern Wesen finden [läßt,] nach der ich so lange mich vergebens sehnte. Ich habe schon einmal bei Eduard die graduelle glückliche Folge bemerkt, die die Stufen meiner Liebe nahmen; wie unendlich entfernt mir Merey war in jeder Beziehung, wie nahe Eduard in so vieler Hinsicht, und doch wie unendlich näher steht mir Rotenhan, auch körperlich, da wir nebeneinander wohnen.

Wahrlich nicht mit dem Gedanken an Liebe kam ich hieher; ich war zerknirscht im Innersten. Aber da war er die erste Erscheinung, die mich hier erfreute. Wie errötete ich unwillkürlich, als er zu mir hereintrat. Diese edle Bildung, wie sprach sie mir im ersten Momente zu Herzen. Dies war nicht so bei Eduard. Ich mußte ihn lange sehen, bis mein Herz von ihm erfüllt wurde. Freilich, zu welcher Zenithhöhe stieg dann auch meine Liebe! Ich fühlte es nur zu sehr an meiner Verzweiflung! Und welcher Zauber konnte Hermann binden? Ich bin nicht schön, wie er; ich vermied ihn, ich kehrte mich von ihm ab, er mußte mich kalt glauben, und er blieb mir ergeben. Haben wir anders gekonnt, beide? Und so mag bestehen, was schuldlos ist, und was nur noch kurze Zeit dauert. Sein Temperament ist nicht stürmisch, er ist besonnen; von ihm ist kein Ausbruch der Leidenschaft zu fürchten. Und ich — ich bin nur allzu fürchterlich gewarnt. Ich weiß, was gut und böse.

19. Februar 1820. Erlangen.

Was Rotenhan betrifft, so dürfte ich gewissermaßen den vergangenen Dreizehnten einen

glücklichen Tag nennen, da er mich bat, mit ihm Bruderschaft zu machen, und wir seitdem uns duzen. Allein ein paar Tage darauf führte eben dies einen Zank herbei, den ersten, den wir miteinander hatten. Wiewohl nun der Groll gestillt wurde, so brach er doch heute wieder stillschweigend aus, und ich weiß nicht, wann er enden wird. Es würde schwer zu sagen sein, ob ich Rotenhan hasse oder liebe.

21. Februar 1820. Erlangen.

Es war am verwichenen Neunzehnten, als mir zuerst die Unerträglichkeit des juridischen Studiums und mein vollkommenes Ungeschick dazu den Gedanken eingaben, diese Fesseln von mir zu werfen, nicht ferner Anspruch auf eine diplomatische Karriere zu machen, mich dafür aber den Rest meines nun freilich halbverschwendeten Universitätslebens emsig mit den historischen und Naturwissenschaften zu beschäftigen und meinem Triebe zur Poesie zu folgen, um lieber ein ganzer Mensch zu werden, sollte mir's auch in Zukunft schlecht gehen, als ein halber zu sein, und wär's auch ein Gesandter. In der Tat, wenn die Muse mich nicht erheben und berühmt machen kann, meine

diplomatischen Fertigkeiten werden es noch viel weniger. Der großen Welt sage ich mich gerne ab. Überdies bringt es in unserer Zeit eben nicht viel Ehre, Diplomat zu sein. Wie selten läßt sich dabei die Integrität des Charakters behaupten. Ich will dem Staate sehr gerne dienen, sobald er mir eine Stelle anweist, die meinen Talenten angemessen; wo nicht, so will ich lieber betteln, als meine Individualität aufopfern. Dieser Entschluß hat mich vollkommen neu belebt. Ich gehe mit Mut an Arbeiten, die meine eigene Wahl sind, und an Studien, die meine Wißbegierde befriedigen und mich nicht in schalen Definitionen herumführen. Auch meine poetische Kraft scheint wieder erwacht, ich dachte wieder des Odoakers, der jedoch nun eine ganz veränderte Gestalt erhalten möchte.

24. Februar 1820. Erlangen.

In einem Gedichte wurde heute mein Verhältnis zu Rotenhan und zugleich mein ganzes jetziges Streben niedergelegt. Es fängt an:

Erforsche mein Geheimnis nie,
Du darfst es nicht ergründen.

Das ganze Gedicht mag vielleicht etwas

dunkel scheinen, doch auch nur scheinen. Schon deshalb ist mir der heutige Tag merkwürdig; es ist zugleich der Schalttag und vier Monate nach meinem Geburtstage. Am Neunzehnten war es aber, als ich mein Betragen gegen Rotenhan änderte, also gerade vier Monate nachdem ich jenen schrecklichen Brief von Eduard erhielt. Ich verdiene Rotenhan nicht, und dies ist in der Tat mein Hauptgrund.

1. März 1820. Erlangen.

Während wir nun so lange Zeit keine Silbe mehr zusammen wechselten, ging endlich gestern eine Wiedervereinigung vor sich, wozu mich vielleicht der Aberglaube verführte, daß es heute vier Monate sind, seit wir uns kennen lernten. Es war spät abends, als ich eine große Sehnsucht nach ihm fühlte. Ich nahm mir vor, wenn er nach Hause käme, zu ihm zu gehen, wollte aber doch erst das Schicksal um Rat fragen. Ich setzte also die elfte Stunde fest, weil er äußerst selten später nach Hause kommt. Wäre er bis dahin nicht zu Hause, so hätte das Schicksal offenbar entschieden, und ich wollte nie an eine Versöhnung denken. Es waren nur noch drei Minuten

auf elf Uhr. Ich hielt alles bereits für geendet, ich war sehr bewegt und kniete nieder, um mich in Gottes Willen zu ergeben. Und eben auf den Schlag elf Uhr, als ich wieder aufspringen wollte, hörte ich ihn kommen. Ich sprang auf und zu ihm.

Er freute sich sehr, mich zu sehen, und sagte mir, wie leid ihm mein abstoßendes Betragen getan hätte. Er wollte durchaus die Ursache daran wissen. Ich versprach Besserung, und daß ich ihm künftig blindlings folgen wolle, weil er besser sei als ich. Wir blieben noch lange beisammen, und ich holte ihn heute morgens ins Kollegium zu Rau ab. Aber ich zweifle, ob diese Verbindung dauern wird. Wir hatten uns zu hart entzweit, unser Verhältnis ist zu ungleich. Er hat mein ganzes Herz allein, während er selbst hier eine Legion von Freunden hat. Wir können ohnedem kaum zusammen umgehen, da er den ganzen Tag so äußerst wenig, beinahe gar nicht nach Hause kommt, und wir uns auswärts nicht sehen. Warum soll ich gerade unglücklich sein, damit er sich etwas mehr als sonst behaglich fühle? O Gott, ich sehe, daß ich nach und nach wieder schlecht werde!

Später.

Das Schrecklichste, was geschehen konnte, geschah, und das Schicksal bediente sich meines unbesiegbaren Starrsinns, um es auszuführen. Heute morgens, gerade als es wieder beinahe elf Uhr war, und ich vom Spaziergange nach Hause kam, ging ich zu ihm hinüber mit dem festen Vorsatze, auf ewig mit ihm zu brechen. Ich bebte, aber ich tat's. Ich trat hinein zu ihm, er kam mir freundlich entgegen und bot mir die Hand. Ich zog meine zurück. „Willst du mir nicht die Hand geben?" sagte er. „Nein," gab ich zur Antwort, „mein gestriger Schritt reut mich zu sehr, und ich muß ihn wieder zurücktun." „Warum?" Hierauf sagte ich nichts als: „Ich will nicht mehr mit Ihnen umgehen." Er wandte sich von mir, sein Auge war naß, ich verließ ihn. „Es ist gut," war sein letztes Wort. — So tief habe ich ihn also gekränkt, daß keine Genugtuung je hinreichen würde, diese Kränkung wieder gut zu machen. Jetzt ist alles vorüber, und es steht klar vor meiner Seele. Unsre Freundschaft sollte nur vier Monate dauern. Ich bin traurig, aber ruhig. Nun sind die Verse gedeutet, die ich damals ahnungsvoll hinschrieb:

Doch manchem erst entwölkt der Schmerz
Den sanften Stern der Demut,
Drum blute dies betörte Herz,
Und schlage bang vor Wehmut.

15. März 1820. Erlangen.

Ich bin wieder versöhnt mit Rotenhan. Wie hätte es auch anders kommen können zwischen zwei Menschen, die sich so sehr achten und lieben. Ich ging zu ihm hinüber gegen zwei Uhr. Er war sehr freundlich und liebenswürdig; doch Sonntag geht er weg. Er schenkte mir noch ein Buch, die „Flora Erlangensis", die kommenden Frühling meine treue Begleiterin sein soll. Ich will ihm auch eines geben, von Ehrenberg, „Der Charakter des Mannes".

19. März 1820. Erlangen.

Möchte diese neue Epoche meines Lebens mit einem glücklicheren Ereignisse endigen, als sie beginnt. Zwar ist heute Rotenhans zwanzigster Geburtstag, aber er ward auch der Tag seiner Abreise; während ich im umgekehrten Verhältnisse an meinem letzten Geburtstage hier angekommen bin.

3. Mai 1820. Erlangen.

Das trübe Wetter, das nun eingetreten, hat mich überhaupt trüb gemacht. Ich fühle

mich einsam und verlange wieder recht sehnlichst nach einem wahren Freunde. Wo soll ich ihn finden? Es fehlt mir nicht an guten Bekannten, die recht würdige Leute sind — aber ein Freund — ein Rotenhan —

11. Mai 1820. Erlangen.

Ich schreibe fast gar nichts mehr, weil ich keine Zeit finde, und weil ich mich ganz behaglich fühle. Die Tage schwinden angenehm, zwanglos. Des Nachmittags zwei Kollegien bei Schubert, wobei ich in den Naturwissenschaften wahrhaft gewinne. Des Abends Spaziergänge, meist mit Bensen, den ich täglich mehr schätzen lerne. Heute ging ich mit Omeis nach Mehrendorf, wo andere muntere Gesellschaft war, unter andern Wagner und Schmiedel. Bensen kam später. Omeis ist Theolog, ein gemütlicher Mensch, voll Streben, sich zu bilden. Ich sehe ihn bei Tische und auch öfters in Schuberts Hause. Man kann eigentlich nicht wohl leichter und zufriedener leben, als ich in diesem Augenblicke. Besser als mein Tagebuch bezeichnen kleine Gedichte, die von Zeit zu Zeit entstehen, die Stimmungen meines Wesens und jetzigen Treibens.

28. Mai 1820. Erlangen.

Kleine Reisechronik.

Sechs Tage in Würzburg, ein schöner Traum, der letzte Frühling meines Jugendlebens! Traurig hab' ich mich wieder aus dem freundlichen Getümmel jener Welt in dies eintönige Städtchen zurückgefunden.

Freitag den Neunzehnten sehr frühe morgens ging ich mit Omeis und Heuke von hier ab.

Den folgenden Morgen ging's rasch vorwärts, über den Main bei Kitzingen, und dann mit klopfendem Herzen Würzburg zu. Wie viele Erinnerungen zogen bei unserem Einmarsche durch meine Seele! Doch auch Hoffnungen, denn ich sollte meine Freunde noch einmal sehen, die Würzburg fast alle und in Bälde verlassen werden.

Es war Nachmittag geworden. Ich ging sogleich zu Gruber, den ich antraf, bei dem ich wohnte.

Den Einundzwanzigsten, Pfingstsonntag. Besuch der meisten Würzburger Kirchen. Wenig Antikes. Die Art der Katholiken, ihre Kirchen offen stehen zu lassen, hat mich immer angesprochen, und auch während dieses

Aufenthalts in Würzburg hab' ich mich oft in eine einsame Kirche geschlichen und gebetet, wenn ich mich beengt oder bewegt fühlte.

Spaziergang mit Gruber im Schloßgarten bei großer Menschenmenge. Wie oft hatte ich mich hier nach diesem freundlichen, reichblumigen, schattigen Schloßgarten mit seinen Alleen und Terrassen gesehnt, und auch jetzt sollte er mir wieder bedeutend werden. Ich sah Schmidtlein wieder, nur von ferne, ich wagte nicht, ihn anzureden. Hatt' ich diese Begegnung je gehofft und sang ich nicht:

Du wirst mir nicht erscheinen,
Mir ward auch dies verwehrt —

Von diesem Augenblick an aber war meine Gemütsruhe verschwunden, und auch Gruber konnte meine Laune fühlen. Des Abends in der Aumühle, wo sich wenige Menschen fanden, und nicht, wen ich suchte. Ich strich melancholisch umher und rezitierte beständig in meinem gewohnten halb singenden Ton, über den sich schon oft die Freunde lustig machten, jene Verse von Oehlenschläger:

Was fürchtest du so sehr den Tod?
Wohl dem, der tief im Grabe liegt,

Dort hat er Fried' im Herzen,
Die Schwermut ist besiegt.

Den Zweiundzwanzigsten morgens Besuch bei Major Streiter.

Als ich im „Kleebaum", wo wir zu Mittag aßen, aus dem Fenster sah, ging Schmidtlein mit seiner Schwester vorüber. Ich wäre ihm gerne nachgelaufen, aber wie konnte ich? Ich hatte ihn näher betrachtet, seine Physiognomie schien mir ernster und sanfter geworden.

Nachmittags zu Massenbach und Berger. Wir freuten uns des Wiedersehens.

Diesen Abend und folgenden Morgen, den Dreiundzwanzigsten, war meine Sehnsucht und Melancholie sehr hoch gestiegen; ich wußte kein anderes Mittel, als an Schmidtlein zu schreiben, was ich denn mit einigen Zeilen ausführte.

Diesen Brief siegelte ich und steckte ihn in die Tasche, in Hoffnung, ihn auf irgendeine Weise anzubringen.

Im Schloßgarten, wo ich mich niedergelassen hatte, fand ich den jungen Döllinger, der mich, trotz jenes Fehdebriefes, wieder anredete, und dem ich mich gefällig bewies. Unser Gespräch fiel, wie natürlich, auf Literatur,

und ich versprach ihm die „Renata“ lesen zu lassen, die ich von hier mitgenommen hatte. Von Seite seines Gemüts wirkte er aber auch diesmal nicht vorteilhaft auf mich. Als ich den Schloßgarten schon verlassen hatte, trieb mich mein guter Genius abermals dahin zurück, denn als ich zum zweitenmal herausging, begegnete ich Schmidtlein auf dem Hofplatz mit einem seiner Freunde, der Zwanziger heißt.

Ich grüßte ihn, er mich wieder und reichte mir die Hand. Doch nannte er mich Sie. Es war um die Mittagszeit. Wir gingen noch eine Weile durch den Hofgarten, und er fragte mich besonders über meine Erlanger Verhältnisse; als uns aber Zwanziger verließ, kamen wir auch auf unser eigenes. Ich fragte ihn, ob er mir verdenke, daß ich ihn angeredet. Er verneinte es, doch hätte er es selbst nicht tun wollen, sondern von mir erwartet. Als ich ihn noch bis an sein Haus begleitete, gab ich ihm den Brief, den ich in der Tasche hatte. Wir beschlossen, des Abends in der Aumühle zusammen zu kommen.

Des Abends in der Aumühle, wo sich eine große Menschenmenge eingefunden hatte.

Auch Verger und Imsland kamen, etwas später Schmidtlein mit Zwanziger. Wir tranken zusammen, bis mir Schmidtlein eine Promenade durch den Garten anbot. Gruber und Zwanziger gingen zwar mit uns, doch eilten wir ihnen allein voraus, und nun sagte mir Eduard, daß er meinen Brief gelesen und keineswegs gesonnen sei, sich unversöhnlich gegen mich zu beweisen. Er nannte mich wieder du und ich fühlte [mich] überaus ruhig und glücklich.

Der 24. Mai war der eigentliche Jahrestag unsrer Freundschaft. Den Vormittag brachte ich größtenteils bei Eduard zu.

Nachmittags wieder bei Schmidtlein, wir gingen in den Harmoniegarten, wo wir auch andere trafen, sodann ins Kolleg zu Wagner um fünf Uhr, Ideal- und Naturphilosophie. Er stand bei der Ästhetik und zwar der Plastik. Auch Schmidtlein hört nun dies Kollegium. Da dies Semester lang ist und Wagner mehr diktiert als sonst, so habe ich von Eduard einen Teil der bisherigen Diktate mitgenommen, um hier mein eignes Heft zu vervollständigen.

Nach dem Kolleg ging ich mit Wagner

nach Klein-Venedig. Gruber und der junge Zu Rhein waren dabei. Es wurde meist von Literatur gesprochen. Wagner war sehr unbarmherzig, besonders gegen Tieck.

Im persönlichen Umgange fühlt man womöglich noch mehr, wie sehr Wagner ein außerordentlicher Mensch ist, und wie ungeheuer das Übergewicht seines Geistes ist.

Den Fünfundzwanzigsten morgens holte ich bei Döllinger die „Renata" und brachte sie Schmidtlein, der sie noch gegenwärtig hat.

Den Sechsundzwanzigsten morgens war ich bei Schmidtlein, aber hier entspann sich ein Gespräch über unsre frühern Verhältnisse, das von seiner Seite nicht ohne Bitterkeit war. Doch ging dieser Sturm glücklich vorüber.

Nachmittags war ich bei Döllinger und wir besuchten die Buchläden. Ich hospitierte noch einmal in der Idealphilosophie und nahm dann von Wagner Abschied, in dessen Nähe ich noch so gerne länger geblieben wäre.

Um acht Uhr holte mich Eduard im Harmoniegarten ab, wir konnten aber nicht beisammen bleiben, da er zu seiner Schwester mußte, die den folgenden Tag abreiste. Ich geleitete ihn bis fast vor ihr Haus, wo wir

uns das letztemal sehen sollten. Wir küßten uns und nahmen Abschied; Eduard war überaus wohlwollend und sanft. Wir trennten uns, Friede und Versöhnung im Herzen.

Kommenden Morgen sehr frühe verließ ich auch Gruber und Würzburg, nach dem ich unendlich oft mich umkehrte, mit schwerem Gemüte. Perglas holte mich ein und begleitete mich noch ein Stückchen. Ich beneidete ihn, als er sich nach Würzburg zurückwandte.

30. Mai 1820. Erlangen.

Gestern verbrannte ich die zwei Hefte Gedichte, die damals in Iphofen niedergeschrieben wurden und bisher versiegelt waren. Ich hatte es mir in Würzburg selbst gelobt.

2. Juni 1820. Erlangen.

Gestern hatte ich die unerwartete Freude, Schmidtlein wieder zu sehen, der auf ein paar Tage von Würzburg hieher kam.

4. Juni 1820. Erlangen.

Ein paar liebe freundliche Tage durch Schmidtleins Gegenwart sind verstrichen. Heute morgen um vier Uhr ging er wieder weg, mit noch einem anderen Würzburger, Stahl, mit

dem er gekommen, und der auch ein gebildeter und gemütlicher Mensch schien. Wir begleiteten ihn, Gründler, Lechner und der jüngere Glaser bis Herzogaurach. Ich selbst ging noch eine Strecke weiter, holte aber die andern noch ein im Wirtshause. Wir nahmen einen freundlichen, zärtlichen Abschied, Schmidtlein hat mich diese Tage über immer auf das herzlichste behandelt; ich habe ihn selbst wieder von mancher neuen Seite kennen gelernt, die mich für ihn einnahm, und ich hoffe, unsere Freundschaft soll unser Leben überdauern.

4. August 1820. Erlangen.

Den Ersten dies hab' ich das Persische angefangen. Bis jetzt fühle ich kaum mehr, als die unendlichen Schwierigkeiten, die sich einem solchen Unternehmen entgegensetzen. Im übrigen lebe ich angenehm, und beklage die schnelle Flucht des Sommers. Kleine Gedichte, lyrische Laute, entstehen von Zeit zu Zeit. Zu Größerem fehlt mir Muße. Auf die altdeutsche Literatur wünschte ich mich auch ausschließlicher werfen zu können. Meine Plane für die Zukunft sind jetzt, eine Stelle an der bayrischen Akademie der Wissenschaften zu

erhalten, anfangs wenigstens als Eleve. Ich bin sehr überhäuft.

*

Da ich unterwegs, außer vielen Gedichten, nur sehr wenig aufgeschrieben, und auch jetzt dazu nur eine spärliche Muße finde, so diene hier vorzüglich als Gedächtnistafel der hingebrachten Zeit ein Reisekalender.

9. September.

Des Morgens mit Stahl nach Nürnberg zu Fuße, dort mit Mayer zusammengekommen in Radsbrunnen und nach Tische eine Chaise genommen nach Regensburg; denselben Tag gefahren bis Neumarkt, wo wir die schöne Ruine, den Wolfstein, besuchten.

12. September.

Deggendorf, wo das Schiff blieb. Ich ging bis Seebach.

18. September.

Das Schiff hält in Nußdorf, eine Stunde von Wien. Die Pässe werden abgenommen. Wir essen zu Mittag und besteigen den nicht entfernten Kahlenberg, wo der Prinz de Ligne sein Schloß, und wo man Wien übersieht, freilich noch in einiger Entfernung. Ver-

zweigungen der Donau. Zu Fuß nach Wien durch die Vorstadt Rossau. Ankunft auf dem Schanzel nach der Schlagbrücke, die die Stadt von der Leopoldstadt scheidet. Visitation. Volksmenge. Großer Eindruck von Wien.

*

Im ganzen habe ich mir in diesem lebenslustigen, prachtvollen Wien außerordentlich wohlgefallen. Schon den ersten Abend imponierte mir diese Stadt aus Palästen ungemein. Der glücklichen Zeit, die ich dort verlebte, denke ich um so lieber, da die Gesellschaft der vier Berliner zu geselligem Ernst und Scherz bei Tische und auf unseren Gängen so reichlichen Anlaß gab. Ich traf sie in Prag noch einmal. Von den unzähligen Merkwürdigkeiten Wiens konnte ich wegen Kürze der Zeit nur einen Teil mitnehmen. Die Buchläden habe ich fast alle besucht, auch manches Merkwürdige gekauft, zum Beispiel die „Rime del Chiabrera“ bei Volka, die sämtlichen Werke von Camões bei Schaumberg, die epischen und lyrischen Gedichte von Shakespeare bei Schellbacher usw. Von den Theatern ist das an der Wien das schönste. Gleich groß und imposant das Burgtheater, gleich elegant das

Theater am Kärntnerthor, kleiner und unbedeutender die beiden Volkstheater in der Josephs- und Leopoldstadt. In jedem wird täglich gespielt.

23. Oktober.

Fuhren wir endlich nach Erlangen zurück, wo ich denselben Abend noch einen Besuch bei Engelhardt machte. Im vorigen Jahre war ich einen Tag später, an meinem Geburtstage, den Vierundzwanzigsten, zum erstenmal in Erlangen angekommen.

*

Als wir bei Deggendorf angelandet, ging ich zuerst in die Stadt und besah die Hauptkirche, die nichts Eigentümliches hat. Dann fragte ich auf der Post, wo Hafners[1]) Pfarrei läge, denn ich wußte, daß sie nicht weit von Deggendorf sei. Man sagte mir an der Donau abwärts, in Seebach, eine Stunde von der Stadt. Ich eilte weg, um noch vor Einbruch der Nacht in Seebach zu sein.

Hafner ist noch der alte. Ein braver Mann in seiner Beschränktheit, aber eitel und empfindlich. Als ich ihm erzählte, daß ich

[1]) Lehrer Platens in der Pagerie.

in der letzten Zeit angefangen hätte, mich mit dem Persischen zu beschäftigen, lachte er und sagte: „Noch immer exzentrisch!“ Was ich ihm aber um so weniger verübelte, da ich während meines Pagenlebens allerdings ein ziemlich exzentrisches Aussehen gehabt haben mag. In dieser Zeit des Knabenalters traten die Sonderlichkeiten meines Wesens in der seltsamsten Phantasterei hervor, weswegen ich auch ohne Umschweife der Narr hieß.

*

13. November 1820. Erlangen.

Meine Freude, Engelhardt, Pfeiffer und Bensen, dann von den Professoren Schubert, Rau und Döderlein wieder zu sehen, war sehr groß. Ich fühlte mich die ersten Tage sehr behaglich und warf mich mit Eifer auf meine Studien.

Von Kollegien höre ich jetzt Chemie bei Osann, dem ich einen Besuch machte, von acht bis neun morgens, und Naturgeschichte bei Schubert von zwei bis drei. Kanne, bei dem ich Arabisch höre, hat noch nicht angefangen. Auf Schelling hofft noch jedermann. Außerdem denke ich mich noch mit dem Böhmi-

schen und Altdeutschen zu beschäftigen, und auch viel Griechisch zu lesen. Zum Persischen wird keine Zeit bleiben.

28. Dezember 1820. Erlangen.

Gestern machte ich meinen ersten Besuch bei Schelling, der mich freundlich und heiter empfing und sich meiner von München erinnerte. Ich lernte nun auch seine zweite Frau kennen. Das Gespräch lief meist über allgemeines. Den wissenschaftlichen Geist der hiesigen Studenten mag er sich besser vorgestellt haben als er ist. Es hat mich sehr gefreut, Schelling, und nun zwar wieder gesund zu treffen. Er hoffte, sagte er, als ich wegging, mich oft bei sich zu sehen.

11. Januar 1821. Erlangen.

Ich habe noch nicht von Schelling gesprochen, wiewohl er heute schon die vierte Vorlesung hielt. Ich scheute mich gleichsam, über einen so großen Gegenstand zu sprechen. Dieser außerordentliche Mann verbreitet ein reiches unabsehbares Leben über die ganze Universität. Sein erstes Kollegium nach einem vierzehnjährigen Stillschweigen hielt er den

Vierten noch im Glückischen Hörsale, der aber die Menge nicht fassen konnte. Er liest von fünf Uhr des Abends an bis sechs oder sieben Uhr. Lange vor fünf waren alle Bänke voll Sitzender und alle Tische voll Stehender. Das Gedränge an der Türe war so groß, daß sie ausgehoben wurde und daß viele zu den Fenstern hereinstiegen. Viele, die nicht mehr hereinkonnten, hielten die Gangfenster offen, um von außen her zuzuhören.

Schellings ganzer Vortrag ist, trotz der äußerlich anscheinenden Trockenheit, hinreißend. Er erfüllt den Geist mit einer unbeschreiblichen Wärme, die bei jedem Worte zunimmt. Eine Fülle von Anschaulichkeit und eine wahrhaft göttliche Klarheit ist über seine Rede verbreitet. Dabei eine Kühnheit des Ausdrucks und eine Bestimmtheit des Willens, die Verehrung erwecken.

16. Januar 1821. Erlangen.

Da ich immer mehr in die persische Poesie einschreite, so versuchte ich mich auch diese Tage in persischen Versmaßen, und habe mehrere Ghaselen gemacht, wovon ich zwei für Engelhardt abschrieb, der sie lobte.

19. März 1821. Erlangen.

Heute endlich, an des lieben Rotenhans einundzwanzigstem Geburtstag, ein Jahr, seit er uns verlassen, ein Jahr, seit ich dies Heft begonnen, komme ich wieder dazu, etwas niederzuschreiben. Ich lege ein Gewicht auf diesen Tag, weil er mir auch dadurch wichtig wurde, daß heute angefangen wurde, an meinen Ghaselen zu drucken. Nachdem Kunz, der Buchhändler in Bamberg, sehr viele Umstände gemacht und lange nicht geantwortet, so habe ich ihm das Manuskript wieder abgeschrieben, wiewohl er sich erboten hatte, es zu übernehmen. Nun besorge ich es selbst und will Schaden oder Nutzen davon selbst tragen. Heyder hier, bei dem ich alle meine Bücher kaufe, will es verschicken und überhaupt die Kosten einstweilen dafür auslegen. Es enthält ein kurzes Vorwort, dreißig Ghaselen, zwei kleine Spruchgedichte am Anfang und Ende und ein kleines Gedicht an Goethe am Ende.

8. Mai 1821. Erlangen.[1])

Mit einem Geschäftsmanne fuhr ich nach Ansbach, wo ich den dreißigsten April nach-

[1]) Nach einer kurzen Reise nach Salzburg.

mittags ankam, und acht Tage bei meinen Eltern blieb. Meine Mutter, die zu Hause war, sah ich zuerst, und sie war sehr erfreut, mich zu sehen. Nur wünschten meine Eltern, daß ich mich zu etwas Bestimmtem entschlösse, das mir Brot eintrüge. Meine Mutter predigte mir auch viel, mein Äußeres und meinen Anzug nicht zu vernachlässigen, und ich müßte meine Haare schneiden lassen.

20. Mai 1821. Erlangen.

Ich habe lange gesäumt, etwas aufzuzeichnen. Von Kollegien höre ich Zoologie bei Schubert, Geschichte der griechischen Literatur bei Döderlein, erstere von zwei bis drei, letztere von vier bis fünf. Überdies noch ein Publikum bei Professor Kastner, der vor einigen Tagen angekommen und mir gegenüber wohnt. Er liest von sieben bis acht des Morgens Enzyklopädie der Naturwissenschaften. Mein Umgang ist bis jetzt ziemlich beschränkt. Zu Engelhardt komme ich fast täglich, zu Pfaff oft, und gehe öfters mit ihm spazieren, zuweilen zu Schubert und Frau von Schelling. Mit Bensen mache ich zuweilen einen Spaziergang. Mit Pfeiffer und

seinen Feunden komme ich weniger zusammen als ehmals. Donner besucht mich manchmal. Meine Abendspaziergänge mache ich gewöhnlich allein, meist auf den Ratsberg oder nach Alt-Erlangen. Bis jetzt war das Wetter fast immer ungünstig, so sehr ich mich auf diesen Sommer, den letzten vielleicht, den ich in Freiheit zubringe, freute.

Beschäftigt habe ich mich diese Zeit her teils mit orientalischen Studien, teils mit der Abschrift eines Manuskripts, für das ich einen Verleger suche, teils mit Korrespondenzen, da ich vermöge der Ghaselen von vielen Seiten her teils Briefe bei meiner Ankunft vorfand, teils noch erhielt.

13. Juli 1821.

Mein Umgang ist beschränkt. Zu Engelhardt komme ich noch oft. Von der jetzigen Tischgesellschaft im „Walfisch" ziehen mich nur zwei eigentlich an. Der eine heißt Selling, von Geburt ein Jude, soviel ich weiß aber getauft.

Der andere, ein Herr von Bülow, hannöverscher Dragoneroffizier, der ein Jahr einmal zu seinem Vergnügen auf einer Universität zubringen wollte und Erlangen wählte, weil

er als Knabe einige Zeit auf dem Bayreuther Gymnasium war und sich aus seiner kahlen ostfriesischen Garnison nach unsren Gegenden sehnte. Er ist ein lustiger Bruder, eine leichte Natur, aber ohne alle Affektation und Anmaßung und ohne im geringsten ein Geck zu sein. Dabei ganz harmlos und immer freundlich, so daß man ihn unmöglich anders als lieben kann. Schon als ich ihn das erstemal sah, machte sein Äußeres einen entschieden günstigen Eindruck auf mich. Er ist nicht groß, aber einnehmend und gänzlich frei von jener Frechheit, welche Leute seiner Lebensart gewöhnlich bezeichnet, und welche mich immer bis aufs Äußerste abstößt. Im Gegenteile gibt ihm seine harmlose Lustigkeit sogar etwas Drolliges, was ihn sehr gut kleidet und seinen Umgang leicht macht.

16. Juli 1821. Erlangen.

Der leichte, lustige Umgang dieses Freundes, der gar kein Bücherleben geführt hat, tut mir sehr wohl und heitert mich zusehends auf.

23. Juli 1821. Erlangen.

Ich habe ein paar herrliche Tage durchlebt, die ich zu den liebsten meines Lebens

zählen darf. Den Zwanzigsten nachmittags war ich mit Fugger bis späthin bei Bülow, und es kam hier vieles zur Sprache, was mir diesen letztern von einer sehr günstigen Seite kennen lehrte, und zugleich gab er mir unzweideutige Beweise seiner Zuneigung. Er fühlte wohl, daß wir glücklich sein würden, wenn wir teilen könnten, und er mir die Hälfte seines Wesens und ich ihm die Hälfte des meinigen abtreten könnte. Schon des Morgens hatten wir für den folgenden Tag eine Fahrt nach Pommersfelden festgesetzt, und bis vier Uhr einen Wagen bestellt.

Die Nacht über war ein sehr heftiges Gewitter, auch regnete es den folgenden Tag noch abwechselnd, was uns jedoch wenig zur Last fiel, da wir in Pommersfelden bloß die Gemälde besehen wollten. Solange wir in den Gärten spazieren gingen, war das Wetter heiter. Auf dem Hinwege hatte Bülow zuerst den Einfall, daß wir anstatt desselben Tages wieder hieher zurückzukehren, nach Bamberg fahren sollten, da er es selbst noch nicht gesehen hatte. Dies wurde sogleich angenommen und später ausgeführt. So geschah's, daß wir zwei volle Tage beinahe un-

unterbrochen beisammen waren, was unser Verhältnis so ziemlich entschied. Ich suchte Bülows Fröhlichkeit zu gewinnen, und er an allem Poetischen, an allem, was mich interessierte, sogar am Persischen, teilzunehmen. Er hat weit mehr Kenntnisse, als ich ihm zutraute, und ein reiches Gemüt. Wie sehr der Grund seines Wesens Poesie ist, und wie der Dichter nur nötig hat, ihn gleichsam abzuschreiben, mögen die Ghaselen beweisen, die in der letzten Zeit entstanden.

Nie ging ein Scherz, nie eine Anspielung von meiner Seite verloren; immer wurde sie von der seinigen verstanden, erwidert mit liebender Divinationsgabe. Wie ganz anders war dies bei Schmidtlein, ja — selbst bei Rotenhan, bei denen ich selbst doch immer das meiste tun mußte, wenn sie mich einigermaßen befriedigen sollten. Dies mag wohl zu Rotenhans Verdienst gereichen, aber er liebte nicht, und jeden Funken von Liebe mußte man ihm durch zuvorkommende Freundlichkeit abstehlen. Bülows Betragen jedoch würde ich bewundert haben, auch wenn es mich nicht selbst angegangen hätte. Er war immer zuvorkommend und liebevoll, immer als ob er mich erst

gewinnen müßte, wiewohl es ihm nicht verborgen bleiben konnte, daß ich der Seinige wäre. Bei jedem andern würde ein solches Verhältnis zu dem ausarten, wozu es nur zu oft schon ausartete, entweder zu Verstellung und Zurückhaltung oder Unsitte. Aber Bülows liebenswürdige Offenheit und Scheu vor der Reflexion versetzte alles in eine freie, heitere poetische Region. So hatte auch für Fugger unser Verhältnis nichts Anstößiges, im Gegenteil schien er es zu befördern und sich unsrer Sympathie zu freuen, wie überhaupt sein ganzes Betragen in dieser Situation meine Freundschaft und Achtung für ihn sehr vermehrte. Die Zeit des Essens, Frühstückens und dergleichen mehr ging besonders durch seine Veranlassung sehr angenehm hin, da er zuerst darauf fiel, orientalische Rollen unter uns auszuteilen, wobei er selbst mit der humoristischen eines Vorschneiders vorlieb nahm, da er dies Amt versah, mir aber der Name Hafis zugeteilt wurde, Bülow hingegen Saki oder der Schenke hieß. Er verwaltete dieses Amt beständig und wußte dem Dichter liebenswürdig genug zu erscheinen.

Im übrigen bildeten wir (nach Goethes Wanderjahren), weil wir zu dreien waren, eine Republik, und ich fühlte zum ersten Male, wie die Zahl drei für Gleichgesinnte die beste sei, ja, besser als zwei selbst. Auch Bülow ging ganz darauf ein.

Ich liebte viel, was es aber eigentlich sei, geliebt zu sein, erfuhr ich vielleicht diese Tage zum ersten Male auf eine reine, ungetrübte Weise. Uns beiden waren Frechheit und Ernst, vor welchen Goethe in der Liebe warnt, gleich ferne vom Herzen.

27. Juli 1821. Erlangen.

Darf ich die ganze Schwäche meines Herzens, meine glühende, heillose Gemütsart vor mir selbst gestehen? Ein Kuß, den gestern Bülow beim Abschiede Fuggern gab, brachte mich ganz aus der Fassung. Die Furien der Eifersucht erwachten. Mich selbst hat er nie geküßt. Ich brachte die Nacht in einem fürchterlichen Zustande hin und mußte mich, aus dem Bette eilend, auf den Boden hinwerfen, um zu beten. Jetzt zwar bin ich ruhiger, aber kann ich glücklich sein?

Den einzigen, Lida, welchen du lieben kannst,
Forderst du ganz für dich und mit Recht —

31. Juli 1821. Erlangen.

Abermals vier glückliche Reisetage mit Bülow und Fugger verlebt.

Bülow war die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit selbst. In Wiesenthau ließen wir uns eine Art von Mittagessen auftischen, je nachdem etwas zu haben war. Ich wurde lange geneckt mit einem Gläschen Schnaps, von dem ich anfangs nicht trinken wollte, bis es ausgemacht wurde, daß ich es mit Bülow gemeinschaftlich austrinken solle. Fritz Fugger, der treue Freund, sagte, wir sollten zusammen Brüderschaft daraus trinken. Bülow fragte mich sogleich, ob ich wolle, was ich bejahte. Ich trank die erste Hälfte, er die andre, wir küßten uns, und sein liebes Du war mir die Musik dieses Tages. Wir waren auf das heiterste gestimmt.

2. August 1821. Erlangen.

Gestern nachmittags fuhren die Fuggers weg und ließen mich ziemlich einsam; doch hoffe ich, zu meinen Beschäftigungen zurückkehren zu können, welche gänzlich unterbrochen waren.

Auch Bülow war bei der Abreise zugegen. Des Abends machten wir einen Spaziergang zusammen, auf welchem unsre entgegengesetzten

Verhältnisse viel zur Sprache kamen. Es ist allerdings etwas peinlich für mich, wenn ich mit ihm gehe, daß er jedermann kennt, mit jedermann spricht, während ich ziemlich untätig dabeistehe. Auch warf er mir vor, daß ich über die Dummheiten der Leute mich ärgere und er aber darüber lache.

21. August 1821. Erlangen.

Vergangenen Siebzehnten abends war ich mit Bülow in Sieglitzhofen unter der großen Linde, den folgenden Achtzehnten waren wir beinahe den ganzen Tag beisammen, machten des Morgens einen Spaziergang und gingen nachmittags mit Doktor Fabri und noch einigen längs der Rednitz nach Möhrendorf, wo wir uns lange aufhielten.

Die folgenden Tage aber versank ich wieder in die tiefste Melancholie, woran meine Neigung zu Bülow großen Teil hatte.

Heute aber, als ich nach Tische bei ihm war, erfuhr ich recht tief, auch wenn ich es noch nicht gewußt hätte, wie sehr Bülow edel und vortrefflich ist. Er nahm wahren Anteil an mir, er sagte mir, wie sehr es ihm durch die Seele ginge, mich leiden zu sehen. Er

malte mir meinen ganzen Zustand, er kennt so genau und durchschaut mich, wie kaum irgendein Mensch. Aber er bat mich dringend, mich aufzuraffen, mir Gewalt anzutun und mehr die Gesellschaft der Menschen zu suchen, mich des Guten zu freuen, solange es ginge, und des Toren zu lachen. Ich sei zu weich für diese rauhe Welt, aber ich müßte mich bequemen, zu den Menschen herunterzusteigen, wenn ich glücklich sein wolle. Solche und ähnliche Vorstellungen beruhigten mich wirklich um vieles und können wenigstens beitragen, mich des Ungeheuer-Unabänderlichen meines Zustandes und meines Naturells eine Weile vergessen zu machen. Wie streng und ernst, sagte er mir, mein ganzes Wesen sei und andern bis zum Abschrecken erscheinen müsse, möge ich daraus sehen, daß er, so lieb er mich jetzt habe, sich doch früherhin, eh er meine nähere Bekanntschaft machte, nicht getraut haben würde, mich anzureden.

Diesen Abend, es ist herrliches Wetter, holte er mich ab, um auf den Rathsberg zu gehen. Ich las ihm noch vorher die Verse vor, die ich für ihn gedichtet. Er meinte, daß ihm darin zu viel Lobs geschehen wäre.

7. September 1821. Erlangen.

O der allzu wahren Weissagung meines Abschiedsgedichts! Vorahnung einer vielleicht ewigen Trennung. Vorgestern nachmittags kam Bülow zurück. Wir waren diese wenige Zeit zum Teile noch beisammen, aber heute reist er ab nach Hannover und wird wahrscheinlich nicht mehr zurückkommen. Er hat Ordre von seinem Regiment erhalten, sich zu einem Lager einzustellen, das zu Ehren des Königs von England bei Hannover, wohin er kommt, eingerichtet wird. Warum kommt dieser König? Sein Vater ist nie in Deutschland gewesen. Warum kommt er und zerstört meine schönsten Hoffnungen? Ich hatte auf diesen Winter gerechnet und noch mehr auf diesen Herbst. Wir hätten eine so herrliche Reise zusammen gemacht. Vielleicht würde Bülow auch kommenden Sommer noch hier geblieben sein. Ich werde nun auch bald reisen, denn wie könnte ich's in diesem Augenblicke hier aushalten? Aber nun muß ich wieder auf meinen Paß warten, und wie werde ich diese Zeit hier zubringen in der Gewißheit: Er ist nicht hier, er kommt nicht hieher, es ist unmöglich, ihn zu sehen!

Reise. Aufenthalt in Göttingen und Jena. Rückkehr.

Nur mit Widerwillen ergreife ich die Feder, um einen Wechsel äußerlicher Umstände zu beschreiben, die innerlich von einem beständigen Mißbehagen, von einer steten Sehnsucht begleitet waren. Der Abschied, den ich in den letzten Zeilen, die ich hier niederschrieb, so sehr fürchtete, verschob sich noch um einige Tage, um vielleicht einen desto tiefern Eindruck zurückzulassen.

Der Polizeikommissär gab mir nämlich noch selbigen Tag einen Paß nach Gotha, Weimar, Jena, wo ich die Bibliotheken zu benützen hoffte. Und noch am siebenten September abends verließ ich Erlangen, aber mit Bülow zugleich. Ich hatte eine große Freude über diesen unverhofften Zufall, als wenn eine so kurze Frist mein Glück auf immer begründen müßte.

Es war ungefähr zwei oder drei Uhr in der Nacht, als wir in Göttingen einfuhren. Traurig schien mir das Rollen des Wagens durch die langen Gassen, der Abschied so nahe. Bülow nannte mir die Weender Straße, die-

selbe, in der wir (in der „Krone") abstiegen, und in der ich zufällig den folgenden Tag eine Wohnung erhielt. Dies war der elfte September. Wir ließen uns eine Stube anweisen und legten uns zu Bette. Doch die nahe Trennung von Bülow und die große Anstrengung der ununterbrochenen Reise ließ mich nicht schlafen. Ich fühlte mich an allen Gliedern zerschlagen und hatte Mühe, mich innerlich aufrecht zu halten. Doch bezwang ich mich, und stand ziemlich heiter auf. Bülow bestellte sich eine Chaise nach Hannover, und ich mir einen Lohnbedienten, der mir eine Wohnung besorgte.

Wir frühstückten noch zusammen. Die Hoffnung des Wiedersehens stärkte mich, und ich dachte mich mit Gewalt in meine Studien zu werfen. Hätte ich gewußt, daß wir uns nicht wiedersehen sollten, ich weiß nicht, wie ich diesen Abschied würde ertragen haben.

Mühend versenkt ängstlich der Sinn
Sich in die Nacht, suchet umsonst
Nach der Gestalt. Ach, wie so klar
Stand sie am Tag sonst vor dem Blick!
— — — — — — — —

Ist ein Bemühn eitler? Gewiß
Ängstlicher keins, schmerzlicher keins,
Wie es auch streng Minos verfügt!
Schatten ist nun ewiger Wert.

Der gute Junge, sonst so männlich und fest, hatte nasse Augen, als er von mir Abschied nahm. Ich war noch weit bewegter. Er drückte noch einen langen Kuß auf meine Lippen und ging die Treppe hinunter. Ich sah ihm nach, bis er verschwand.

Wie ich mich einsam fühlte, brauche ich nicht zu sagen. Doch ermannte ich mich und ließ mich sogleich nach meiner Wohnung führen. Sie war schön gelegen.

Ich verfügte mich auch gleich zu Professor Benecke, dem ich früherhin auf Thorbeckes Rat geschrieben hatte. Er beschied mich auch nach der Bibliothek, wo er mir einen Diwan von Hafis im Manuskript mit mehreren andern darauf bezüglichen Sachen gefällig übergab.

Den folgenden Morgen wollte ich ein paar Bekannte aufsuchen, der eine war August Meyer, mit dem ich einmal von Nürnberg nach Regensburg reiste.

Der andere war Dall'Armi, Offizier bei meinem Regimente, mit dem ich dann wäh-

rend meines vierwöchentlichen Aufenthalts in Göttingen am meisten umging. Er hat sich trotz heterogener Studien und politischer Bemühungen vielen Sinn für Poesie bewahrt, und sein Talent zur Musik und zum Zeichnen kommt ihm sehr zustatten. Ich habe ihm auch Abschriften von einigen meiner neuen Ghaselen geschenkt. Von ihm erfuhr ich, daß Schmidtlein in Göttingen sei und in einem Hause mit ihm wohne. Schmidtlein besuchte mich auch noch denselben Tag. Es war mir erfreulich, ihn öfters zu sehen, aber wie sehr verlor er, wenn ich ihn im Geiste mit Bülow zusammenstellte!

Ich komme nun zu meinen Studien in Göttingen. Im ganzen darf ich sagen, daß ich fleißig war, wiewohl vom Hafisischen nur wenig abgeschrieben wurde. Denn, obschon ich Owseleys Miscellanies und Richardsons Lexikon bei der Hand hatte, so fiel es mir doch sehr schwer, ihn zu dechiffrieren. Er war sehr gekritzelt und überhaupt im einzelnen wie im ganzen nicht sehr vollständig. Doch schrieb ich einiges daraus und kopierte auch manches aus Hindley, Owseleys Oriental Collections und andern Sammlungen. Ich holte mir auch die

Sanskrit Grammar von Wilkins, um mich wenigstens mit den ersten Anfangsgründen dieser Sprache bekannt zu machen. Ich übte mich besonders im Schreiben, wobei denn der Name Bülow unzähligemal wiederholt wurde.

Auf der Bibliothek war ich häufig und musterte darauf, was sich vorfand. An orientalischen Sachen fand ich weniger, als ich erwartet hatte. In Göttingen sind mehrere und vielleicht die besten jener Ghaselen entstanden, die den „Spiegel des Hafis" ausmachen. An Bülow schrieb ich drei Briefe, auch an Gruber und Fugger. Gruber lud mich dringend nach Jena ein, wo auch Goethe sei. Ein Brief von Fugger, worin er mir mit liebender Seele Hoffnung auf Bülows Wiederkehr macht, war mir sehr tröstlich.

Ich verließ Göttingen des Morgens am 10. Oktober mit Dall'Armi, der uns begleitete, und Petz, der denselben Weg wie ich machte. Schmidtlein und Prinzing gingen noch eine Strecke mit uns.

Ich fühlte mich in der Tat bewegt, als wir in Weimar einfuhren, das durch den gelben Anstrich seiner kleinen Häuser ein eigenes Aussehen gewinnt. Das Theater ist

nicht groß, aber freundlich und einfach. Man gab eine Oper, „Die Wegelagerer". Den andern Morgen besuchten wir Belvedere. Überall allerdings findet man Erinnerungen an die großen Dichter. Ich besah mir auch Goethes Haus von außen, das auf einem kleinen Platze nahe am Tore liegt, wo man nach Belvedere geht. Nachmittags gingen wir nach Jena.

Wir gingen zu Major Knebel, der mich als ein alter Freund meines Vaters empfing und sich überhaupt sehr gerne an Ansbach und Franken erinnerte. Er sagte mir, daß Goethe meine Ghaselen gelobt habe. Er sieht Goethen täglich, entweder kommt dieser zu ihm oder läßt ihn in seinem Wagen abholen. Da er uns anmerken konnte, daß wir den großen Dichter gern sehen möchten, so versprach er, es zu besorgen.

Den 17. Oktober war ich mit Gruber bei Gries, dem Übersetzer des Tasso und Calderon. Von letzerem war meist die Rede. Gries ist beinahe ganz taub. Deshalb kommt er auch nicht mehr mit Goethe zusammen, weil dieser, da er Zähne verloren, sehr leise spricht. Calderons „Tochter der Luft" hat Goethe

sehr gerühmt. Mittags aßen wir, wie auch die andern Tage, bei Wesselhöft, Goethens Buchdrucker, der (Goethe nämlich) seine Sachen selbst korrigiert. Es ist eine angenehme Familie, und mehrere Studenten essen dort. Von den Söhnen, die in einem demagogischen Renommee stehen, hatte ich einen in Erlangen kennen gelernt. Da kam ein Bedienter Goethes und sagte uns, daß wir den Geheimrat um drei Uhr sprechen könnten. Wir waren in banger Erwartung, bis die Stunde kam, doch wurde auch viel darüber gelacht und gescherzt. Goethe wohnt außer der Stadt am botanischen Garten. Seine Aussicht beschreibt er selbst einmal im „Diwan". Das Haus hat von außen etwas Altertümliches, innen ist es winklicht, die Treppe äußerst schmal. Das Eckzimmer, das er bewohnt, ist geräumig und ganz ohne Prunk.

Von Goethes Person wage ich kaum etwas zu sagen. Er ist sehr groß, von starkem, aber gar nicht ins Plumpe fallendem Körperbau. Bei seiner Verbeugung konnte man ein leichtes Zittern bemerken. Auch auf seinem Angesichte sind die Spuren des Alters eingeprägt. Die Haare grau und dünn, die Stirn ganz außerordentlich hoch und schön, die Nase groß, die

Form des Gesichts länglich, die Augen schwarz, etwas nahe beisammen, und wenn er freundlich sein will, blitzend von Liebe und Gutmütigkeit. Güte ist überhaupt in seiner Physiognomie vorherrschend. Er ließ uns auf das Sofa sitzen und nahm bei Gruber Platz. Bei der Feierlichkeit, die er verbreitet, konnte das Gespräch nicht erheblich werden, und nach einiger Zeit entließ er uns wieder.

Am Zweiundzwanzigsten vormittags kaufte ich im Buchladen ein Exemplar meiner „Lyrischen Blätter", das erste, das ich davon sah, und brachte es Knebeln, der eben in den Wagen stieg, um zu Goethe zu fahren, und es mit sich nahm. Auf Nachmittag lud uns Knebel ein. Ich mußte ihm einiges aus meinem Lebenslauf erzählen.

Am Dreiundzwanzigsten morgens nahm ich von Gries Abschied. Er hatte meine Ghaselen gelesen und drückte mir die Hand darüber. Mit Freuden erinnerte er sich der Tage, die er mit Schelling und den Schlegels in Jena verlebte. Mit Knebel kommt er manchmal hart hintereinander. Nachmittags übereilte mich mein Schicksal. Auf einem Spaziergange nach Kunitz eröffnete ich vor Goethes Haus

einen Brief von Bülow, worin dieser mir meldet, daß er nicht mehr nach Erlangen zurückkehren könne. Damals tat ich das Gelübde, bis ich ihn wiedersehen würde, keinen Wein mehr zu trinken und keine Verse mehr zu machen; und hiermit wurde der „Spiegel des Hafis" geschlossen. Mein Glück konnte mein vierundzwanzigstes Jahr nicht überdauern.

Erlangen, 29. Oktober 1821.

Sogleich einen Tag nach meiner Ankunft sprach ich mit Engelhardt über meinen literarischen Plan, den Spiegel des Hafis herauszugeben. Er billigte ihn und ich habe heute bereits eine Abschrift der Gedichte genommen und sie in ein Heft in quarto zusammenbinden lassen. Es sind vierundzwanzig Ghaselen, ein paar kleinere Gedichte und eine Zueignung an Bülow. An diesen Gedichten hängt mein Herz; ihre Herausgabe ist die einzige angenehme Zerstreuung, die mir bei meinem jetzigen Zustande übrig bleibt. Ich glühe vor Verlangen, meine Verehrung und Liebe zu Bülow öffentlich an den Tag zu legen.

Die Stimmung, in der ich mich hier, besonders die erste Zeit hindurch, finden würde,

war vorauszusehen. Mehr als sonst fällt mir an den langen Abenden der Gedanke meiner Abgeschiedenheit aufs Herz und des Unschätzbaren, was ich verloren habe.

8. November 1821.

Ich blätterte heute viele meiner alten Papiere durch und fand manches Begonnene und wieder beiseite gelegte und mancherlei poetische Plane für die Zukunft.

Ich glaube, daß alles im spätern Alter Ausgeführte schon in der Jugend als Anlage müsse vorhanden gewesen sein. So ist es mir wenigstens mit meinen besseren Sachen ergangen, auch mit „Marats Tod", den ich nun endlich ins Reine geschrieben und Engelhardt vorlegte, der dieser Skizze seinen ganzen Beifall gab. Die Tat der Charlotte Corday beschäftigte schon als Kind meine Phantasie und sie ward auch damals schon in der Manier jenes Alters dramatisch ausgeführt, wovon ich aber nichts mehr übrig habe.

„Marats Tod" soll mit mehreren andern Arbeiten hier bei Heyder, unter dem Titel „Vermischte Schriften" gedruckt werden. Anfangs wollte ich bloß den „Spiegel des Hafis"

herausgeben; ich schickte ihn unter so vorteilhaften Bedingungen an Schrag in Nürnberg, daß ich nicht nur kein Honorar verlangte, sondern ihm auch den allenfallsigen Schaden zu ersetzen versprach. Doch schickte er mir das Manuskript wieder zurück. Ich ließ nun durch Schelling Heydern sondieren, der es unter solchen Bedingungen sogleich zu drucken übernahm. Nun aber überlegte ich, daß ein kleines Büchlein doch immer schwer abzusetzen sei, da die meisten es im Buchladen durchlesen, und daß Heyder für die Verbreitung einer Broschüre noch viel weniger sorgen könne als für ein größeres Werk. Ich beschloß also mehreres andere noch dazuzugeben, bedung mir bei Heyder die Hälfte des Gewinns und versprach, den allenfallsigen Schaden zu tragen. So soll es nun mit Gottes Hilfe gedruckt werden.

15. November 1821.

Meine Melancholie nimmt eher zu als ab. Ich sehne mich nach Erholung, die ich nur finden könnte am Busen eines Freundes wie Bülow. Selbst das Studium weist wieder auf das Leben zurück, und die Poesie hat keine Existenz ohne Liebe.

20. November 1821.

Ein Brief von Rückert, den ich gestern erhielt, hat mir viele Achtung für ihn eingeflößt, der Aufrichtigkeit wegen, mit welcher er sich über meine Lyrischen Blätter äußert, wofür er mir dankt.

Ich antwortete ihm ebenso aufrichtig und mußte gestehen, daß seine Östlichen Rosen meine Erwartung getäuscht hätten und daß ich sowohl Bilderreichtum als Gedankenfülle darin vermisse. Er selbst spricht von ihrer Untiefe.

Da er, wie er sich ausdrückt, meine edle und kühne Aufführung des schönen Freundes für etwas rechtes anerkennt, wogegen weder sein eigner noch der Goethesche Schenke aufkommen könnten, so nahm ich Gelegenheit, vom Spiegel des Hafis zu reden, und erwähnte, daß die Gedichte, die er enthält, alle an den Freund gerichtet seien. Ich erklärte mich über diese Idee ungefähr folgendermaßen: Die Liebe zu einem Weibe, wenn sie glücklich ist und der Vereinigung nichts im Wege steht, ist gleichwohl einem Stufenwechsel der Jahreszeiten unterworfen, hat ihren Sommer und Winter.

Die Liebe zu einem schönen Freunde, nie gestört durch Begierde, nie gestört durch Be-

friedigung, erscheint mehr als ein beständiger Frühling. Es ist reine Begeisterung für die schöne Form, und nur durch diese letztere kann die Freundschaft einen reichen poetischen Gehalt gewinnen. Indem nun der Dichter, fügte ich hinzu, diese Verehrung der Gestalt bis zur Vergötterung anwachsen läßt, setzt er sich scheinbar über das sonst als göttlich erachtete hinaus, und indem er sich auf das demütigste beugt vor dem Gegenstande seiner Neigung, sieht er stolz und verwegen über die Häupter der Menschen und ihre Satzungen weg.

Auf diese Weise mußten allerdings Gedichte im hafisischen Geiste entstehen. Schließlich bemerkte ich noch, daß diese aber keineswegs Schatten seien, die der Wahn erzeugte, wie Goethes Tasso sagt, sondern vielmehr hervorgegangen aus dem innersten Gefühle des Dichters für eine liebenswürdige Persönlichkeit.

Erlangen. 13. März 1822.

Ehevorgestern habe ich eine interessante Bekanntschaft gemacht. Es ist ein junger Chemiker aus Darmstadt und heißt Justus Liebig, derselbe Student, den ich vor einiger Zeit einmal bei Kastner antraf. Schon früherhin hatte mir

ihn einmal Bülow als Kastners Liebling charakterisiert, wie er denn auch, besonders in der Chemie, sehr gediegene Kenntnisse hat.

17. März 1822.

Nach Tische im „Walfisch", wo die ersten Tage viele Studenten hinkamen, weil dies Haus vorher lange im Verruf war, sprach ich Liebig zuerst. Ich fragte nach Kastner, und die Unterredung ging auf naturwissenschaftliche Gegenstände über, wobei auf mancherlei Exkursionen und Ferienreisen Rücksicht genommen wurde und was sich sonst noch darauf beziehen konnte. Liebig zeigte sich in allem klar, bestimmt und solide. Wir machten später noch einen Spaziergang, und nachdem ich ihm meine Wohnung gezeigt hatte, führte er mich in die seinige, wo wir den Abend zusammen zubrachten. Hier lernte ich ihn nun auch von seite seines Herzens kennen. Er zeigte sich sehr offenherzig, vertraute mir manche Lebensverhältnisse, auch die Geschichte seiner chemischen Bildung, die mir sehr merkwürdig schien, und gab mir Beweise einer so plötzlichen und entschiedenen Zuneigung, daß ich wirklich darüber in eine Art von Erstaunen geriet. So viele

Liebe hatte mir noch niemand, am wenigsten nach einer so kurzen Bekanntschaft, bewiesen. Ich konnte mich nicht der Worte aus Goethes „Diwan“ erwehren:

Unmöglich scheint immer die Rose,
Unbegreiflich die Nachtigall.

Aber ich konnte zugleich abnehmen, daß je näher sich zwei Menschen kommen, je mehr sie ihr innerstes Wesen voreinander zu entfalten suchen, nur um so rätselhafter werden sie einander; und nur einer oberflächlichen Ansicht kann es einleuchten, daß zwei Menschen sich verstehen können.

21. März 1822.

Nicht mehr also als zehn Tage waren uns vergönnt zu gegenseitig glücklicher leichter Mitteilung von Munde zu Mund; und auch diese konnten nicht ungestört genossen werden, zum Teil wegen der Verhältnisse, in denen Liebig die letzte Zeit hier leben mußte, und denen auszuweichen durch eine schnelle Abreise er von mehreren Seiten gewarnt wurde. Vorgestern Abend brachten wir noch eine herrliche Stunde zusammen hin, besonders, da ein kleines Mißverhältnis, an welchem ich ganz allein schuld

war, vorherging. Wir versprachen uns oft zu schreiben, und so bald als möglich sollte ich ihn in Darmstadt aufsuchen.

Darmstadt. 27. Mai 1822.

Reisefakta lassen sich leicht herzählen, aber die Fakta des Gemüts mit allen ihren Launen und Abweichungen sind nicht so leicht erzählt, wenn man sich nicht in das Unendliche verlieren will. Deshalb nur im allgemeinen, was zwischen Liebig und mir vorgefallen.

Als ich hier ankam, schickte ich sogleich zu Liebig. Er ließ mir aber sagen, daß ich womöglich hinkommen möchte, da er gerade mit einer chemischen Arbeit beschäftigt sei, die er nicht unterbrechen könne, und auf die ein anderer warte. Ich ging hin und fand einen Offizier bei ihm. Später gingen wir zusammen aus, und es fehlte nicht an Aufregungen, die eine gereizte Stimmung herbeiführten. Besonders verdroß mich's, daß er mir in seinen Briefen nicht gemeldet hatte, daß er, jener Erlanger Studentengeschichte wegen, Stadtarrest habe, da er mir überdies versprochen hatte, mich auf meiner Rheinreise zu begleiten. Daraus konnte nun nichts werden. In Hoff-

nung auf seine Gesellschaft hatte ich in ungünstigen Geldumständen diese Reise unternommen, von der mir die Klugheit abgeraten, und sah mich nun getäuscht. Mancherlei kam noch hinzu, ich gab ihm spitzige Reden, die er in vollem Maß erwiderte. Wir standen schon auf dem Punkte, uns zu trennen, doch durch die äußerste Nachgiebigkeit habe ich seinen Starrsinn noch besiegt, so daß er endlich gestand, er verdiene meine Liebe gar nicht, er hätte mich unendlich verkannt, und ich möchte ihm, wenn es möglich, verzeihen. Gestern ging es im ganzen nicht viel besser. Liebig ist schrankenlos empfindlich, und es kostet ihm nichts, von der weichsten Stimmung in eine steinerne Härte überzugehen.

Was mir in allen diesen Lagen „Hafis" für herrliche Dienste leistet, kann ich kaum beschreiben.

Frankfurt. 29. Mai 1822.

Den vorgestrigen Tag brachte ich noch mit Liebig zu.

Später begleitete mich Liebig noch zu mir, und wir gingen dann noch in den Straßen auf und nieder, die in der Neustadt sehr breit

und freundlich sind. Liebig war sehr melancholisch, und ich mußte ihn trösten. Der Schmerz, mit mir diese Reise nicht machen zu können, drückte ihn sehr, aber mich nicht minder; denn ich wüßte mir in der Tat keine schönere Lage in der Welt zu denken, als mit ihm zu reisen. Doch will er mir, wenn sein Stadtarrest sollte gehoben werden, bei meiner Rückkehr bis Mainz entgegengehen, um dort noch ein paar fröhliche Tage zu feiern. „Alle meine Not", sagte er, „will ich dort vergessen, von allem abstrahieren, nur von dir nicht!" Ich zweifle aber, daß uns auch nur dies vom Schicksale vergönnt sein wird.

Bonn. 3. Juni 1822.

Ich sah den Dom von Köln, das heißt, ich sah das größte, was der deutsche Geist zu denken wagte, aber was auszuführen ihm auch nicht zur Hälfte vergönnt war. Noch ragt der Kranen auf der Höhe des begonnenen Turms, aber über das Grab des Baumeisters, der jene Steinmassen hinaufwinden ließ, gingen Jahrhunderte. Rosenbüsche blühen auf den Ruinen, sonst möchte man glauben, erst gestern hätte die Maurergilde ihr frisches Werk ver-

lassen, so sehr trotzend aller Zeit stehn diese Steinkolosse vor unsern Augen. Die ungeheuren Hallen sind nicht gewölbt, nur das Chor ist vollendet.

Nun bin ich hier, auf dem Sprunge abzureisen, nur einen Tag hier gewesen, wo Menschen und Bücher mich ein Jahr würden festhalten können oder vielmehr ein Leben.

Mainz. 9. Juni 1822.

Ich bin hier seit sechsten dieses, wo ich morgens von Wiesbaden herüberging. Ich wohne hier bei Lüder, der mich auf das freundlichste empfing, und nun bringe ich hier einige Tage auf die bequemste und angenehmste Weise hin, höchstens durch einige Zwistigkeiten unterbrochen, welche daraus entstehen, daß Lüder sehr den französischen Philosophen, besonders dem Helvetius, zugetan ist, was mich oft chokiert. Von Liebig habe ich leider keine Nachricht.

Heidelberg. 15. Juni 1822.

Man kann sich hier leicht gefallen, ich habe ein freundliches Zimmer, die Aussicht auf einer Seite nach dem alten Schlosse, auf der anderen nach dem Markt. Das alte Schloß besuchte

ich gleich vorgestern früh. Es ist voll der herrlichsten Partien und bietet unzählige schöne einsame Plätze dar. Von dort aus besuchte ich Professor Umbreit, einen jungen Orientalisten, von dem ich in Göttingen gehört hatte. Er nahm mich freundlich auf und sprach viel von meinen Ghaselen. Doch hat er sich mehr mit den semitischen Sprachen beschäftigt, da mit dem Persischen auf einer Universität, wo bloß Brotstudien gelten, nichts zu machen ist. Er ist ein großer Verehrer Hammers, mit dem er in Verbindung steht.

Von ihm ging ich zum alten Voß. Ich wollte zuerst dessen Sohn besuchen, der aber nicht zu Hause war. Der Übersetzer Homers empfing mich an der Türe seiner Stube. Ich fand einen großen, sehr hageren Mann, mit etwas verzerrten Gesichtszügen. Doch verlor sich der unangenehme Eindruck während des Gesprächs gänzlich, ich fühlte mich im Gegenteil angezogen.

[Erlangen.] 12. Juli 1822.

Während meines Aufenthalts in Ansbach las ich auch die drei ersten Bände von „Goethes Leben" wieder, worin er mir beinahe größer

erschien als in irgendeinem seiner Werke. Ich lernte daraus, daß ich fünfundzwanzig Jahre meines Lebens verloren habe, und wie soll ich sie einholen?

21. Juli 1822.

Ich habe die Zeit her wenig gearbeitet und ging viel spazieren, von mancher Unruhe umhergetrieben. Die Freunde seh' ich fast täglich im Schießhause, und manche lustige Streiche fallen in diese Zeit.

Trotz dieser wechselseitigen Aufheiterungen aber ... habe ich in der Gesellschaft, in der ich lebe, manches zu dulden, was mich zwar weder reizt noch gerade verstimmt, aber doch manchmal hart zu ertragen ist. So wurden mir gestern die politischen Anforderungen der Zeit, der Geist der Burschenschaft, das Konstitutionswesen und dergleichen mehr nahe ans Herz gelegt und mir zu verstehen gegeben, daß persönliche Freiheit mehr wert sei als Poesie, wenn auch letztere durch die Politik, wie es in England geschehen, zugrunde gehen müßte, und daß ohnedem lange Zeit nichts ähnliches wie Goethe ist, zu erwarten sei. Ein gleiches sagte mir auch früher schon Engelhardt. Und

so ist es sehr begreiflich, daß ein Poet in unserer Zeit nicht aufzukommen imstande ist, weil man ihm wie ein Medusenschild beständig die Vorgänger vorhält, und weil er keine Teilnahme bei dem nachwachsenden Geschlechte findet, das schon den Gedanken der Entbehrlichkeit aller Kunst ausspricht. Aus diesem Drange kann ich kaum anders entkommen, als entweder aufs neue in meine melancholische Einsamkeit zurückzukehren, oder in ein andres Asyl zu flüchten, wo allein Heilung so vieler Kränkungen ist,

Wenn sie das Auge nach sich reißt,
Die wandelnde Zypresse!

1. August 1822.

Vergangenen Vierundzwanzigsten sprach ich [Cardenio][1]) zum zweiten Male, da wir uns in der Reitschule, wo sich Springer sehen ließen, trafen. Ich begleitete ihn noch bis an sein Kommershaus. Den zweiten Tag darauf fand ich ihn mit einem Freunde im Wald und ging mit ihnen spazieren. Es wurde von einer Reise nach Streitberg geredet, und ich bot mich an, ihn zu begleiten. Den

[1]) Hoffmann.

Siebenundzwanzigsten, morgens nach fünf Uhr, brachen wir auf, Cardenio und noch drei seiner Freunde und ich, und erst vorgestern sind wir zurückgekehrt. Es waren genau dieselben Tage, die ich auch vorigen Sommer mit Bülow und Fugger in Streitberg hinbrachte. Auch fiel es mir angenehm auf, daß Cardenio, der hier im Hofmannschen Hause wohnt, zuerst mein sonstiges Zimmer inne hatte und dann in Bülows sonstiges Zimmer zog.

17. August 1822.

Von Cardenio kann ich nichts mehr sagen. Er weicht mir aus auf alle Weise, und wenn ich ihn höchst selten einmal sehe, so sagt er mir nur ein paar unerfreuliche Worte. Woher diese Veränderung kommt, weiß ich nicht, doch sie schmerzte mich genug.

Um so mehr suche ich nun meinen Plan nach Wien durchzusetzen, und ich hoffe, daß er sich ausführen läßt. Von Brockhaus habe ich noch ein Honorar für meine Sonette zu erwarten, und Rückert hat mir eins von Schrag verschafft, indem ich zwei Bogen für das Frauentaschenbuch 1824 hergab und im voraus dafür bezahlt wurde. Es war das erste

Honorar, was ich erhielt, und betrug 76 Gulden 48 Kreuzer. Dies für meine Schulden. Reisegeld denke ich von meinen Eltern zu erhalten.

26. August 1822.

Wenn mich je die Reflexion verführt, mich selbst oder meine Zukunft zu betrachten, so kann ich freilich nichts Erfreuliches sehen und ahnen. Wie immer äußere Umstände mich und meine Studien begünstigen mögen, so kann mein Schicksal doch nur unglückselig sein, auf der einen Seite durch die Art, wie ich mich den Menschen und der gegenwärtigen Zeit entgegengesetzt fühle, auf der andern Seite, wie ich mich an sie hingezogen fühle, was mich ihnen noch mehr entgegensetzt. Wie viele Bitterkeit bereitet mir selbst der Umgang mit denen, die ich Freunde nennen darf, und wie oft zeigt sich in den Ansichten über alle Dinge eine unendliche Verschiedenheit, trotzdem daß ich so leicht mich fremden Meinungen hinzugeben fähig bin. Aber nur das zu ertragen, was mich gemein dünkt, empört sich mein ganzes Gemüt.

Das Glück in einem andern Sinne zu finden, ist mir noch viel unmöglicher. Gerne entsage

ich dem Sinnlichen; aber auch dem zu entsagen, was weit darüber steht, scheint mir beinahe zu hart. Ich wünschte ja keine Gemeinschaft des Genusses, nur eine der Entsagung! Nur ein liebendes Herz, an dem ich mich ausweinen könnte. Aber alles steht so schroff gegenüber, und was ich an mich heranzuziehen suche, verhöhnt mich.

29. August 1822.

Vorgestern schloß Schelling sein Kollegium, glänzend wie er es angefangen. Schade nur, daß mein Geist vielleicht nichts mehr ist als Asche, die nichts vermag, als diese flammenden Riesengedanken auszulöschen. Auch dies macht mich meine Kleinheit fühlen. Sonst konnte ich mich in so betrübten Stimmungen durch Poesie befreien, aber welches Gedicht sollte nun entstehen? Als ich vorgestern abend von Engelhardt, mit dem ich mich über Schellings Kollegium besprach, nach Hause ging, begegnete ich Cardenio flüchtig auf der Straße. Wahrscheinlich sah ich ihn zum letztenmal. Dies sind die einzigen köstlichen Momente meines Lebens, in denen es mir vergönnt ist, das Schöne von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Am 3. September 1822.

Cardenio hatte versprochen, mich heute zu besuchen, kam aber nicht, so wie er's mir seit fünf Wochen vergebens versprochen hat. Er bleibt konsequent in seiner Härte und Unfreundlichkeit.

Am 5. September 1822.

Alles wurde heute morgens zu meiner Abreise vorbereitet. Meine Bücher übernahm Engelhardt, meine Mineralien Hermann, andere Habseligkeiten, die ich nicht mit mir nehmen kann, Schelling. Als nun dies alles geschehen war, ging ich nachmittags zum Baden und besuchte jene weidenbepflanzte Wieseninsel noch einmal. Von da zurückgekommen, wollte ich Cardenio Lebewohl sagen und wollte ihm noch ein Exemplar meines letzten Werkchens schenken. Aber, o Gott, ich erfuhr, daß er diesen Mittag bereits abgereist! Nicht einmal mit ein paar Worten würdigte er mich, von mir Abschied zu nehmen. Was bleibt mir nun anders, als ein unsäglicher Schmerz und die ganze Unerträglichkeit der Existenz. Ich würde beruhigter sein, wenn er mir ein einziges Lebewohl gesagt hätte. Schwerlich werden wir uns jemals wiedersehen.

Und wenn auch je, er liebt mich nicht. Die höchste Schönheit, die höchste Milde, die mir je begegnete, begegnete mir so unfreundlich! Und nun ist aller Trost, recht bald über hundert Meilen von ihm entfernt zu sein. Wie soll mir etwas anderes genügen? Muß ich mich wieder hinschleppen und lächeln mit zerrissener Seele? O Gott! Nimm ein Leben von mir, das du mir unter fürchterlichen Bedingungen gegeben hast.

Linz. 28. September 1822.

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

Ich habe einen bedeutenden Schritt getan, der vielleicht töricht ist, zu dem ich aber unwillkürlich gebracht wurde. Ich werde nicht nach Wien gehen, vielmehr nach Franken zurückkehren, wiewohl nicht nach Erlangen. Bruchmann kam bereits am 24. hier an. Er ist überaus geistreich, aber schon früherhin haben wir uns auf eine Art aneinander gestoßen, die keine augenblickliche Ausgleichung zuließ. Und so ging es auch jetzt wieder. Es ist möglich, daß wir gar nicht zusammen taugen, es ist gewiß, daß wir in einem beständigen

Streite leben würden. Ich fühlte es noch zu rechter Zeit und glaubte mich losreißen zu müssen. Hierzu kommen noch andere Gefühle und Bedürfnisse. Ich habe bisher meine Studien weit genug ausgedehnt, und nach und nach entstand immer mehr der Wunsch in mir, mich zu konzentrieren, mich auf äußerst wenige Bücher, äußerst wenige Arbeiten zu beschränken. Dazu erwachte das Verlangen nach einer vollkommenen Einsamkeit, die ich beinahe seit Schliersee entbehrt, und ich erinnerte mich, wie viel in jenem Zustande geleistet wurde, und daß ich fast alles, was ich in alten Sprachen verstehe, jenem Sommeraufenthalte zu danken habe. Zugleich fühlte ich einen großen Drang, mich gründlicher als je aufs Griechische zu werfen und die orientalischen Studien vorerst nur nebenher zu treiben, da ich den Griechen im ganzen viel zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet habe, und nunmehr nie dazu kommen würde, wenn ich mich vom Orient würde fortreißen lassen. Indem dies alles vor meinem Geiste vorüberging, mußte ich deutlich erkennen, daß der Aufenthalt in Wien, trotz aller seiner Reize, mir von all diesem Wünschenswerten gerade das Gegen-

teil verspreche. Zu einer Zeit, wo ich mehr als je der Sammlung bedarf, würde ich mehr als je in die Zerstreuung gezogen werden. Was ich mit Wien aufgebe, weiß ich wohl. Wenn ich je später diese Stadt besuchen werde, nie werde ich so günstig dort vermittelt werden können, als es durch Bruchmann geschehen sein würde. Der Umgang vieler geistreichen Männer und Jünglinge, die Bekanntschaft mit Hammer, der sich so lebhaft für mich interessiert, und der mir den Schlüssel zu allen jenen orientalischen Schätzen überliefern würde, nach denen ich so lange dürste, die literarische Fülle überhaupt, die mir dort zu Gebote stehen würde, während ich mich bisher immer beinahe kümmerlich behelfen mußte, endlich das Leben von Wien selbst in seiner Größe und Mannigfaltigkeit, mit seinen tausendfachen Gelegenheiten, die es für eine gründliche Kunstbildung darbietet: dies alles und noch mehr gebe ich auf, indem ich zurückreise. Und dafür denke ich mich in ein Landstädtchen zu flüchten und mich dort, gänzlich mir selbst gegeben, diesen Winter über einschneien zu lassen. Der Unterschied ist groß; aber könnte sich das Schicksal nicht eines Umwegs bedient haben, um mir

zu zeigen, was mir in diesem Augenblicke vorzüglich gemäß ist?

Altdorf. 9. Oktober 1822.

Ein Zustand, der nur durch lange Gewohnheit erträglich werden kann, ist sehr mißlich, und meiner ist so. Ich ermangle hier so vieler Bequemlichkeiten, und so ganz ohne menschliche Gesellschaft zu leben, ist mir in meinen jetzigen Jahren und bei meiner Gewohnheit, mich mitzuteilen, kaum mehr möglich. Doch würde mir nicht viel besser sein, wenn ich nach Erlangen ginge, denn ich kann nicht vor mir selbst fliehen, und das Übel, das mich drückt, liegt tiefer, als daß es durch einen Ortswechsel gehoben werden könnte. Vergebens täusche ich mich. In Linz wähnte ich, daß ich nur in Altdorf, geschieden von der Welt, glücklich sein könne; und hier fühle ich, daß nirgends oder nur in einer so bedeutenden Umgebung, wie in Wien, eine gänzliche Änderung meines Zustands zu hoffen wäre. Nach Nürnberg zöge ich gerne, um wenigstens besser zu wohnen, zu essen und zu schlafen; aber dort genieren mich teils die militärischen Verhältnisse, teils erlauben mir meine Finanzen nicht, nach Nürnberg zu ziehen,

da ich schon hier mehr brauche, als ich habe. So bin ich von allen Seiten eingeengt und recht eigentlich hierher gebannt, und dieser Zwang ist es vielleicht, was mich bedrückt. Nach Erlangen zu gehen, hindert mich die Beschämung, die ich dort zu erwarten hätte. Jedermann glaubt mich in Wien, ich habe so feierlich Abschied genommen, und nun so ganz und gar unverrichteter Dinge zurückzukehren! Ich war nie in so schlechten Geldumständen, in Wien würde ich bei Bruchmann gelebt haben und wäre auch von dieser Seite geborgen gewesen. Nun machte ich diese Reise, die mich viel gekostet hat, um sie wieder zurück zu machen. Jetzt erst fühle ich, wie viele Unannehmlichkeiten solch ein Schritt nach sich zieht. Ich sehe mich überhaupt ganz auf die Neige gehen. Von poetischen Arbeiten ist keine Rede mehr. Sonst konnte ich mir auf jenem Wege Luft machen; jetzt ist alles versiecht. Die nahen und ferneren Umgebungen dieser kleinen Stadt bieten recht viel Reizendes; kleine waldige Wiesentäler mit Quellen und Bächen, mit Eichen und Erlen; aber es befriedigt mich nichts mehr.

Altdorf. 26. Oktober 1822.

Ich gräme mich im stillen, und bei der ruhigsten Überlegung fühle ich, daß ein baldiger Tod das beste Geschenk wäre, was der Himmel mir geben könnte. Dann würde all das mit mir begraben, was mir so vielen Schmerz und andern Störung und Ärgernis veranlassen muß. Glücklich kann ich nicht sein, und nützen kann ich wenig. Jeder Augenblick kann ein größeres Talent hervorbringen. Das Andenken an Cardenio vergällt mir alle Gegenwart. Wenn ich ihn vergessen könnte, wenn ich in jenen ruhigen Zustand zurückkehren könnte, der nichts von Liebe weiß, wie schöne Stunden könnte ich in dieser Einsamkeit bei den erfreulichsten Studien verleben! So werde ich ewig umhergetrieben.

Erlangen. 6. November 1822.

Cardenio ist nicht hier; aber er kommt, hoffentlich kommt er; wenigstens hat er seine Stube noch in Beschlag, die neben derjenigen liegt, in welcher ich dies schreibe.

Erlangen. 8. November 1822.

Meine jetzige Stimmung ist schwer zu beschreiben. Auf der einen Seite die schöne

Hoffnung, ihn zu sehen, die mir das Schicksal nach so manchen Hindernissen so nahe legte, auf der andern Seite jene Furcht, meine Wünsche möchten dennoch unerfüllt bleiben, auch wenn Cardenio wirklich hier sein wird, wofern er nicht ein gütigeres Betragen gegen mich annimmt. Gleichwohl fühle ich mich ruhig, wenn ich bedenke, von welcher Unstätigkeit ich in Linz und noch in Altdorf umhergetrieben wurde, während ich so wenig Aussicht hatte, Cardenio jemals wieder zu begegnen.

Erlangen. 1. Dezember 1822.

Eine Stelle in einem Briefe Fuggers, den ich gestern erhielt, scheint mir merkwürdig: „Da Du Dich denn doch," schreibt er, „in manchem, was die Menschen erfreut und bewegt, zu den Entsagenden rechnest, so ziemt Dir ja eine rastlose Wanderschaft." Diese auf Goethes Wanderjahre anspielenden Worte sind nur zu sehr aus meiner Seele gegriffen. Eine rastlose Wanderschaft wäre eigentlich die wahre Bestimmung meines Lebens, und ich sehne mich stets danach, sogar im Winter. An bedeutenden Orten längere Zeit zu bleiben und dort zu studieren, sodann aber den Stab

weiter zu setzen; dies wäre eigentlich, was mich allein glücklich machen könnte. Denn ein ruhiger, bleibender Zustand ohne Häuslichkeit muß über kurz oder lang immer unerträglich werden. Wie sehr ich mich zu den Entsagenden zählen darf, zeigt mir das Verhältnis mit Cardenio wieder hinreichend; nicht als ob er selbst mich dazu durch sein Betragen verbindlich machte; sondern ich selbst mache mich, durch die Natur dieses in aller Zartheit bewahrt sein wollenden Verhältnisses, dazu verbindlich.

Erlangen. 24. Februar 1823.

Wenn ich mein bisheriges Leben betrachte, so kann ich mich nicht genug beklagen, und nicht genug die Stunde verwünschen, in der ich mich entschloß, nicht nach Wien zu gehen, wo ich geistvolle Freunde, wo ich tausend Hilfsmittel für jede Art von Studien, wo ich ein bewegtes, großes, zu poetischen Produktionen aufregendes Leben würde gefunden haben. Ich glaubte in Altdorf, ich glaubte hier der tiefsten Ruhe, der ununterbrochensten Beschäftigung zu genießen; aber statt dessen werde ich auf das unstäteste umhergetrieben.

Mit Cardenio, der mich vor allem hierher zog, mit Cardenio, den ich kaum wiederzufinden hoffte und dennoch durch diese Hoffnung heimlich und unbewußt nach Erlangen zurückgetrieben wurde, mit Cardenio, von dem mich gegenwärtig nur eine Wand trennt, bin ich endlich, nachdem wir uns die ganze Zeit nicht mehr gesprochen, so weit gekommen, daß wir uns auch nicht einmal mehr grüßen. Ich habe ihn ganz aufgegeben, aber ich kann ihn noch nicht ohne Wehmut betrachten. Ich denke der schönen Stunden, die wir in Streitberg, die wir hier zusammen lebten, ich denke der Sonette, der Ghaselen, in denen ich seine Gestalt, sein mildes Wesen zu verherrlichen suchte, während ich mich jetzt in Verhältnissen herumtreibe, die nicht würdig sind, besungen zu werden. Bei dem allen, bei den vielen Zeichen, die er mir von Stolz, von Zurückhaltung gab, und die mich antrieben, einen Ersatz für ihn zu suchen, bei dem allen muß ich mir eingestehen, daß er mich wirklich liebte, daß Jugend, Schüchternheit, Studentensitte und Fleiß in seinen juridischen Arbeiten einen großen Anteil an dem hatten, was ich seine Kälte nannte. O, und was ich mir am liebsten gestehe, mein Verhältnis zu

ihm war durchaus edel, und nie fühlte ich mich an seiner Seite in einer Stimmung, die ich bereuen dürfte. Wenn er gewollt hätte, wenn das Schicksal nicht immer täte, was wir nicht erwarten, was uns entgegen ist, so würde dieser Winter glücklicher verstrichen sein.

Erlangen. 9. März 1823.

Von zwei Rheinländern, die ich vorgestern auf einem Spaziergange nach Bruck, wohin ich nach Tische alle Tage komme, begegnete und kennen lernte, und wovon der eine, der in unserm Hause wohnt, Wolf, und der andere Krieger heißt, erfuhr ich offiziell, was ich schon durch das Offenstehen aller Fenster vermutet hatte, daß Cardenio bereits abgereist ist, ohne wieder hierher zu kommen. Wie schnell war dieser Traum verschwunden, der mich von so weit hergelockt hatte, und der sich so überaus lieblich zeigte, als ich vor vier Monaten neben Cardenio zu wohnen kam. Ein leiser Schauder überfällt mich, wenn ich nun an seiner verschlossenen Türe vorübergehe. Es ist erstaunlich, wie viel sich ertragen läßt.

Da es morgen ein Jahr ist, seit ich Liebig kennen lernte, so erneute sich mir dessen Bild

auf das lebhafteste. Er war der einzige, dessen Umgang mir einen reichlichen Gewinn verschafft haben würde, der einzige, dem ich meine Poesien, auch die an ihn gerichteten, mitteilen konnte, der einzige endlich, der mich mit wahrer, inniger Liebe liebte. Mit welcher Freude erinnere ich mich des Abends, an dem wir zuerst zusammenkamen, wo ich endlich die Einsamkeit suchen mußte, nur um das Glück ertragen zu lernen; und der Stunden, in denen wir den Faust lasen, und des herrlichen Sommernachmittags, den wir in der Fasanerie bei Darmstadt zubrachten, wiewohl es damals nicht ohne heftige Ausbrüche ablief. Aber es war besonders ein Augenblick dabei, in welchem ich eine unbeschreibliche Empfindung hatte, die ich weder vor- noch nachher in diesem Grade kannte. Es war nach den freundlichsten Gesprächen, als wir an dem Lustplatz ankamen, auf einer Bank Liebig mir gegenüber Platz nahm und sodann aufstand, etwas für uns zu bestellen. Das Gefühl, so sehr zu lieben und so sehr geliebt zu werden, durchdrang mich auf das innigste, und ich empfand im höchsten Grade das, was man Glück, ja was man Seligkeit zu nennen pflegt.

Erlangen. 13. März 1823.

Eine Ghasele von heute: „Der Hoffnung Schaumgebäude bricht zusammen“ zu erklären, diene folgendes. Kriegers große Schönheit mußte einen bedeutenden Eindruck auf mich machen. Leider kannte ich ihn nur wenige Tage, und heute verließ er Erlangen auf immer. Nur zweimal haben wir uns längere Zeit unterredet, und nicht viel öfter sahen und grüßten wir uns diese kurze Zeit her. Nach Tische ging ich heut zufällig am Rheinländer Kommershaus vorüber und sah ihn mit Brubbacher und noch ein paar andern einsteigen. Wir drückten uns noch ein paarmal die Hand, sie fuhren ab, und nun entstand auf einem Spaziergange ein kurzes Gedicht, in welchem die Sehnsucht der Liebe und der Schmerz des Verlustes ineinander hineinfließen.

Was meine äußern Verhältnisse anbetrifft, so haben sie sich ganz gebessert. Schon gestern in aller Frühe schickte mir Schelling durch seinen jüngsten Knaben die Antwort des Kronprinzen, worin dieser sich für mich verwenden und dem Feldmarschall schreiben will. Und gestern abends erhielt ich einen Brief von Saporta, der jetzt Adjutant meines Regiments

ist, daß ich auf Befehl des Feldmarschalls weiter beurlaubt werden solle und ein neues Gesuch einreichen dürfe. Ohne diese Erneuerung behaglicher Verhältnisse würde ich kaum so viel andere Entbehrungen ertragen haben. Mit Recht jedoch machte mich Schelling gestern aufmerksam, daß ich nach Verlauf eines abermaligen Studienurlaubsjahres als Dichter verpflichtet sei, mich wieder einmal in den Strom einer größeren Welt zu werfen, wozu auch Rat werden solle.

Erlangen. 5. April 1823.

Ich habe heute das Fürchterlichste meines Lebens erfahren. Der Abgrund, an dem ich seit Jahren schwindle, hat sich noch einmal mit gräßlicher Tiefe vor mir aufgetan. Knöbel, gegen den ich, ich darf wohl sagen, die reinste, die innigste Liebe empfand, sagte mir heute mit wenigen dürren Worten, daß ich ihm lästig sei, daß ich ihm meine Freundschaft habe aufdringen wollen, daß ich jedoch meine Rechnung ohne den Wirt gemacht habe, daß er nicht die mindeste Neigung für mich empfinde, und daß ich ihn so bald als möglich verlassen solle. Ja, dies waren vielleicht noch

seine mildesten Ausdrücke. Ich sage nichts über das Nähere; denn was wäre hier noch zu sagen, nachdem dieses gesagt ist? Genug, daß ich den Tod in der Seele trage. Morgen werde ich abreisen, um Döllinger zu besuchen, in acht Tagen aber muß ich wieder kommen, da ich das Manuskript von Wien erwarte. Ich werde einige Tage auf dem Lande zubringen; aber in welcher Stimmung gehe ich dahin! Es ist nicht Knöbels Verlust allein, es ist die ungeheure Gewißheit, daß mich die Natur bestimmt hat, ewig unglückselig zu sein.

Am 30. April 1823.

Wiewohl ich häufige Besuche bei Schelling und Engelhardt mache, so fehlt es mir doch sehr an jüngerem Umgang. Der morgige Tag erinnert mich lebhaft daran, da ich [ihn] im vorigen Jahre mit Pfeiffer, Leo, Selling und Hermann auf dem Walpurgisberge zubrachte. Mit Pfeiffer bin ich zerfallen; Leo ist vor einiger Zeit von Berlin aus, nach Italien reisend, hier durchgekommen. Selling ist in Hof, und nun ist auch Hermann fort, da er eine Stelle am Nürnberger Gymnasium angenommen. Vor ein paar Tagen war er noch einmal hier,

und trank des Abends Tee bei mir mit einigen andern Freunden. Diese, gleichfalls Gymnasiallehrer, Schäfer, Elsperger und Leffler sind es, mit denen ich zum Teil bis jetzt schon, aber zugleich mit Hermann, gegessen habe und nun essen werde, da ich schon längere Zeit nicht mehr im „Walfisch" bin, und wir nun zusammen ein neues Kosthaus besuchen werden. Diese drei Philologen, in denen nun mein Umgang besteht, sind mir gar kein Ersatz für Selling und Hermann. Heute war Merck von Ansbach einen halben Tag hier, und ich führte ihn auf den Ratsberg und den Wels.

Auch meine Gesundheit hat durch jene ungeheure Alteration, deren Stimmung noch in zwei Sonetten aufbewahrt worden, sehr gelitten, und ich werde Mühe haben, wieder in Ordnung zu kommen. Bisher habe ich viele Bäder genommen und mir so zu helfen gesucht.

Im übrigen kann ich gar wohl zufrieden sein. Am Hafiskoder wird angestrengt, aber doch mit großem Genuß gearbeitet, und Liebigs Brief, der so sehr zu rechter Zeit kommt, war mir ein besonderer Trost. Freilich, wenn er früher gekommen wäre, wie viele Not hätte er mir erspart. Er gab mir gestern Ver-

anlassung zu einer Ghasele: „Jahre schwanden, dieser Busen ist von Liebe rein gewesen“ usw.

18. Mai 1823.

In mir gärt alles sonderbar durcheinander, das Leben beut einzelnen Stoff genug, die innere Gedankenwelt scheint sich über mehr und mehr zu verbreiten; aber es will nichts Eigentliches entstehen, und ich zweifle, ob es zu irgend etwas führen wird.

Erlangen. 26. Mai 1823.

Diese Zeit ist reich an Gedichten. Heute allein entstanden acht Ghaselen. Die Anzahl dieser neuen Ghaselen beläuft sich nun schon bis über dreißig. Ich hoffe, sie sollen mehr Aufsehen machen als alles mein Bisheriges. Sie sind gediegener, gedankenreicher, kühner, in der Form vollendeter und entblößt von orientalischen Anspielungen. Engelhardt hat die, welche er bereits gehört hat, sehr gelobt. Auch vorgestern entstand eine Ghasele an Liebig, die ich ihm sogleich schickte, in Antwort auf einen geistreichen Brief, in dem er mir, auf eine sehr liebenswürdige Art, seine Studien und Beschäftigungen in Paris mitteilt und alles auf seinen Freund bezieht. Er hört bei sehr

berühmten Männern, unter denen Cuvier, Gay-Lussac, La Place und Biot.

Erlangen. 29. Juli 1823.

Ich habe lange ausgesetzt und muß nun wieder mit einer großen Schwulität beginnen. Ich bin abermals einberufen, und zwar schon bis 15. August, weil im September ein Übungslager bei Ingolstadt wird gehalten werden. Man hat mir die Alternative gelassen, entweder einzurücken, oder mich zu erklären, künftig zum Zivil überzutreten und an irgend einer Stelle zu praktizieren, wodurch ich mir meine Gage noch einige Zeit erhalten könnte, ohne welche ich nicht leben kann. Bei einer juridischen oder kameralistischen Stelle zu praktizieren ist mir unmöglich, weil mir dazu alles fehlt, es müßte also, wenigstens zum Schein, eine Art von wissenschaftlicher Stelle gefunden werden. So riet mir Schelling und versprach, mit Hofrat Mehmel, der Bibliothekar ist, darüber zu sprechen. Ich bin jedoch noch unschlüssig, ob ich nicht zum Militär zurückkehren soll, wiewohl dies in diesem Augenblicke mit tausend Inkonvenienzen verbunden ist. Doch würde ich gerne dahin zurückkehren, wenn mir vorher noch

einige Jahre Studium vergönnt wären. Denn auf anderem Wege ist doch für Talente der Art wie das meine in Bayern wenig oder nichts zu hoffen, und da ich von meinem Vater, seiner Kinder erster Ehe wegen, nichts zu erwarten habe, so könnte ich nach seinem Tode, den Gott lange abwenden möge, in den Stand gesetzt werden, betteln zu gehen, während mir die militärische Laufbahn wenigstens eine ehrenwerte Existenz und hinlängliches Auskommen zusichert. An eine häusliche Existenz kann ich bei meinen Vermögensumständen nicht denken, und auch insofern wäre mir der Militärstand angemessen. Wenn die Zeiten wieder kriegerisch werden sollten, so würde er für mich von dem größten Interesse sein; denn auf einem anderen Wege die Welt zu sehen, habe ich keine Aussichten. Diesem allen zu entsagen, bloß auf ein Ungewisses hinaus, ist bedenklich; aber bedenklich ist auch, mich aus meiner gegenwärtigen Lage ganz loszureißen.

Erlangen. 14. August 1823.

Über mein Schicksal ist noch nichts entschieden. Schellings Vorlesungen beginnen erst Montag den achtzehnten. Ich gehe am meisten

mit Kernell um, der mir auch weit mehr Geschmack am Schwedischen beibrachte, als ich durch die flüchtige Lektüre jenes Atterbomschen Kalenders, den mir einmal Rückert schickte, und den ich mir nun wieder von ihm ausbat, erhalten konnte. Auch habe ich mich nun erst in der Aussprache unterrichtet, da ich nie eine Grammatik in der Hand hatte.

Erlangen. 3. September 1823.

Am 28. August, an Goethes Geburtstag, habe ich hier Jean Paul gesprochen, der sich ein paar Tage hier aufhielt und dann nach Nürnberg ging. Er ist sehr gealtert, wahrscheinlich durch den Schmerz um den Tod seines Sohns. Ich besuchte ihn des Morgens, er verlangte einige Rechenschaft über Schellings Vorlesungen und dankte für meine Vermischten Schriften, und sagte, daß sie ihn angesprochen, und daß eine schöne Einfachheit sich über meine Sachen verbreite. Er meinte, daß es vielleicht nicht ganz unpassend wäre, wenn ich wieder zu meinem Regimente müßte; meine Muse würde dadurch nicht verlieren, wenn auch meine Studien. Denn ein Poet müsse immer durch den Gegensatz auferzogen werden, und nichts

würde schlimmer sein, als wenn ich Professor der Ästhetik wäre.

Erlangen. 13. Oktober 1823.

Von Calderon ging ein mir sehr merkwürdiges Gespräch aus, das ich vorgestern abend mit Schelling führte, als ich von ihm Abschied nahm, denn ich werde ein paar Wochen in Ansbach zubringen, nachdem ich von meinem Regimente die Einwilligung zur Praxis erhielt und also diesen Winter hier bleiben werde.

Schelling begann zu klagen, daß wir noch immer keinen eigentlichen dramatischen Dichter hätten, daß die Kritik zu früh in unsere Literatur getreten sei und sie gehemmt habe, und daß durch allzuviel Bewußtsein unsere Poeten meist verdorben wären, da Shakespeare und Calderon, ganz unbekümmert um die Kritik der Gelehrten, bloß für das Volk von der Bühne herab gesprochen hätten. Daher, sagte er, käme auch die außerordentliche Sterilität unserer Dichter, während Sophokles, Lope, Calderon, Shakespeare eine so große Menge Stücke hinterlassen hätten. Bloß Kotzebue hätte bei uns, wiewohl im schlechten Sinne, ein Beispiel von ungehinderter drama-

tischer Fruchtbarkeit gegeben. Diese Worte erregten wieder mächtig meine Neigung zum Drama, als einem noch offenen Felde, eine Neigung, die in frühester Kindheit schon in mir gegoren, und noch in der letzten Zeit mir wieder häufig vor die Seele trat. Ich habe bereits ein paar ältere dramtische Pläne aufs neue in mir vorübergehen lassen, und auch neue geformt. Ob daraus etwas entstehen wird, wird sich zeigen.

Erlangen. 5. November 1823.

Es ist allerdings etwas daraus entstanden. Am Zweiten kam ich wieder hier an. Ich habe in Ansbach eine Komödie in fünf Akten geschrieben, und zwar in fünf Tagen, vom 15. bis 19. Oktober. Sie heißt „Der gläserne Pantoffel" und ist aus zwei bekannten Märchen komponiert, die ineinander verflochten sind. Der Plan dazu entstand ganz kurz vor der Ausführung, die mit der größten Schnelligkeit vor sich ging. Als ich fertig war, bemerkte ich, daß ich etwas zustande gebracht hätte, was ich mir gar nicht zutraute. Ich fürchtete wirklich, in diesen lyrischen Akkorden zu verschmelzen. Ich fürchtete, daß in der deutschen Poesie nichts

Großes mehr geleistet werden könne. Nun aber lag plötzlich ein größeres Werk vor mir, über das sich ein hoher Wohllaut der Sprache und eine unbesiegbare Heiterkeit des Lebens ergoß. In Einzelheiten verbesserte ich daran noch manches und schrieb das Ganze ins saubere und ließ es binden.

Noch in Ansbach las ich es Kernell vor, der auf der Durchreise vom Rheine wieder nach Erlangen begriffen war. Er war ganz entzückt davon und fiel mir um den Hals, so phlegmatisch er sonst ist. In Nürnberg las ich es bei Hermann, und auch dieser fand es sehr gelungen. An Schelling hatte ich, jenes Gesprächs wegen, sogleich geschrieben und ihn gebeten, es einmal in einem Abendzirkel bei ihm vorlesen zu dürfen, was nun bald geschehen soll.

Bayreuth, in der „Sonne". 24. Dezember 1823.

Hier sitz' ich nun wirklich am heiligen Christabend in einer freundlichen Stube, die ich acht Tage lang bewohnen werde. Gesehen habe ich noch niemand hier, und werde erst morgen ein paar Besuche machen.

Nun erwähne ich zuerst eines sehr liebens-

würdigen, aber sonderbaren jungen Mannes, dessen Bekanntschaft, ja Freundschaft ich mir in der letzten Zeit erworben habe. Er heißt August Freiherr von Egloffstein.

Bayreuth. 27. Dezember 1823.

Ich befinde mich hier nicht am behaglichsten. Jean Pauls Frau, die ich vorgestern morgens zuerst sprach, wollte durchaus, daß ich eine ganze Menge von Bekanntschaften machen soll, wozu ich aber nicht gelaunt bin, da der hiesige Ton ungemein steif ist, und meine Kleidung nicht ganz orthodox ist, da ich eine Mütze und bunte seidene Halstücher trage, was hier als unanständig angesehen wird, wie mir besonders mein alter Freund Massenbach eingeschärft hat, den ich hier getroffen. Jean Paul selbst sah ich zuerst vorgestern abend, aber nur wenige Augenblicke, wo auch von meinem Drama die Rede war, das ich mitgebracht, und das ich seiner Frau und einer Frau von Otto, die gegenwärtig war, vorlas. Jean Paul hat es gestern morgen für sich gelesen. Gestern morgen wollte ich Graf Münster aufsuchen, den ich aber nicht fand. Sodann ging ich zu Frau von Richter, da

sie mich zu Herder führen wollte. Ich traf aber Frau von Herder bei ihr an. Eine junge, schöne, liebenswürdige Frau, Schwiegertochter des großen Herder und Tochter der Madame Huber, die ich öfters in meiner Jugend sah. Frau von Richter wollte mich durchaus zu Weldens schleppen, wogegen ich mich aber mit Händen und Füßen wehrte. Sie hatte überhaupt viel an mir auszustellen und wollte mich durchaus für die Bayreuther große Welt gewinnen. Zugleich lernte ich eine Stiftsdame, das Fräulein von Stein, kennen, die mich für nächsten Montag in ihren Lesezirkel einlud. Denn hier ist eine unglaubliche literarische Wut unter den Frauenzimmern, mehrere poetische Lesezirkel und dergleichen mehr.

Ich sehe nun, daß die Ursulas meiner Phantasie auch in der Wirklichkeit existieren, und habe es besonders hier auf das lebendigste empfunden. Übrigens meinen es diese Weiber gut, und besonders Jean Pauls Frau ist ausgezeichnet in ihrer Art, lebhaft, gutmütig, voll guter Einfälle; aber wenn es nun freilich ins Urteilen hineinkommt, dann geht es ins Unbegreifliche!

Erlangen. 1. Februar 1824.

Ich habe großenteils traurige Tage gelebt. Kernells Kränklichkeit hat sich in eine wirkliche Lungensucht verwandelt, und der Arzt fürchtet, daß er nur noch einen Monat zu leben habe. Da ich ihn täglich mehrmals besuche, so habe ich bei einem so traurigen Verhältnis unglaublich gelitten, weil Kernell selbst keine Ahnung von seinem Schicksal hat und immer von Schweden und Italien spricht, während er vielleicht seine Türschwelle nicht mehr betreten wird. Jedoch ist bei gestern eingetretener heiterer Witterung wieder Hoffnung zu seinem Aufkommen.

Am 29. Februar 1824.

In diesem nun auch ohne alle schriftliche Aufzeichnung verstrichenen Monat waren nur ein paar schöne Tage für mich. Der eine war der Siebente, an dem ich nachmittags mein Drama vor Hodes, Feuerbach und Egloffstein vortrug und sodann mit letzterem nach Buchenbach ging, wo ich die letzten schönen Stunden, denen manche Mißhelligkeiten vorangingen, mit ihm zubrachte. Seitdem hat er mir so mancherlei Beweise von

Gleichgültigkeit gegeben, daß ich am besten fand, ihm auszuweichen und nicht mehr mit ihm zu sprechen, was denn auch geschah. Was er dabei fühlt, weiß ich nicht; daß er mich nicht gehaßt hat, ist gewiß; wie aber die eigentliche Stimmung seines Herzens für mich war, wird mir immer ein Geheimnis bleiben. Ich zerstöre so selbst ein Verhältnis, das mir nur Qual bereiten würde, wiewohl ich nie seinesgleichen finden werde, denn er ist schön und liebenswürdig über allen Ausdruck, und nie habe ich einen Menschen gesehen, der in allem so einfach und natürlich, so ganz der Gegenwart zu leben weiß.

Eine andere interessante Bekanntschaft machte ich jedoch auf dem Balle, der am Siebzehnten, dem Nachjubiläumstag des Königs, hier im Redoutensaal gefeiert wurde. Dies ist der zweite schöne Tag dieses traurigen Monats, von dem ich einen großen Teil bei dem armen, sich zum Grabe neigenden Kernell zubrachte. Jener Freund, den ich fand, und den ich schon früher günstig bemerkt und oberflächlich gesprochen hatte, ist ein Herr von Stachelhausen aus Regensburg. Er hat eine entschiedene Gesichtsbildung und die schönsten

schwarzen Augen von der Welt. Dabei ist er noch sehr jung und scheint mir nicht übel zu wollen; aber bei dem allen ist er kein Egloffstein. Das Schicksal jedoch, wenn es alles nimmt, gibt wenigstens etwas zum Ersatz. Ob mir Stachelhausen freilich geneigt ist, kann ich noch nicht entscheiden. Ich habe ihn seitdem nicht wieder auf längere Zeit, ja beinahe gar nicht gesehen, wiewohl ich ihn bat, mich zu besuchen, was er mit großer Freundlichkeit bejahte, aber nicht ausführte. Vielleicht beruht auch diese Verbindung auf einer bloßen Täuschung, und ich werde vielleicht ewig jenen Freund suchen, dessen Bild ich vergöttre, ohne es eigentlich zu kennen. Aufschluß über die erwähnten Verhältnisse kann eine Reihe von Gedichten, meist Ghaselen, geben, die im Laufe dieses neuen Jahres entstanden.

Am 9. April 1824. Erlangen.

Am 30. März zwischen zwei und drei Uhr nachmittags starb Peter Ulrich Kernell vor den Augen seiner Freunde. Wir hatten seinen Tod, wiewohl längst erwartet, doch nicht so nahe geglaubt, ja, da er den Neun-

undzwanzigsten sich besonders wohl fühlte, so schliefen Wippert und ich gerade diese Nacht nicht im Nebenzimmer, wie gewöhnlich.

Die Studenten bestatteten ihn feierlich, der Prorektor und alle Professoren, die ihn gekannt hatten, gingen mit, sowie die jüngeren Leute. Engelhardt hielt eine Rede in der Gottesackerkirche vor dem Sarge. Auf dem Zuge repräsentierten Wippert und ich die Angehörigen des Verstorbenen und gingen gleich hinter dem Sarge vor der Geistlichkeit. Unter Gesängen ward er eingesenkt. Schon einen Tag nach seinem Tode hatte ich ein Gedicht niedergeschrieben, das ich mit Engelhardt sogleich in die Druckerei brachte, und das vor der Leiche an die Teilnehmenden verteilt wurde. Eine Anzahl von hundert Exemplaren soll mit Kernells Koffer nach Schweden geschickt werden. Dies Gedicht hat hier sich eines auffallenden Beifalls zu erfreuen gehabt, und von allen Seiten werden mir Exemplare abgefordert.

Erlangen. 29. Juni 1824.

Diesen Abend war ich im Theater und sprach mit vielen; aber ich kam überaus ver-

stimmt heim. Es fehlt mir an Lebenskunst und ich stoße oft wider Willen selbst diejenigen vor den Kopf, denen ich am meisten wohl will. Einen bestimmten Umgang, wie ich ihn noch vor kurzem an Kernell und Wippert gewohnt war, vermisse ich unbeschreiblich. Ich kenne zwar den und den, aber keinen recht genau, und es ist zufällig, wenn ich diesen oder jenen irgendwo treffe. Wenn es gilt, einen Spaziergang oder sonst etwas Gemeinschaftliches vorzunehmen, so habe ich niemanden. Meine ältern Freunde, wie Puchta, sind teils verheiratet, und andere, wie Engelhardt, leben ganz einem bestimmten Wirkungskreis und Studium. Ich bin nur glücklich, wenn ich etwas hervorbringen kann; sonst fühle ich mich unsäglich einsam. Ein Dichter, und wenn er auch der größte wäre, bleibt doch immer ein gequältes Wesen; er lebt nur für andere und hat am Ende keinen Dank dafür, und seine Zeit geht erst an, wenn er nicht mehr lebt. Denn erst dann steht er vollendet vor den Augen der Welt.

Diesen Abend erhielt ich einen Brief von Liebig, der meinen letzten nicht erhalten hat und sich sehr empfindlich zeigt, daß ich ihm

keine Nachricht gebe. Er meldet mir nur durch ein paar Zeilen, daß er außerordentlicher Professor der Chemie in Gießen geworden. Wie viele nun meiner jungen Freunde haben sich einen entschiedenen Platz im Staat und selbst in der Wissenschaft zu erwerben gewußt; ich selbst werde nie zu etwas kommen und aus dem Leben gerade so fremd gehen, als ich hineingeraten.

Erlangen. 3. Juli 1824.

Ich brachte heute den ganzen Tag in meinem Garten und der Solitüde zu, und da ich nicht in die Bibliothek mußte, so ließ ich mir auch mein Mittagessen hinausbringen. Dabei hatte ich die Freude, daß ich den „Schatz des Rhampsinit“ glücklich zu Ende brachte. Nun werde ich ihn noch einige Zeit liegen lassen und durchsehen und dann eine Abschrift davon besorgen.

Erlangen. 19. Juli 1824.

Ich kann nicht sagen, wie sehr ich mich unglücklich fühle. Was helfen mir Bewunderer, wenn ich keinen Freund finde! Engelhardt und einige andere ältere Männer kann ich allerdings meine Freunde nennen; aber da sie

teils verheiratet, teils anderweitig sehr beschäftigt sind, so ist an eigentlichen Umgang, an tägliche Zusammenkunft und Mitteilung nicht zu denken. Nun ließ mir noch Hermann sagen, er wolle mich nicht nach Venedig begleiten; ich sei ihm zu obstinat, und es könne mir unterwegs einfallen, ein Lustspiel zu schreiben. Dies verdroß mich um so mehr, da er mir's durch Butters sagen ließ, durch Butters, der denselben Tag nach Nürnberg gelaufen war, an dem ich ihn eingeladen hatte, den „Rhampsinit" mit anzuhören, was auch Hermann wußte, da er ebenfalls eingeladen war.

Erlangen. 31. Juli 1824.

Nun ist wieder eine schöne Hoffnung zunichte. Ich hospitierte bei Kapp und traf da Stachelhausen, mit dem ich nach der Stunde sprach, und der mir sagte, daß sein Vater in die venetianische Reise nicht gewilligt habe. Seine Gesellschaft würde mir unbeschreiblich lieb gewesen sein. Es ist eine unzerstörliche Solidität des Wesens und Verstandes in ihm, und ich habe nie einen jungen Mann von diesem Alter gesehen, der auf der einen Seite

so viel Bestimmtes und zum Praktischen Gewandtes und auf der anderen wieder so viel Milde und Sinn für das künstlerische Element des Lebens gehabt hätte. Dabei ist sein Äußeres sehr liebenswürdig und einnehmend; das ruhige Gesicht, die großen, tiefbraunen Augen, die einen so bedeutend anblicken, die gebogene Nase und der schöne Mund verraten einen ungewöhnlichen Charakter, wiewohl seine Züge im ganzen noch zu jung sind, um völlig ausgebildet zu sein. Was äußere Verhältnisse betrifft, so würde ich trotz seiner Jugend immer einen sichern Ratgeber in ihm auf der Reise gefunden haben; denn es ist etwas so natürlich Gesundes und Unmittelbares in ihm, was eigentlich keinen Irrtum und kein Schwanken zuläßt. Er selbst würde durch die vielen Natur- und Kunstanschauungen einer solchen Reise, durch den Umgang mit so vielen Menschen und vielleicht auch durch den meinigen vielfach gewonnen haben.

Erlangen. 18. [August] 1824.

Meine Zeit vergeht nun unter unmittelbaren Vorkehrungen zu meiner Reise. Ich habe noch mehrere nötige Briefe geschrieben

und alles beiseite gelegt, was nach Venedig mitgenommen werden soll. Von Büchern nehme ich nichts mit als ein Neues Testament und italienische Gespräche.

Erlangen. 21. August 1824.

Der Morgen der Abreise ist angebrochen. In einer Stunde werde ich nach Nürnberg fahren, wo ich für heute bei Hermann bleibe und noch mehrere Geschäfte zu besorgen habe. Mit einer kleinen Geldsumme, die ich dort einzunehmen habe, führe ich nun im ganzen, den Kreditbrief mit eingeschlossen, 461 Gulden mit mir auf diese Reise, wofür sich hoffentlich nach Venedig und wieder zurückkommen läßt. Sonst führe ich ein Ränzchen und meinen Mantelsack mit mir, welchen letztern ich von Salzburg aus, wo ich den Postwagen verlasse, nach Triest voranschicken werde. Den gestrigen Vormittag brachte ich mit Packen zu. Nachmittags nahm ich noch einen Augenblick von Stachelhausen Abschied und ging dann zu Puchtas, wo ich den „Rhampsinit" vor seiner Frau, die ihn noch nicht kennt, vorlesen sollte. Es waren auch ein paar recht angenehme Mädchen, die beiden Fräulein Rudel, eingeladen. Sonst war

noch Puchtas jüngerer Bruder gegenwärtig. Die Vorlesung scheint vielen Eindruck gemacht zu haben; die Frauen waren gerührt und dankten mir auf das freundschaftlichste, indem sie mir glückliche Reise wünschten. Doch mußt' ich mich auf der Stelle entfernen, da ich noch Besuche zu machen hatte und es spät war. Ich nahm bei Schelling Abschied, ging dann zu Schubert, der mir auf meine Bitte noch einige geognostische Bemerkungen über die Gebirgsreise mitteilte, und dann zu Engelhardt, dem ich zuletzt lebewohl sagte. Wenn es gut geht, so hoffe ich nun, in vier Wochen auf dem Markusplatze zu stehen. Puchta sagte zum Scherz, wenn ich einmal die Werke des Palladio gesehen hätte, so würde das gotische Element aus meiner Poesie verschwinden.

Venedig. 14. September 1824.

Seit einer Woche in Venedig, habe ich noch nichts geschrieben, und ich weiß nicht, ob ich meinen Fehler werde wieder gut machen. Die Fülle der Gegenstände ist zu groß, um in der bisher beliebten Art fortfahren zu können, Manches Herrliche sieht man nur so flüchtig, daß man kaum wagt, davon zu sprechen, und

lange Zeit ging ich hier wie im Traume herum, aus dem ich mich langsam erhole.

Auch fehlen die äußeren Bedingungen, um Zeit zu finden, etwas auf dem Papiere festzuhalten. Den Tag über bringt man mit tausenderlei Sehenswürdigkeiten zu, und die Hälfte der Nacht vergeht auf dem Markusplatze.

Venedig. 28. September 1824.

Ich befinde mich in einem sonderbaren Zustande, den ich nicht zu definieren weiß. Venedig zieht mich an, ja, es hat mich mein ganzes früheres Leben und Treiben vergessen lassen, so daß ich mich in einer Gegenwart ohne Vergangenheit befinde. Dennoch bin ich gezwungen, diese neue Welt, über deren Grenzen ich nicht hinausblicken mag, in wenigen Tagen zu verlassen. Ich fühle eine unendliche Trägheit, mich vom Platz zu bewegen, und doch empfinde ich auf der anderen Seite, wie wenig Italien die Heimat eines Deutschen sein kann, wie gleichsam seine ganze Natur sich ändert, und wie gedankenlos ich mir selbst in dieser Periode meines Lebens vorkomme. Auch die poetische Ader scheint gänzlich versiecht zu sein, nur eine kleine Reihe zum Teil noch unvoll-

endeter Sonette ist entstanden, die ganz auf Venedig beruhen.

Venedig. 13. Oktober 1824.

In der Tat, je länger ich in Venedig bin, desto mehr wächst vor meinen Augen die Herrlichkeit dieser wunderbaren Stadt, jeder Tag lehrt mich neue Schönheiten, neue Schätze kennen. Ich habe mich so gewöhnt, jeden Morgen mit der Anschauung schöner Kunstwerke zuzubringen, daß ich nicht weiß, wie ich diesen Genuß werde entbehren können. Ferne von allem Staub der Schule, unter einem Volke, das voll Unbefangenheit und dem Augenblick zu leben weiß, fange ich selbst erst an, das Leben zu erkennen und zu genießen.

Venedig. 24. Oktober 1824.

So war mir's denn wider Vermuten beschieden, meinen achtundzwanzigsten Geburtstag, den ich im Kreise der Meinigen zu verleben hoffte, in Venedig zuzubringen. Wenigstens hab' ich ihn auf eine würdige Weise hier gefeiert. Ich ging heute morgens zuerst nach Santa Maria formosa, um Palmas Barbara zu sehen, sodann nach S. Giovanni

e Paolo, wo ich vor dem unsterblichen Tizian und beinahe noch länger vor dem Gian Bellin verweilte, den ich in einer herrlichen Beleuchtung [sah]. Auch Tizian und Palma haben heute einen besonders entschiedenen Eindruck auf mich gemacht. Ebenso Campagnas „Christus“ in S. Giulian, den ich nachher besuchte. Von da ging ich nach S. Grisostomo vor dal Piombos nie genug zu preisendes Meisterstück, ließ mich dann bei S. Samuel über den Canal grande setzen, um den Sebastian Veroneses zu sehen, und ging dann mit voller Begeisterung für Paolo zu Tizian in die Akademie. Ich habe diese Tour in ungefähr vier Stunden gemacht und doch keins dieser Bilder bloß flüchtig betrachtet. Auch im Salvatore war ich im Vorübergehen, in dessen herrlichen Hallen ein Hochamt mit Musik und Orgelton erscholl. Ich hätte noch Zeit gehabt, auch Veroneses Alexander noch zu sehen, um alles Außerordentliche Venedigs zusammenzufassen; allein ich hatte ihn das letztemal in einer zu schönen Beleuchtung gesehen, als daß ich mich heute einem weniger schönen Tage hätte anvertrauen können. Auch verlangt man nach Tizians Johannes in der Wüste nichts

anderes mehr. Ich kann nicht beschreiben, wie wenig mich das Anschauen aller dieser Bilder überhäuft, und welchen unsäglichen Genuß es mir verschafft. Ich kann noch immer mich nicht daran gewöhnen, daß ich übermorgen oder höchstens Mittwoch Venedig verlassen soll. Vielleicht läßt sich noch ein Ausweg treffen, um einige Tage zu gewinnen, wenn ich hier Geld auf meinen Kreditbrief nach Verona bekommen kann.

Venedig. 29. Oktober 1824.

Ich fühle nun wohl, daß meine Stunde herannaht, Venedig zu verlassen. Eine gewisse Sehnsucht nach der Natur stellt sich ein, und der Besuch der Giardini ist mir zum Bedürfnis geworden. Dabei habe ich gewöhnlich ein Buch in der Hand, und so regt sich also auch wieder der Trieb zur Lektüre, zum Studium, denn so lange ich hier bin, habe ich eigentlich nichts gelesen und auch gar keinen Drang danach gefühlt. Überdies nimmt auch meine Lust, Gemälde zu sehen, ab, wiewohl nur insoferne, als ich nicht mehr so viel in einem Tage sehen mag, während ich früher ohne alle Ermüdung ein halb Dutzend Kirchen nach-

einander besuchen konnte. Heute war ich bloß in der Akademie, und wiederholte vor Tizians Johannes ein Sonett, das dies Bild mir gestern, als ich des Nachts auf dem Markus spazieren [ging], eingegeben hat. Dadurch nun, daß ich weniger mehr nach Sehenswürdigkeiten umherspüre, entsteht eine Lücke in meiner Zeit, die für jetzt sich noch nicht ausfüllen ließ.

Venedig. 8. November 1824.

Heute morgen waren es zwei Monate, seit ich hier in Venedig ankam, und morgen reise ich ab. Die Gondel ist bestellt bis Fusina, eine Kutsche gemietet, die mich in Fusina erwartet und die ich bis Trident genommen habe.

Bozen. 14. November 1824.

Das italienische Tirol gehört vielleicht zu den anmutigsten Ländern der Welt. Hier befindet man sich schon auf der Grenzscheide, und die nordischen schneebedeckten Berge schauen herüber. Die deutsche Sprache herrscht wieder seit Salurn, man findet Öfen und gedielte Stuben. Wir wohnen hier in der „Krone" vortrefflich. Das Klima ist noch warm. Belaubte, wenn auch gelbe Buchenwälder bedecken

noch die Berge. Doch sieht man zwischen Neumarkt und hier das erste Nadelholz. Unweit Bozen beginnt das Porphyrgebirge mit seiner eigentümlichen Formation. Roveredo und Trient sind wahre Paradiese. Italienischer Himmel, italienische Fruchtbarkeit, um und um die schönsten Gebirgsformen und der schönste Menschenschlag. In Trient besuchten wir den Dom. Säulen und Gewölbe sind im reinsten gotischen Stil, aber die Gemälde blieben in Italien. Es wäre besser, keine Bilder in den Kirchen zu finden, als so viele Pfuschereien. Die Bilderstürmerei gehört in Deutschland nicht unter die Verbrechen.

München. 21. November 1824.

Ich kam vorgestern abends um fünf Uhr hier an, nachdem ich beinahe sieben Jahre von hier abwesend gewesen war. Deshalb war auch der Eindruck, den eine Stadt, in der ich so viel gelebt, auf mich machte, so eigen, daß ich noch keine Rechenschaft darüber zu geben wüßte. Dazu finde ich mich hier so sehr überhäuft, daß ich meine ältesten Bekannten noch nicht einmal gesehen, ja weder die Galerie noch auch die Bibliothek bisher besucht habe.

Ich fand München sehr verändert; doch können alle diese neuen Bauten nicht die geschmacklose Bauart verstecken, die den eigentlichen Kern der Stadt und die Kirchen bezeichnet. Dasselbe Gefühl hat man im Hoftheater, wo mir jedoch eine Menge Erinnerungen aufwachten, die mir teuer waren.

München. 23. November 1824.

Heute morgens begleitete mich Kölle zuerst bei meinen Auszugsgeschäften, und dann gingen wir zusammen in die Galerie. Meine Erwartungen waren gespannt; aber diese berühmte Galerie machte heute so wenig Eindruck auf mich, als sie schon als Kind auf mich gemacht hat. Dieses Untereinander ist unerträglich. Man hat von allem etwas, aber auch kaum ein einziges wahrhaft in hohem Grade ausgezeichnetes Gemälde und durchaus keine großen Kirchenbilder. Eine heilige Familie aus Raffaels frühester Zeit schien mir noch das Schönste. Zwei van Eycks muß man mit Liebe betrachten. Aber im ganzen verwünschte ich diesen Rubens mit allen seinen Schlachten und Jagden, und überhaupt allen diesen Mischmasch, der den ungeheuren Be-

griff, den ich aus Italien von der Malerei mitbrachte, wieder so herabstimmte.

München. 1. Dezember 1824.

Ich habe lange nichts mehr geschrieben, und es wäre auch schwer, ein Bild meines hiesigen Treibens zu geben. Ich bin auf das vielfachste herumgezogen worden, und habe hier eigentlich wenige ruhige und angenehme Augenblicke gehabt. Morgen wollte ich abreisen, nun bin ich abermals abgehalten worden. Erst diesen Abend sah ich mehrere meiner ältesten Bekannten, wie Schnizlein, Sprety, Schieber. Andere traf ich zum Teil früher; aber ich konnte mit wenigen in das alte Verhältnis kommen. Man hat mich vergessen, so wie ich selbst vergessen hatte. Lebensansichten und Bildung zeigten sich auf den ersten Blick zu verschieden. Ich habe mich hier daher mehr an meine neuen Freunde gehalten, und bin meist mit Kölle und Feuerbach umgegangen. Bei Stuntz und Kleinschrod hingegen habe ich recht angenehme Stunden hingebracht. Gestern war eine größere Gesellschaft bei Stuntz, wo ich auch seine Schwester Elektrine wiedersah, die bekannte geistreiche Malerin, die nun auch

an einen alten Bekannten von mir, den Herrn von Freyberg, verheiratet ist.

Bei Thiersch war ich zweimal, einmal war ich mit einer größern Gesellschaft eingeladen, wo Feuerbach und ein gewisser Stahl, den ich von Erlangen aus kenne, musizierten. Das zweitemal verlangte man meine venetianischen Sonette zu hören, die günstig aufgenommen wurden. Thiersch las sodann mehreres, was sich auf Venedig bezog, aus dem Manuskript seiner italienischen Reise vor. Es waren meist personelle Verhältnisse, die mich sehr interessierten, weil ich darin die Venetianer an ihrer Artigkeit und ihrem richtigen Verstande wiedererkannte.

Den „Rhampsinit" habe ich hier zuerst bei Kleinschrod vorgelesen. Frau von Kleinschrod mit ihrer Schwester und Feuerbach waren zugegen. Er verfehlte seine Wirkung nicht. Heute nachmittag las ich es bei Stuntz, wobei Kleinschrod und der Intendant des Hoftheaters, Herr von Poißl, zugegen waren. Er wurde im vierten Akt durch seine Geschäfte im Theater abgerufen, wünschte aber den Schluß morgen zu hören. Ich hatte meine Abreise festgesetzt und schon einen Wagen bestellt, be-

schloß also bloß, von Augsburg oder Ansbach aus, dem Intendanten eine Abschrift zuzuschicken. Aber Poißl hatte sich im Theater noch einmal gegen Stuntz geäußert, daß er den Schluß morgen hören möchte, so daß dieser mich aufsuchte, und da er mich wirklich durch ein Spiel des Zufalls im Englischen Kaffeehaus fand, wohin ich sonst des Abends nie zu gehen pflege, und er ebensowenig, so hielt ich dies für einen entschiedenen Wink, noch hier zu bleiben, wiewohl ich heute meine Abschiedsbesuche bereits gemacht habe.

München. 3. Dezember 1824.

Der gestrige Tag war ein günstiger für mich. Ich vollendete nachmittags bei Stuntz die Lektüre des „Rhampsinit" vor dem Herrn von Poißl, und dieser äußerte sich darüber wirklich ganz so, wie ich es wünschen konnte, und wie ich es kaum erwartete. Er sagte sehr viel zum Lobe des Stücks, erklärte, daß ihm sowohl Idee als Darstellung ungemein gefielen, daß er es auf die Bühne, und zwar auf die des neu zu eröffnenden großen Theaters bringen wolle, daß er es auch im Äußern mit der ihm geziemenden Würde wolle aufführen lassen,

und so darstellen, daß selbst der Dichter sagen müßte: So ist es aus meiner Seele hervorgegangen.

München. 23. Dezember 1824.

Schon längst befind' ich mich in großer Schwulität, da die Nürnberger Kommandantschaft meine Reise und mein langes Ausbleiben erfahren, sich beim Erlanger und Ansbacher Magistrat nach mir erkundigt hat, und es nun manchen Verdruß absetzen wird, wenn ich zurückkehre. Gleichwohl konnte ich bis jetzt München noch nicht verlassen, denke nun aber mit Kölle abzureisen, ohne über Augsburg und Ansbach zu gehen, wie ich vorhatte.

München. 24. Dezember 1824.

Was mich eigentlich diese letzten Tage noch hier zurückhielt, war die Bekanntschaft mit einem alten Bildhauer, der im Englischen Kaffeehaus wohnt, wo ich gewöhnlich esse, den ich aber erst vor ungefähr acht Tagen bemerkte, da er über Tisch an einem Medaillon arbeitete. Er ist ein Schweizer und heißt Christen. Er hat besonders 1805 sich einen Namen gemacht, als er in Mailand zur Zeit der Krönung Napoleons Büste fertigte. Er hat viele der bedeutendsten

Männer seiner Zeit gekannt und ist vor der Revolution schon in Italien gewesen, eine Zeit, die er sehr lobt, und wo er jahrelang mit Goethe und Meyer in einem Hause wohnte.

München. 25. Dezember 1824.

Christen arbeitet, seit ich ihn kenne, an meinem Porträt in Alabaster, womit ich meiner Mutter ein Geschenk machen werde. Vielleicht lasse ich einige Gipsabgüsse dazu machen, um sie einigen Freunden zu schicken. Es ist im Profil, und nach dem Urteil verschiedener Freunde und Freundinnen sehr ähnlich. Doch sagte Christen, daß ich außerordentlich schwer zu treffen sei. Er hat mir bei dieser Gelegenheit aus meinem Kopf und meiner Stirn, nach Galls Weise, mehrere sehr frappante Dinge gesagt, unter andern ein sehr großes Vergegenwärtigungsvermögen schuldgegeben, ehe er noch etwas andres kannte als mein Gesicht.

Des Abends gehe ich öfters, teils mit Schnizlein, teils allein ins Rauchzimmer des Museums, wo ich mehrere alte Bekannte, oder wenigstens halb und halb Bekannte antreffe, worunter den Rittmeister Brandenstein, den Oberleutnant Könitz und Oberleutnant Seyfried.

Erlangen. 1. Januar 1825.

Ich habe den heutigen Tag ganz zu Hause und ganz allein zugebracht. Vorgestern abends bin ich hier angekommen. Meine meisten Willkommsbesuche sind gemacht und die nötigsten Briefe geschrieben.

Unerträglich ist der literarische Wust, der einem in Deutschland allenthalben wieder entgegenkommt. Die Deutschen wissen einem Dichter keinen andern Dank zu bieten, als Rezensionen.

Erlangen. 23. März 1825.

Beinahe drei Monate, vom 2. Januar an, habe ich in Nürnberg, und zwar im Arrest, zugebracht; erst gestern kehrte ich hieher zurück. Es war meiner Urlaubsgeschichte wegen.

Zuerst war ich zehn Tage in Kasernenarrest, sodann vergönnte man mir nach einer Supplik, in Hausarrest zu bleiben, bis die Untersuchung vorüber sei. Hermann und seine Familie waren so gütig, mich aufzunehmen. Endlich wurde ich noch zu einem vierwöchentlichen Kasernenarrest verdammt.

Während der ersten zehn Tage in der Kaserne las ich mehreres von Calderon und legte die

letzte Hand an die venetianischen Sonette, deren Druck mir Puchta hier besorgte. Ich ließ sie auf meine Kosten drucken und leitete eine Subskription ein. Ich schrieb auch die Expositionsszene eines kleinen Stücks, der „Turm mit achtzehn Pforten", das ich dann bei Hermann in sechs Tagen ausarbeitete.

Mit Fugger, der mir wieder eine Komposition von einem meiner neuesten Lieder schickte, wurde mehreres über die Oper verhandelt. Mehrere Komponisten wünschen, daß ich eine Oper schreiben möchte. Es liegt mir noch fern; aber ganz abgeneigt bin ich nicht. Da auf unserm Theater unendlich besser gesungen, als deklamiert wird, so läßt sich schon darum mehr Genuß von der Darstellung einer Oper für den Dichter erwarten, da doch schon die Musik selbst ein großer Genuß ist, und ich immer mehr wünsche, meine lyrischen Sachen allmählich alle komponiert zu sehen.

Die „Nibelungen" wurden während meines ganzen Arrestes fleißig studiert.

Während des vierwöchentlichen Kasernenarrestes wollte ich mich anfangs bloß mit philologischen Studien beschäftigen; doch wurde das Produktive bald vorherrschend. So ent-

stand ein prosaischer Aufsatz „Das Theater als Nationalinstitut betrachtet", Fragmente zu einem scherzhaften Gedicht, „Die Leiden eines dramatischen Dichters", ein Gedicht in Distichen, „Die Bildhauer" und ein neues Schauspiel, wovon jedoch die Expositionsszene schon im vorigen Sommer niedergeschrieben worden, das den Stoff von Aucassin und Nicolette behandelt und „Treue um Treue" betitelt wurde. Ich kam bis in den vierten Akt und mußte es nun wegen Mangel an Zeit und Sammlung unterbrechen. In Ansbach, wohin ich diese Tage zu meinen Eltern zu reisen denke, wird es hoffentlich vollendet werden.

Ansbach. 15. April 1825.

Seit Ende vorigen Monats bin ich hier bei meinen Eltern, und es tut mir leid, übermorgen, meiner Bibliothekgeschäfte wegen, wieder nach Erlangen zurückkehren zu müssen. Erlangen fängt an, mir langweilig zu werden. Der Aufenthalt in Venedig und München hat mir die Vorzüge einer großen Stadt wieder vielfach nahe gebracht; in Nürnberg genoß ich wenigstens einer vollkommenen Muße und Einsamkeit, nichts von alledem in Erlangen, das

vorzüglich für einen dramatischen Dichter höchst unerwünscht ist. Ich habe Freunde, wie Puchta, Engelhardt und andere, aber sie sind so sehr beschäftigt, daß mir ihr Umgang doch nur spärlich und ganz und gar nicht nach Willkür zuteil wird. Es gibt Zeiten, wo ich selbst sehr beschäftigt bin und niemanden bedarf, aber wieder andere, wo ich recht eigentlich faulenze, ein Spazier- und Wirtshausleben führe, mich gern unter Leuten sehe; aber wie läßt sich das in einer kleinen Stadt realisieren? Größere Reisen sind mir sowohl durch Geldumstände als durch meine Funktion untersagt.

Erlangen. 23. April 1825.

Vorgestern habe ich „Treue um Treue" glücklich und zu meiner Zufriedenheit vollendet. Das schwerste war der vierte Akt, mit dem ich auch am wenigsten zufrieden bin. Ich habe auch länger daran gearbeitet, als an den vier andren zusammengenommen. Wenn ich mit der Abschrift fertig bin, wird eine Vorlesung gehalten werden. Das Abschreiben ist freilich schrecklich, sowie auch die Abschriften für die Theater besorgen zu lassen. Sodann tritt überhaupt bei mir nach Abschluß eines solchen

Werkes eine Lücke ein, die unerträglich ist. Dabei ärgere ich mich, etwas Gutes gemacht zu haben; denn das Publikum wird es nicht anerkennen, die Theaterdirektoren werden es nicht aufführen, und die Rezensenten werden mir Sottisen sagen. Das ist das Schicksal eines dramatischen Dichters in Deutschland.

Erlangen am 10. Mai 1825.

Seit Fünften haben wir Theater hier, die Bamberger Truppe, die weder zu den schlechtesten, noch zu den besten gehört. Auf Schellings Rat und auf eignen Antrieb habe ich diese Gelegenheit benutzt, mein neustes Stück auf die Bühne zu bringen. Heute übergab ich ein Exemplar dem Direktor, Herrn Weinmüller, der es sehr devot annahm, teils weil Engelhardt, der als Prorektor über das Theater zu verfügen hat, es ihm rekommandiert hatte, teils weil die Studenten ihm schon davon gesprochen hatten, und dann, weil er sich, wenigstens hier, mit diesem Stück ein volles Haus versprechen darf, während gegenwärtig das Theater fast immer leer ist. Sollte „Treue um Treue" Beifall finden und die Truppe sich noch so lange aufhalten, so werde

ich auch den „Gläsernen Pantoffel“ einstudieren lassen.

Erlangen. 18. Juni 1825.

Es ist heute eine prägnante Zeit für mich. „Treue um Treue“ ist an allen Straßenecken angeschlagen. Vorgestern, nach der „Entführung aus dem Serail“, wurde das Stück annonciert. Ob mit Beifall, weiß ich nicht, da ich gleich nach der Vorstellung das Haus verließ. Gestern morgen war die erste, gestern nachmittag die zweite, heute früh die dritte Probe. Ich kann im ganzen sagen, daß ich zufrieden war, und daß es besser ging, als ich erwartete.

Erlangen. 23. Juni 1825.

Wie ich später hörte, hatten schon nach dem dritten Akt die Studenten beschlossen, mich herauszurufen. Nach dem vierten kam Professor Döderlein, wie mir Hermann erzählte, in die Loge, wo letzterer war, und munterte auf, den Dichter herauszurufen. Aber man machte ihm bemerklich, daß dergleichen nur vom Parterre ausgehen könne, weil die Logen keine zusammenhängende Partei bildeten und nichts durchzusetzen vermöchten.

Der fünfte Akt ging ebenfalls gut von statten, die letzte Erzählung Florestans, Lucassins Antwort, die Entschleierung, die Zurückgabe des Schwerts und endlich die letzten Worte des Troubadours vollendeten den Eindruck. Engelhardt und Pfaff hatten mir geraten, gleich nach gefallenem Vorhang Loge und Theater zu verlassen, was ich auch im Begriff war zu tun. Aber kaum befand ich mich im Korridor, als ich meinen Namen so gellend im Theater widerhallen hörte, daß es mich stutzen machte. Ich klopfte an die Schellingsche Loge, wo ich des Lärms wegen nicht gleich gehört wurde. Schelling kam mir endlich entgegen und sagte mir, daß ich gerufen würde. Ich bat ihn um Rat, was ich tun solle. Er meinte, daß ein Fremder hierüber unmöglich einen Rat geben könne, und daß ich ihn sehr in Verlegenheit setzte. Oberst Masson, der dabei war, riet mir, mich an der Loge zu zeigen; aber niemand würde mich gesehen haben, da alle Blicke aufs Proszenium gerichtet waren. Der Lärm dauerte fort. Die Schauspieler wollten mir helfen; man zog die Gardine auf und kündigte die „Zauberflöte" für den folgenden Tag an. Aber kaum war

der Vorhang wieder gefallen, so verdoppelte sich das Geschrei, Gestampf, Geklatsch, und es war ein Aufruhr, als ob das Haus einfallen sollte. Engelhardt als Prorektor war schon im Begriff, hinunterzueilen, um die Studenten zu beruhigen. Auch aus den Logen schallte es nun häufig: „Der Dichter, der Dichter!“ Ich fühlte, daß mir keine Wahl gelassen war und eilte auf die Bühne. Dort wurde ich von Schauspielern und anderen empfangen, die um mich herumschrieen, das Zeichen zum Aufziehen des Vorhangs gaben und mich ins Proszenium hinausschieben wollten. Ich bat sie, nur einen Augenblick ruhig zu sein, damit ich mich sammeln könne. Sie wurden endlich still, und in kurzer Zeit erschien ich auch auf der Bühne, von einem unmäßigen Beifall begrüßt. Eine tiefe Stille erfolgte, als ich stehen blieb, und ich hatte nun Fassung genug, um folgende Verse zu sprechen:

Ihr, deren Gunst der Dichter heut besaß,
Vielleicht in keinem ganz gemeinen Maß,
Ermuntert ferner ihn mit Lieb' und Gunst,
Damit er steigre seine schwache Kunst!

Verse, auf welche ein hundertstimmiges Bravo erfolgte, wiewohl sie weniger durch

sich selbst gelten konnten als durch die begeisterte Stimmung, durch den Ausdruck, mit dem sie gesagt wurden, durch die feierliche Steigerung des zweiten und den korrespondierenden Fall des vierten Verses. In der Tat würde die ganze Vorstellung äußerst unbefriedigend geendigt haben, wenn ich nicht auf den Brettern erschienen wäre. Ich eilte nun in die Garderoben, um den Schauspielern zu danken, und von da aus dem Theater durch den Hofgarten zu Schellings, wo ich eingeladen war. Gegenwärtig waren noch Pfaff mit seiner Frau, Kapp mit der seinigen, Engelhardt, Puchta und Hermann. Das Gespräch war lebhaft, und meine Gesundheit wurde ausgebracht.

Feldkirch. 5. September 1825.

Am 31. August verließ ich Erlangen und fuhr von Nürnberg aus Nachmittag mit dem Postwagen ab.

Ragaz. 6. September 1825.

Ich befinde mich hier im Kanton St. Gallen, nachdem ich heute das Fürstentum Liechtenstein durchreist und die Grenze von Graubünden oberhalb Maienfeld passiert habe.

Domo d'Ossola. 12. September 1825.

Gestern endlich betrat auch ich jene Gärten der Armida, der Borromäischen Inseln, welche den Süden Italiens hervorzaubern. Wir fuhren in zwei Fahrzeugen von Locarno weg. Der Weg ist reizend, aber einförmig. Freundliche Dorfschaften von italienischer Bauart, schöne Landhäuser mit Zypressen und Zitronenbäumen, und zu beiden Seiten jene hohen Bergketten, die ich nun schon seit Vorarlberg gewohnt bin, so daß ich wohl wünschte, wieder einmal in die offene Welt hineinzublicken. Wir aßen auf den Barken, und gegen Abend landeten wir zuerst auf Isola Madre und sodann auf Isola Bella. Letztere ist ein mehr nach altfranzösischer Art angelegter Garten. Er enthält, sowie das Schloß selbst, noch viel Geschmackloses, was man aber bei dem reichen Leben und Weben der dortigen Pflanzenwelt und bei den beständig wechselnden Aussichten auf den See und die Alpen vergißt.

Bern. 30. September 1825.

Am Zwanzigsten des Morgens fuhr ich mit dem Dampfboot Winkelried von Genf nach Lausanne. Es ist sehr elegant eingerichtet,

ein großes Spiegelzimmer mit einer kleinen Bibliothek, das Verdeck durch einen Baldachin vor der Sonne geschützt, eine Glocke unweit des Kiels, um den größeren Landungsplätzen ein Zeichen zu geben, worauf ein Kahn von dorten abfährt, um die jedesmaligen Passagiere ans Land oder an Bord zu bringen. Ich sah im Vorüberfahren Gentod, Coppet, Nyon, Prangins, Nolle und Morges. Wiewohl sonst dergleichen Ortsbeziehungen auf mich wenig Eindruck machen, so konnte ich doch nicht umhin, mich recht lebhaft an Johannes Müller, an Frau von Staël und den Kreis, den diese geistvolle Frau einst in Coppet um sich versammelt hatte, zu erinnern. Ferney ist leider vom Ufer zu sehr entfernt. Ich landete in Ouchy, eine kleine halbe Stunde von Lausanne, das die Anhöhe herunter gebaut ist, und fragte sogleich nach Montchoisi, wo Madame de Cerjat wohnt. Es liegt seitwärts, von Lausanne und Ouchy ungefähr gleich weit entfernt. Ich ward sehr gut empfangen und lernte in der Jugendfreundin meiner Mutter eine vortreffliche Dame kennen, die ich täglich mehr schätzen lernte.

Auch sonst machte ich viele Spaziergänge

und Spazierfahrten mit Madame de Cerjat, zuerst auf die nahen Landgüter ihrer beiden Brüder Bellerive und Rovéréaz, sodann einmal nach Morges, einem sehr freundlichen Städtchen, und endlich nach dem schönen Vevey und über Clarens und Montreux nach Chillon, dem östlichsten Punkt am Genfersee, und für mich der einsamste und anziehendste. Wir besahen die Gefängnisse dieses Inselschlosses, die keineswegs solche tagsscheue Löcher sind, wie sie Lord Byron beschreibt, deren edle Architektur vielmehr den Geist zu erheben scheint. Die Hand der Kunst hat in der Schweiz so wenige Spuren gezeichnet, daß man diese wenigen gern verfolgt. In Italien lernte ich, daß es etwas Höheres gibt als die Anschauung der Natur, und die Schweiz befriedigt mich eigentlich nicht mehr. Wie wäre es auch möglich, daß die menschliche Seele und das Höchste, was sie hervorbringt, nicht göttlicher wären als Pflanzen und Steine, Berge und Täler?

Brienz. 9. Oktober 1825.

Heute morgens schied ich von der Müllimatt, einem Landhause von Thierachern bei Thun, wo ich acht herrliche Tage verlebt

habe, in einem grünen, breiten, von einem lieblichen Bach durchschnittenen Tale; vor meinem Fenster Thun mit seinen Türmen, zur Rechten das Schreckhorn, die beiden Eiger, die Jungfrau mit ihrem Silberhorn, weiterhin die Blümlisalp und mehr im Vordergrunde der Riesen, an welchen sich die herrliche Bergreihe des Stockhorns anschließt. Dieser schöne Rahmen umfaßte die schönsten Bilder. Ich fand hier weder Pracht noch Luxus wie in Montchoisi, aber das wahre Gefühl des Landlebens und eine freundliche Wohnung, deren offene Galerien mit Blumentöpfen verziert waren, umgeben von Gärten und lieblichen Hügeln, von denen man die Aussicht auf den See hat. Doch würde dies alles ohne die Herzlichkeit der Bewohner wenig Wert gehabt haben. Doch ward ich nicht nur von der Oberstin Weiß, der Freundin meiner Mutter, und ihren Töchtern, als auch von ihrem Schwager, dem Ratsherrn Stürler, dem das Gut eigentlich gehört, und dessen Söhnen auf das zuvorkommendste, wiewohl einfachste aufgenommen. Ich befand mich im Kreise einer vorzüglichen und wahrhaft glücklichen Familie, die ich nie vergessen werde.

Stuttgart. 22. Oktober 1825.

Ich glaube behaupten zu können, die vier Tage, die ich hier war, gut angewandt zu haben, wenn ich sage, daß ich während dieser Zeit die Boisserée'sche Sammlung zweimal besucht, in Danneckers Werkstatt gewesen, Gries wiedergesehen und öfters mit ihm konversiert habe, die sehr interessanten Bekanntschaften von Schorn, Sulpiz Boisserée, Uhland, Gustav Schwab, dem Medizinalrat Schelling und seiner Familie gemacht und auch Matthison gesprochen habe; sodann im Theater und so ziemlich an den vier Enden der Stadt gewesen bin und diesen Abend noch „Treue um Treue" bei Schorn, in Gegenwart von S. Boisserée, Uhland und Herrn Lauter vorgelesen habe.

Ansbach. 28. Oktober 1825.

Die Boisserée'sche Gemäldegalerie würde mir unendliches Vergnügen gemacht haben, wenn ich sie vor meiner Reise nach Venedig gesehen hätte; auch so hatte ich vielen Genuß davon, und ich hätte gewünscht, mich durch einen längeren Aufenthalt mehr mit ihr bekannt zu machen und sie bei besserm Lichte sehen zu können, als dies der Fall war.

Erlangen. 17. November 1825.

Eine traurige Nachricht kommt selten allein. Heute erfuhr ich, daß Rückert die orientalische Professur nicht erhält, und daß Jean Paul am Vierzehnten dieses gestorben ist. Dies war nicht unvorbereitet. Schellings sahen ihn diesen Herbst und erzählten mir von seinem Zustande und dem gänzlichen Nachlassen seiner Kräfte.

Vielleicht war der Mensch in ihm noch außerordentlicher als der Schriftsteller. Sein Gemüt war unüberschwenglich, voll Milde und Liebe und Anerkennung. Und was ist am Ende das Los eines großen Mannes? Der Körper schrumpft zusammen, und die schöne Seele entflieht. Wenn die Dichtkunst nicht wie ein Zwang auf dem Menschen läge, wer wollte sich ihr unterziehen? Wer wollte nicht lieber sein Leben in stiller Verborgenheit zubringen, anstatt beneidet und angefeindet zu werden, um zuletzt zu vergehen wie andre und die Welt mit Wehmut zu erfüllen? Ich hatte mich so gefreut, dem vortrefflichen Manne ein Gedicht (das gerade an seinem Todestage gedichtet wurde) zuzuschicken. Es ist an den jetzigen König gerichtet und gegenwärtig schon

in der Druckerei. Schelling hat mir dazu geraten, und ich habe die Aufgabe zu seiner Zufriedenheit in einer alkäischen Ode gelöst.

Erlangen. 3. Januar 1826.

Ich habe das neue Jahr mit glücklichen Auspizien angefangen, und meine Ode an den König scheint allerdings Wunder gewirkt und die Stimmung in Deutschland zu meinen Gunsten gelenkt zu haben. So viele Zeichen von Anerkennung habe ich von vielen Seiten her erhalten. Die Königin hat mir freundlich gedankt, ebenso der König, welcher sagt, daß er diese geistreiche Dichtung mit wahrem Wohlgefallen gelesen habe. Ich kann nun sicher sein, daß er mir nicht abschlagen wird, was ich allenfalls bedürfen könnte. Gustav Schwab hat mir in bezug auf jene Ode ein Sonett zugeschickt, in welchem es unter anderem heißt:

Du bist, du bist der heiligen Sänger einer,
Vor deren Geist der meinige sich beuget.

So hat Gustav Schwab auch mit Cotta gesprochen, der meine Schauspiele verlegen will und mich einladet, mit ihm in Unterhandlung zu treten. Auch von München

habe ich gute Nachrichten, da Herr von Poißl zwar den „Rhampsinit“ nicht aufführen, aber doch bezahlen will, ohne daß er sich ferner dem Druck widersetzen könnte. Der „Schatz des Rhampsinit“, der „Turm mit sieben Pforten“ und „Treue um Treue“ werden in einen Band kommen.

Erlangen. 9. März 1826.

Ich habe über zwei Monate nicht geschrieben, auch schleppte sich mein Leben ziemlich bedeutungslos und ganz ohne dramatische Produktion hin. Jetzt rufen mich Frühling und Liebe wieder ins Leben. Die Tage sind unbeschreiblich schön, der Himmel blau, die Knospen brechen hervor. Ich habe in dieser schönen Zeit einen Freund gefunden, auf den ich später zurückkommen werde. So oft ich mich in diesem Punkte getäuscht habe, so hoffe ich mich diesmal nicht zu täuschen. Und wie könnte ich die Ideale aufgeben, die mich seit meiner Kindheit begleiten? Gesehen habe ich ihn schon im November vorigen Jahrs, am 30. Januar auf einem Balle zum erstenmal mit ihm gesprochen; aber die Umstände verhinderten uns, einander näher zu kommen,

und näher kennen gelernt habe ich ihn erst gestern abend, wo ich ein paar Stunden bei ihm zubrachte. Da dieser Besuch zufällig war, so hat es mich hinterher gefreut, daß es am Jonathanstage geschehen ist. Heute morgens schickte ich ihm mehrere meiner gedruckten Sachen, wovon ich gerade Exemplare vorrätig hatte, und legte ein gestern entstandenes Sonett über den Tod des Pindar bei, das an ihn selbst gerichtet ist, wiewohl ich ihn dies nicht erraten ließ. Es ist das zwanzigste Sonett, das ich an ihn geschrieben, und so habe ich ihn mehr als irgend einen früheren Freund gefeiert und durch Gedichte, die meine früheren hinter sich lassen. Gott mag wissen, weshalb dieser Mensch mich so begeistert; aber aus den Sonetten geht hervor, daß ich nie so ganz, so edel, so uneigennützig geliebt habe. Leider wird er diese Tage eine Ferienreise antreten. Er heißt Karl Theodor German und ist in Rheinbayern zu Hause. Er studiert Theologie. Unglücklicherweise hat er sich an eine Landsmannschaft angeschlossen, was unsern Umgang außerordentlich erschwert.

Erlangen. 18. Juni 1826.

Eine so traurige Frühlings- und Rosenzeit wie dieses Jahr habe ich noch niemals zugebracht. Ich kann wohl sagen, daß ich keine frohe Stunde habe, und daß mir jeder Augenblick zur Last wird. Ich bin ungern und selten unter Menschen, bloß zu Schellings komme ich öfters, die gegenwärtig die schöne Jahreszeit auf dem Ratsberg zubringen.

Am Letzten des vorigen Monats hatte ich zufällig des Abends auf der Straße noch ein Gespräch mit Jonathan,*) wo er mich härter und liebloser als je behandelte. Ich habe die Nacht in einem fürchterlichen Zustande hingebracht und einen Schmerz empfunden wie vorher nie im Leben. Ich ging den anderen Tag nach Fürth, von da nach Ansbach, wo ich ein paar Tage bei meinen lieben Eltern zubrachte, und über Kadolzburg wieder zurückging. Diese kurze Zerstreuung bewahrte mich vor dem Ärgsten; aber sie konnte die grenzenlose Gemütsleere und Hoffnungslosigkeit, die im empfinde, nicht lindern. Endlich glaubte ich jenes von frühester Kindheit ersehnte Ideal eines Freundes gefunden zu haben, nie hat mir ein Mensch

*) = German.

besser gefallen als German. Nur M—y und B—n aus früherer Zeit kann ich mit ihm in eine Linie stellen. Auch diese liebte ich über alles, und es ist merkwürdig, daß sie alle drei blond waren und eine entfernte Ähnlichkeit der Gesichtszüge unter ihnen obwaltet. Selbst Liebig kann ich nicht mit ihnen vergleichen, wiewohl er der einzige Mensch in der Welt ist, der mich wahrhaft geliebt hat.

Erlangen. 19. Juli 1826.

Wie freudlos und regungslos auch mein jetziges Leben ist, wodurch auch meine körperliche Gesundheit gelitten hat, so ward mir doch wenigstens vorgestern eine freudige Aufregung zuteil, die mich freilich auch nur auf ganz kurze Zeit elektrisiert hat. Ich war nachmittags auf dem Ratsberg bei Schelling. Dieser hatte unterdessen die „Verhängnisvolle Gabel" mit Muße gelesen (ich erhielt die Freiexemplare schon am Anfange dieses Monats) und sagte mir darüber ein großes Lob. Er meinte, daß ich das Wahre und Echte der Komödie gefunden, und daß es keinem vor mir gelungen, den Aristophanes auf diese Weise zu reproduzieren. Nur wäre zu wünschen, daß nicht die

anderen sich etwa einbildeten, sie könnten dasselbe machen. Als ich nach Hause kam, fand ich einen Brief von Cotta vor. Dieser will nicht nur meine andern Schauspiele so bald als möglich drucken lassen, er hat mir auch jährliche tausend Gulden für meinen zweijährigen Aufenthalt in Italien zugesagt, wovon ich vierteljährlich zweihundertundfünfzig Gulden bei meinem Bankier in Rom erheben kann. Puchta will bis Florenz mitgehen. Ohne daß ich mich gerade nach dieser Reise sehnte, so wird mir doch der Aufenthalt hier mit jedem Tage unerträglicher. Seit beinahe zwei Monaten besuche ich keinen öffentlichen Ort mehr, das Theater ausgenommen, wo German nicht ist. Seitdem ich gar keine Hoffnung mehr auf seinen Umgang habe (denn seit unsrer letzten Unterredung grüßt er mich nicht einmal mehr), wird mir jede andere Gesellschaft auf eine Art zur Last, die ich nicht auszusprechen vermag, und alles ist mir wie abgestorben. Wenn ich ihm vollends, was jedoch selten geschieht, einmal begegne, so falle ich in die gehässigste Stimmung von der Welt. Unglücklicherweise sehe ich ihn täglich, wenn er seine Kollegien besucht, vorübergehen, und er verfehlt nie, wenn er allein ist, zu mir herauf-

zublicken. Dennoch liebt er mich nicht, und dennoch hat mir nie ein Mensch ein so himmelschreiendes Unrecht zugefügt wie dieser, der mir die gemeinsten Saufbrüder unter den Studenten vorzieht. Ich kann ihn als ein personifiziertes deutsches Publikum betrachten. Einer behandelt mich wie der andere. Und so wurde mein Leben in den innersten Wurzeln angegriffen, und Ruhm und Freundschaft, wovon eines wenigstens für das andere trösten könnte, mir auf gleiche Weise verweigert.

There died the best of passions, love and fame.

Wer kann sich wundern, daß mir jeder Tag in Deutschland zu lang wird? Ich habe halb und halb den Plan zu einer neuen Komödie, „Pan und Apollo", entworfen, die aber erst jenseits der Alpen ausgeführt werden soll. Jedermann will übrigens, daß ich bald ein Trauerspiel schreiben solle.

Erlangen. 22. August 1826.

Vorgestern, Sonntag vormittags, klopfte es an der Tür und German trat herein. Er bedankte sich nach ungefähr vier Wochen für das überschickte Buch, und es wurde über einige gleichgültige Dinge gesprochen. Es war das erste und wahrscheinlich das letzte

Mal, daß er bei mir war. Ich versprach, seinen Besuch gestern oder heute zu erwidern, und fragte ihn, ob er des Vormittags zu Hause wäre, was er bejahte. Ich ging gestern hin; aber er war nicht zu Hause. Des Abends begegnete ich ihm auf der Straße und sagte ihm, daß ich heute morgens kommen würde, und er meinte, ich würde ihn antreffen. Ich ging daher heute wieder hin, und er war wieder nicht zu Hause. Diese neuen Kränkungen waren mir nicht unerwartet; allein wiewohl ich keinen lebhaften Schmerz darüber empfand, so verschlechterten sie doch unwillkürlich meinen Gemütszustand aufs äußerste, und eine so schneidende Kälte, wie ich in diesem Augenblicke gegen die Menschen überhaupt empfinde, war mir neu bis jetzt. Es ist höchste Zeit, daß ich Deutschland verlasse; alle Bande sind gelöst, alle Liebe hat sich ins innerste meiner Brust geflüchtet, um nie mehr hervorzutreten.

Brixen. 10. September 1826.

Ich fühle mich sehr melancholisch gestimmt in diesen Gebirgen und ich fürchte auch, daß das Glück in Italien so wenig wohnt als anderwärts. Heute habe ich wenigstens den

Brenner überschritten und die ersten Vorboten einer südlicheren Natur gesehen. Etwa eine Stunde von hier teilten sich die Straßen. Auf der einen Tafel las man: Nach Italien! Auf der andern: Nach dem Pustertal! Ich weiß nicht, ob ich nicht lieber den Weg ins Pustertal einschlagen hätte, so gleichgültig scheint mir in diesem Augenblicke, wonach ich mich so sehr gesehnt habe.

Modena. 24. September 1826.

Gestern Abend nach dem Theater nahm ich von meinem sechstägigen Freunde, demselben, der in den oben mitgeteilten Versen[1]) erwähnt wird, Abschied, von meinem teuren Luigi, denn mehr als seinen Vornamen habe ich nicht erfahren. Die Lieblichkeit seiner Sitten war noch größer als die Anmut seiner Gestalt und die Schönheit seines Profils und seiner Augen. Er begegnete mir mit der herzlichsten Freundlichkeit, machte mich zum Vertrauten seiner Liebe zu einem Mädchen, mit dem er sich zu verbinden gedenkt, wenn seine militärische Laufbahn geschlossen ist, und

[1]) Mit dem Blatte vom 20. September vernichtet.

ich machte ihn zum Vertrauten meines Herzens und meiner Leiden. Bei unserm Abschiede fühlte ich nur zu sehr, daß die wenigen frohen Augenblicke, die das Leben schenkt, von Schmerzen begleitet sind, an denen das Leben auch ohne das so reich ist. Meinen Luigi einmal wieder zu treffen, ist jetzt mein liebster Wunsch. Er wird Parma nicht verlassen und ist dort geboren. Wir sahen uns täglich, und schon am Abend meiner Ankunft saßen wir im Theater beisammen, und die anderen Tage geschah absichtlich, was jenes Mal durch Zufall geschehen war.

Florenz. 17. Oktober 1826.

Ich habe hier meine Zeit nicht eben sonderlich benützt, da ich nicht mehr so schaulustig bin als sonst, und der Abschied fällt mir nicht schwer, da mich keine Seele vermissen wird. An Poesien ist bloß eine Ode entstanden, die ich von Rom aus an Cotta schicken werde. Meine projektierte Komödie „Pan und Apollo", von der ich in Erlangen schon einzelnes niedergeschrieben, ist ganz in den Hintergrund getreten; dafür ist die Lust zur Tragödie erwacht, und ich denke, „Tristan und Isolde" endlich

auszuführen, wiewohl es immer noch eine Weile anstehen wird. Die gänzliche Gleichgültigkeit gegen das Leben, die ich von Erlangen mitbrachte, ist während der Reise nicht verschwunden, und auch Rom wird sie nicht verscheuchen, da sie zu tiefe Wurzeln hat. Ich weiß, daß ich nicht glücklich werden kann, und Natur und Kunst reichen nicht aus, um das Herz zu füllen.

Rom. 24. Oktober 1826.

So war es mir denn wider eignes Vermuten bestimmt, gerade heute an meinem dreißigsten Geburtstage des Abends gegen sieben Uhr an der Porta del Popolo anzulangen. Schon um die Mittagszeit, bei Baccano, sah ich von fern die Kuppel der Peterskirche. Wir übernachteten das fünfte Mal in Ronciglione, wo eigentlich, oder noch früher, die Wüste beginnt, welche Rom umgibt. Auf dem Wege war bloß Viterbo bemerkenswert, und auch in dieser schmutzigen und unbedeutenden Stadt bloß in der Kirche S. Francesco ein stupendes Gemälde von Fra Sebastiano del Piombo, ein toter Christus zu den Füßen der Madonna. Etwas Außer-

ordentliches mußte zum Vorschein kommen, wo ein Michel Angelo die Zeichnung entworfen und ein Schüler Giorgiones malen sollte.

Von Rom habe ich nun bloß die Piazza del Popolo, den Corso und die Piazza Colonna, und auch diese nur beim Sternenlicht, gesehen. Ich denke bald mich hier einzurichten und ein regelmäßiges Tagebuch über meine Beschäftigungen zu halten, da ich hier keinen Augenblick möchte verloren gehen lassen. Da ich nun in das Alter der dramatischen Mündigkeit getreten bin, so hoffe ich bald etwas hervorzubringen, das der Mühe wert ist. Geschichte will ich studieren, dabei die Alten lesen, mich der italienischen Sprache zu bemeistern suchen und auch das Klavier wieder vornehmen, wonach ich eine große Sehnsucht empfinde.

Rom. 18. November 1826.

Wir haben Frühlingswetter. Heute führte mich Fries in den Hof der Cancelleria und vor den Palast Farnese, zwei unglaubliche Meisterstücke der Baukunst. Mit Deutschen aber umzugehen, sollte ich vermeiden; sie machen einander bloß das Leben sauer, grübeln über alles, und warum hätte ich auch Deutschland

verlassen? Leider habe ich noch keine einzige Bekanntschaft unter den Römern.

Rom. 16. Januar 1827.

Rom ist so reich, daß ich viele der schönsten und merkwürdigsten Gegenstände erst in diesem neuen Jahre gesehen habe. Dazu gehört der berühmte Moses von Michelangelo in S. Pietro in Vincoli, eine Kirche, auch durch ihre schönen antiken Säulen ausgezeichnet. Als ich vor ein paar Tagen das zweite Mal dort war, machte ich die Bekanntschaft eines jungen Württembergers, namens Waiblinger, der mir schon dem Namen nach bekannt war durch eine satirische Broschüre, die in vieler Hinsicht geistreich ist. Leider fühle ich nicht den mindesten Drang, meine deutschen Bekanntschaften zu kultivieren. Nur in Bandels Studium komme ich öfters.

Einige Oden sind entstanden, die letzte veranlaßt durch ein sehr schönes männliches Modell, das ich in einem Künstlerkreis gesehen, und aus dem Bandel einen Paris machen will.

Rom. 12. März 1827.

Mein Nervensystem wurde durch das hiesige winterlose Klima, vielleicht auch durch den

häufigen Genuß von Wein und Kaffee gereizt und geschwächt, da es nie sehr stark war, und es kam am dritten dieses Monats gegen Abend zu einem förmlichen konvulsivischen Nervenanfall. Ich ging mit Bandel und Städler, einem Architekten aus Bern, unweit S. Maria Maggiore von der Villa Massimi herein, wo wir die Fresken einiger lebenden deutschen Maler gesehen hatten, und ich war mit meinen Begleitern in einen heftigen Streit geraten, als ich plötzlich das Bewußtsein verlor und mit Gewalt zu Boden stürzte. In einem Wagen wurde ich nach Hause gebracht, wo ich erst wieder zu mir selbst kam. Es wurde ein junger deutscher Arzt aus Göttingen namens Gustav Himly geholt, der mir einiges verschrieb, und heute habe ich mit dem Leibarzt des Grafen Esterhazy gesprochen, der eine homöopathische Kur versuchen will. Während der ersten Tage nach diesem Vorfall war ich in eine grenzenlose Melancholie verfallen.

Rom. 23. April 1827.

So naht denn mein Abschiedstag von Rom heran, wo ich nun sechs Monate zugebracht, manches Merkwürdige jedoch noch ungesehen

gelassen, in der letzten Zeit aber die Feier der Kar- und Osterwoche mitgemacht habe, bei welcher mir besonders das Feuerwerk auf der Engelsburg, die sogenannte Girandola, großartig vorkam und einen entschiedenen Eindruck in mir zurückließ. An jenem selben Tage bin ich auf dem Monte Mario zum erstenmal gewesen, von wo die Aussicht von unbeschreiblicher Schönheit ist. Auch die vatikanische Bibliothek, gewiß die prachtvollste in Europa, habe ich in der Karwoche zum erstenmal gesehen, da die Gemächer des Vatikans in den letzten Tagen der Woche allem Volk offen stehen.

Was meinen Umgang betrifft, so ist mein Verhältnis zu Bottazzi in etwas erkaltet; doch werden wir uns, wenn ich in Neapel bin, schreiben. Er ist ein höchst edler Mensch, der von den anderen lombardischen Malern, die ihn, weil er mehr Bestellungen hat als sie, beneiden, schon manches hat erdulden müssen. Jetzt hat er den Karton zu einem in einer Versammlung rezitierenden Homer angefangen, den ein gewisser Herr von Valdem, ein Milanese, bei ihm bestellte. Diesen, sowie seinen jüngeren Bruder, die beide angenehme und gebildete Menschen sind, kenne ich, da sie

längere Zeit hier waren und jetzt nach Neapel sind. Ein andrer vertrauter Freund Bottazzis heißt Romani und ist Architekt. Übrigens bin ich mehr mit Deutschen umgegangen als sonst, unter anderm mit einem Maler aus Hanau, Namens Cüstin. Auch in Bandels Studium kam ich in den letzten Tagen öfters und erfreue mich sehr an seinem Talent und seinen Arbeiten. Auch mit Waiblinger kam ich häufig zusammen; ein junger Mensch von viel poetischem Talent, der einige halbverrückte satirische Romane und ähnliches geschrieben hat, ein ziemlich wüstes, durch Universitäts- und Liebeshändel zerrüttetes Leben geführt hat, und auf diese Weise vielleicht nicht das wird leisten können, was er sich einbildet. Er will nämlich die ganze Geschichte der Hohenstaufen in einer Reihe von Dramen bearbeiten. Gegenwärtig befindet er sich in einer sehr traurigen, ja verzweifelten Lage, da ihn Cotta, der ihn bisher unterstützte, verlassen hat und er nun nicht weiß, woher er seinen Unterhalt nehmen soll. Er schreibt nun wieder einen Roman, der etwas werden kann, wenn er sein Talent zu Rate hält und ein Hintergrund wie Rom dem ganzen einige Haltung gibt.

Die zwei ersten Bücher meiner Gedichte habe ich nach Deutschland abgeschickt, von dorther auch meist günstige Nachrichten erhalten. So schickt mir Puchta einen Auszug aus dem Brief eines Professors juris, Namens Hasse in Bonn, aus dem hervorgeht, daß die „Verhängnisvolle Gabel“ dort Furore gemacht habe. Pfeiffer ist mit seiner Frau, die mir geschrieben hat, in München, Vorlesungen zu halten, wurde ihm aber, wahrscheinlich, weil er Protestant ist, nicht erlaubt. In München sieht es, trotz aller Kunstliebe des Königs, doch traurig genug aus und nichts will recht gedeihen. Besonders ist das Theater fortwährend schlecht bestellt. Der König wird nächstens hieher kommen; da er aber doch nichts für mich tun würde, so habe ich keine große Verpflichtung, ihn abzuwarten.

Rom. 25. April 1827.

Morgen trete ich die Reise nach Großgriechenland an.

Neapel. 1!. Juli 1827.

Schon im vorigen Monat, am Geburtstage meines Vaters, habe ich den Plan zu „Tristan und Isolde“ niedergeschrieben; doch

denke ich noch nicht an die Ausführung, und es hemmt mich auch, daß noch so viel Ungedrucktes von mir in Deutschland liegt. Seit einiger Zeit ist Bandel aus Rom hier, der nächstens nach Deutschland zurückkehrt; da er aber mit seinen Reisegefährten beständig Ausflüge macht und ich den Deutschen überhaupt nicht nachlaufe, so habe ich ihn erst ein einziges Mal gesehen. Doch bin ich überhaupt meinem Gelübde, nicht mit Deutschen zu gehen, öfters untreu geworden und hab' es jedesmal büßen müssen. Gündel hat mich beredet, den Geheimrat Semler zu besuchen. Ich fand einen würdigen und trotz seiner beständigen Leiden heitern Mann, der besonders ein vortreffliches Gedächtnis hat und unerschöpflich in Erzählung von Anekdoten und eigenen Lebensereignissen ist. Nun wollte mich Gündel auch mit einem Schlesier Namens August Kopisch bekannt machen, der aus Sizilien kommt und sich schon drei Jahre in Italien aufhält. Er ist Maler und Dichter und soll neuerdings ein Trauerspiel über Chriemhildens Rache geschrieben haben. Diesmal weigerte ich mich standhaft; aber Semler lud mich ehevorgestern zu Tische und brachte mich auf diese Weise mit Kopisch

zusammen. Ich erwartete wenigstens bloß eine trockene, gewöhnliche Bekanntschaft zu machen, aber es kam noch viel schlimmer, da jener schöne, heitere und liebenswürdige junge Mann einen nur zu tiefen Eindruck auf mich machte, einen Eindruck, den ich eigentlich nie in Italien erfuhr, wiewohl die Italiener so viel schöner sind als wir Deutsche, und wiewohl hier in Neapel die Liebe zwischen Männern so häufig ist, daß man selbst bei den kühnsten Forderungen keinen Korb zu gewärtigen hat. Vielleicht eben deswegen artet hier die Liebe nie zur Melancholie aus. Ich aber war nicht wenig bestürzt, mich aufs neue in einem Zustande zu sehen, in welchen ich nach German nie mehr zu geraten hoffte. Kopisch las einige scherzhafte Gedichte vor, und nach Tische wurde eine Spazierfahrt am Meer hin gemacht, bis wo man die Insel Nisida im Gesichte hat. Diese zauberischen Gesichtspunkte, ihm gegenüber genossen, waren verführerisch, er selbst artig und zuvorkommend gegen mich, ich aber hütete mich aufs äußerste, mich bloßzugeben. Gestern abend begegnete ich ihm, Gündel und Semler auf dem Molo, und wir gingen zusammen in ein Kaffeehaus im Toledo.

An beiden Abenden war ich eine Zeitlang allein mit ihm, da wir denselben Weg nach Hause zu gehen hatten. Gestern ward mir aber ganz deutlich, daß ich ihn fliehen muß, da es noch Zeit ist. Bis nach Mitternacht ging ich noch allein auf dem Molo spazieren und ließ mich dann von meinem Schiffer hinausfahren, um ein Meerbad im schönsten Mondenschein zu nehmen. Der König befand sich auf einem Schiffe unweit des Hafens, und seine Tafelmusik klang über das stille beleuchtete Meer.

Neapel. 26. Juli 1827.

Mein Verhältnis zu Kopisch hat sich auf das schönste und freundlichste entwickelt. Er ist einer der edelsten und liebenswürdigsten Charaktere, die mir jemals vorgekommen, voll mannigfaltiger Talente, äußerst unterhaltend im Gespräch und immer heiter scheinend, wiewohl er noch aus Deutschland, wohin er nach dreien Jahren Abwesenheit wieder zurückzukehren denkt, einen stillen Kummer mit sich brachte, dessen Geschichte er mir vertraute, und der in dem unglücklich verwickelten Verhältnis zu einem Mädchen seinen Grund hat,

die seine Verwandte ist. Wenn er darauf zu reden kommt, so laufen diesem Menschen, der sonst die Lustigkeit selbst scheint, die Tränen über die Wangen. Da er bei allen seinen Vorzügen auch Dichter ist und zwar einer, der es ernsthaft mit sich selbst meint, so läßt sich leicht denken, daß dadurch tausendfache Berührungspunkte zwischen uns entstehen. Eine ähnliche Freundschaft kann im Leben kaum zweimal vorkommen. Sie ward uns gegönnt; aber nur eine kurze Zeit des Zusammenseins. Über seine Gedichte war ich immer ganz aufrichtig gegen ihn, und er hat es immer gut aufgenommen. Von der Chriemhilde kenne ich bis jetzt bloß zwei Akte. Die zu epische Behandlung entspricht mir nicht; auch Stil und Versifikation, deren Schwächen er selbst zugibt, habe ich stark getadelt. Hingegen hat er mir einen Dithyrambus rezitiert, der einen wahrhaft pindarischen Bilderschwung hat, wiewohl ich auch hier das Regellose in den Rhythmen nicht billigen konnte. Er hat die Gabe, sehr schön und lebendig zu rezitieren und ein außerordentliches Gedächtnis. Jene Dithyrambe rezitierte er mir verwichenen Zwanzigsten, wo ich zum erstenmal auf längere Zeit bei ihm

war und er mir zum erstenmal um den Hals fiel, mit Tränen in den Augen. Schon zwei Tage vorher hatte ich eine Ode an ihn gedichtet. Diese ward ihm aber erst am Dreiundzwanzigsten spät abends übergeben, als er mich auf mein Zimmer begleitete, um sich die „Verhängnisvolle Gabel" zu holen, die er noch nicht gelesen hatte. Er wurde so davon ergriffen, daß er sie zweimal nacheinander durchlas und die ganze Nacht nicht schlafen konnte. Von der Ode sagt er selbst in seiner Antwort, daß sie

„Dem Leibe Ruh' nahm,
Und Entzückung der Seele gab".

Diese Antwort übergab er mir des anderen Tages auf der Straße, da er mich eben zu Tisch abholen wollte, wie er gewöhnlich tut und ich ihm zufällig zuvorkam. „Ach, welche Freude haben Sie mir gemacht!" sagte er, indem er mir beide Hände drückte. Wie wohl tat es mir, jemandem durch ein Gedicht eine persönliche Freude gemacht zu haben, was mir bis jetzt, besonders bei German, so schlecht gelang! Bei Tische fühlten wir uns geniert, noch zu einander mit Sie zu sprechen, und als

ich nach Tische bei mir allein auch sein Gedicht gelesen hatte und wieder zu ihm kam, fingen wir an uns Du zu nennen.

Neapel. 24. Oktober 1827.

Mein heutiger einunddreißigster Geburtstag verstrich mir einsamer und trauriger als irgend einer meines Lebens. Es war ein starkes Gewitter und regnete den ganzen Tag, so daß man keinen Augenblick genießen konnte. Ich bereue fast, daß ich Capri verlassen habe, was am Neunzehnten geschah. Hier bin ich nun vollends aus aller Andacht, und wer weiß, wann meine Komödie fortgesetzt werden wird. Den Tag meiner Ankunft war das Wetter unbeschreiblich schön und Neapel gefiel mir sehr. Aber diese Stadt ist ein für allemal zu zerstreuend und zu verführerisch. Es ist nicht möglich, hier ruhig zu sein. Kopisch habe ich erst ein einziges Mal gesehen. Er wohnt gegenwärtig sehr weit von mir.

Ich habe nicht Ursache, mit mir zufrieden zu sein, und bin in diesem Jahre weniger vorwärts als zurückgekommen. Mit meiner Gesundheit ohnedem; aber auch überhaupt. Die poetische Unfruchtbarkeit war groß, Rom zerstörte mich,

und was soll ich von Neapel sagen, wo alles Reiz ist und doch so wenig Genuß.

Rom. 25. November 1827.

Vorgestern abends kam ich hier an und weiß vorerst nichts anderes zu sagen, als daß mich Rom nicht sonderlich affiziert, und daß ich ein großes Heimweh nach Neapel empfinde, welche Stadt ich zwar gern und freiwillig, aber ziemlich gedankenlos und unüberlegt verließ. Kopisch brachte mir den Abend vorher noch drei schöne Sorrentiner Orangen und ein Gedicht, worin er über meine Kälte in der letzten Zeit klagt und den Tag heranwünscht, der uns einmal wirklich vereinigen solle. Wirklich habe ich mir viel gegen ihn vorzuwerfen und ich fühle in diesem Augenblick mehr als je, was ein so treuer und zärtlicher Freund wert ist, und hätte noch in Neapel verweilen sollen. Gleichwohl weiß ich nicht, ob wir zusammen taugen. Hier habe ich zuerst Waiblinger wiedergefunden, dessen Persönliches mich weit weniger anspricht, der aber verwünscht viel Geist hat und der mir auch viele Gedichte vorgelesen, die großes Talent verraten, wiewohl sie doch eigentlich nichts taugen und keinen klassischen Wert haben.

Rom. 31. Dezember 1827.

Dieses verflossene Jahr würde ich als poetisch unfruchtbar für mich ansehen müssen, wenn ich nicht bedächte, daß Reise und Ortswechsel, vor allem aber meine Gesundheitszustände mich vielfach gehindert. Ich kann mir nun wenigstens die vollständige Sammlung und Anordnung meiner lyrischen Gedichte zugute schreiben, von denen ich die drei ersten Bücher vielfach verbessert und ausgewählt, das vierte aber fast ganz in diesem Jahre geschrieben habe. Außerdem ist nun freilich gar nichts entstanden als die zwei ersten Akte des „Romantischen Oedipus" und die Pläne zu „Tristan und Isolde" und zur „Iphigenia". Bei der Komödie werde ich nicht stehen bleiben können; denn gesetzt auch, daß die Zeit von der Art wäre, um aristophanische Komödien zu begünstigen, was sie in politischer Hinsicht besonders gar nicht ist, so müßte ich dazu doch in jedem Falle in Deutschland leben, um die Torheiten selbst mit Augen zu sehen, die Stoff zu Lustspielen allenfalls liefern könnten. Ob ich Tragödien schreiben kann, sie so schreiben kann, wie es mir vorschwebt, ob solche Tragödien wirklich das deutsche Theater mit einigem Bei-

fall werde betreten können, das wird sich vielleicht in dem neuangehenden Jahre entscheiden. Bis jetzt sind meine Hoffnungen ziemlich kleinlaut. Dabei habe ich eine starke Portion von Trägheit, meine Gesundheit erlaubt mir auch keine großen Anstrengungen, und der gänzliche Mangel an Liebe, deren ich geistig und körperlich bedürfte, macht mich niedergeschlagen und mißmutig.

Rom. 11. Januar 1828.

Gestern habe ich die schönste Bekanntschaft meines Lebens im Theater Fiano gemacht, eine Bekanntschaft, die meine kühnsten Wünsche befriedigen würde, wenn sie nicht wahrscheinlich ebenso flüchtig als schön wäre. Aber wie und wo sich wiedersehen? Ich weiß, wie abgeneigt mir in ähnlichen Dingen das Glück ist. Auch den schönen Innocenz habe ich trotz aller Bemühungen nicht wieder gesehen. Mein Leben so ganz ohne Liebe, oder wenigstens ohne Gegenliebe hinzuschleppen, ist mir fürchterlich.

Rom. 12. April 1828.

Heute war ich zum erstenmal an der Aqua Acetosa vor der Porta del Popolo. Die Aussicht auf Gebirg, Fluß und Campagna ist ent-

zückend und trägt ein eigenes Gepräge von Ruhe. Mein einziger Genuß besteht eigentlich im Spazierengehen.

Florenz. 20. Mai 1828.

Heute habe ich eine höchst angenehme und durch die ganze Art für mich sehr schmeichelhafte Bekanntschaft gemacht, des bekannten italienischen Reisenden und großen Kunstkenners, der mir längst von vielen Seiten her genannt worden war, des Herrn von Rumohr. Er hat sich so sehr für meine „Verhängnisvolle Gabel“ interessiert, daß er sich in Deutschland an mehreren Orten, wo ich gelebt hatte, eifrig nach mir erkundigte und sich mein Äußeres beschreiben ließ, um mich nicht zu verfehlen, wenn er mich irdendwo auf seiner jetzigen Reise durch Italien treffen sollte. Gleichwohl erkannte er mich nicht, als er mich gestern bei dem Maler Metzger, an den ich einen Brief abzugeben hatte, traf. Er war eben sehr zerstreut durch das Zusammensuchen von alten Büchern, die er in frühern Jahren hier zurückgelassen hatte. Als er aber nach Hause kam, fiel ihm die Sache doch auf und er schickte zu Metzger, um nach meinem Namen fragen zu lassen. Sodann sandte

er mir eine Einladung um die andere, ihn auf seinem Landgute, das er eine halbe Stunde von hier gemietet hat, aufzusuchen, und heute bei ihm zu essen, was denn auch geschah. Bekanntlich führt er eine sehr wohlschmeckende Küche und hat selbst ein geistreiches Kochbuch geschrieben, da er behauptet, daß die Kochkunst in unserer Zeit in den äußersten Verfall geraten sei. Ich für meinen Teil konnte auf die Wichtigkeit dieser Kunst wohl eingehen, da ich den großen Einfluß der Diät auf die Gesundheit immer erprobt habe und mich fast pedantisch gegen Essen und Trinken verhalte. Ich brachte den ganzen Nachmittag auf der Villa zu und er begleitete mich noch ein Stück nach der Stadt; ein ganzes Feuermeer von Johanniswürmchen schwärmte auf den Feldern.

Florenz. 5. Juni 1828.

Wiewohl ich mich hier in bezug auf Wohnung und ähnliches, was bei mir immer großen Einfluß hat, ziemlich unbehaglich befand, so wird es mir doch einigermaßen schwer, von Florenz zu scheiden, dessen Anziehungskraft unvermerkt, aber stark ist und wo ich Freunde gefunden. In ein paar Tagen werde ich wieder voll-

kommen allein sein, ein Schicksal, dessen ich nach und nach gewohnt sein könnte. Morgen reist auch Gündel ab, von dem ich diesen Abend Abschied genommen, und den ich wohl kaum in dieser Zeitlichkeit wiedersehen werde. Er geht nach Deutschland zurück.

Auf der Insel Palmaria. 13. Juli 1828.

Heute ist es ein Monat, seit ich die Insel bezogen habe. Ich habe täglich ein Bad genommen und ziemliche Fortschritte im Schwimmen gemacht, mich auch im Rudern hie und da geübt. An Spaziergängen fehlt es; doch kann man in der Höhe, freilich auf einem steinigen Wege, um die ganze Insel herumgehen, und die weite Aussicht, deren man allenthalben auf das Meer und seine Ufer und Inseln genießt, gehört vielleicht zu den schönsten in der südlichen Himmelsgegend. Das Klima ist angenehm und die Hitze erträglich.

Ich habe unterdessen den ganzen „Ariost" durchgelesen und auch den „Tasso" begonnen, den ersteren mit außerordentlichem Genuß, den letzteren mit wenigem, da er gegen die unsägliche Anmut des „Orlando" zu sehr absticht. Von meinem „Oedipus" habe ich nun die drei

ersten Akte vollständig, vom vierten Akt fehlen die Schlußszenen, und der fünfte ist bis auf die letzte Parabase fertig. An Herrn von Rumohr habe ich ein Einladungsgedicht geschickt und darin meinen ländlichen Aufenthalt beschrieben.

Auf der Insel Palmaria. 25. Juli 1828.

Herr von Rumohr war einige Tage hier auf Besuch, und ich habe ihm den „Oedipus" vorgelesen, der seit Sechzehnten dieses Monats fix und fertig ist. Er achtet ihn höher als die „Verhängnisvolle Gabel", besonders haben ihm die Schlußreden des Verstandes gefallen. Sein äußerst lehrreicher Umgang machte mir viele angenehme Stunden.

Mailand. 21. Oktober 1828.

Ich habe diese Tage sehr angenehm zugebracht, da die beiden Frizzoni, die Zöglinge Gündels, als sie meinen Namen in der Zeitung fanden, sogleich von Bergamo herüberkamen und mir seitdem beständig Gesellschaft leisten. Sie sprechen vollkommen deutsch und sind mit der deutschen Literatur hinlänglich bekannt. Auch haben sie meine Gedichte und mein früheres Lustspiel bei sich. Sie haben

vergangenen Sommer Gündeln bis München begleitet. Hier sind wir zusammen in mehreren Kirchen und Sammlungen gewesen, und ich kenne Mailand überhaupt für die kurze Zeit meines Aufenthalts so ziemlich.

Cremona. 25. Oktober 1828.

Meinen gestrigen zweiunddreißigsten Geburtstag habe ich auf einer kleinen Reise von Bergamo hieher zugebracht, die ich mit den beiden Frizzoni gemacht, nachdem ich sie nach Bergamo, wo ich in ihrem Hause wohnte, begleitet hatte.

Mailand. 2. November 1828.

Vorgestern Mittag sind wir wieder hier angelangt. Die Frizzoni kehrten sogleich nach Bergamo zurück.

Hier hoffte ich einen Brief von Rumohr zu finden, und fand einen von Fugger, der mir meine Ernennung zum außerordentlichen Mitglied der bayrischen Akademie der Wissenschaften mitteilt.

Mailand. 11. November 1828.

Bekanntschaften habe ich hier gar keine gemacht, und da ich nicht mehr jung genug

bin, um immer allein sein zu mögen, so habe ich Überfluß an langer Weile.

Siena. 31. Dezember 1828.

Am Dreizehnten bin ich hier angekommen und lebte bis jetzt angenehm und zufrieden. Ich esse an Rumohrs guter Tafel, und er hat mir eine mehrenteils hübsche Wohnung in seiner Nähe genommen. Leider reist er aber am Anfang des nächsten Monats ab, wahrscheinlich nach Deutschland. In Mailand will er ein käufliches Bild, das dem Kronprinzen von Preußen sehr gefallen hat, ansehen und es vielleicht für ihn kaufen. Er hat mir auch dieses Fürsten Gunst verschafft, und der Kronprinz, der meine „Gabel" gelesen, erkundigte sich in ganz Italien nach mir. Ich wußte natürlich nichts davon, sonst würde es mir ein Leichtes gewesen sein, ihn zu sehen, da ich in Genua und in Bologna mit ihm zugleich war. Nun hat Bunsen, der preußische Gesandte in Rom, an Rumohr geschrieben, ob ich wohl in eine Verbindung mit dem preußischen Staat treten würde, wenn mir Anerbietungen gemacht würden? Ich bejahte es, insofern es meinen Verpflichtungen gegen

Bayern nicht im Wege steht; ich bejahte es um so mehr, da ich unterdessen offizielle Nachrichten aus München erhalten, und die Pension, die mit meinem Platz an der Akademie verbunden ist, bloß fünfhundert Gulden beträgt, was in keinem Fall ein hinreichendes Auskommen gewährt. — Hier hat mich Rumohr zu mehreren Familien gebracht, ohne daß ich gerade besonders ansprechende Bekanntschaften gemacht hätte, so daß ich mich nicht den ganzen Winter, wie ich vorhatte, [hier] aufhalten werde. Die Bekanntschaft mit Rumohr, wiewohl bei seinen Launen und Eigenheiten schwer mit ihm umzugehen ist, gehört zu den besten Ereignissen dieses verflossenen Jahres, das ich im ganzen auf eine recht angenehme Weise verlebt habe. Es scheint, daß das Reisen für mich eigentlich die zuträglichste Lebensart ist. Auch Schwencks und der Frizzoni Bekanntschaft muß ich zu meinen angenehmsten rechnen. Im Poetischen habe ich vielleicht, insofern ich meist auf der Reise war, genug getan, wenigstens so viel als im vergangenen Jahr 1827, das freilich nicht zu meinen fruchtbarsten gehörte. In diesem Augenblicke beschäftige ich mich ausschließlich mit „Tausend und einer

Nacht", woraus ich den Stoff zu einem scherzhaften Epos zu nehmen denke, welches eine würdige Aufgabe für 1829 wäre.

Siena. 27. Januar 1829.

Meine hiesige beste Bekanntschaft ist die Gräfin Pieri, die zwar eine Italienerin, aber in Wien geboren ist und deutsch versteht. Unter den Studenten sind hier ein paar junge Leute von seltener Schönheit; doch die Bekanntschaften, die ich am liebsten machte, mache ich nie.

Padua. 14. Oktober 1829.

Gestern kam ich mit der Diligence von Ferrara hier an. Ich hatte recht gute Gesellschaft, die in drei jungen Deutschen bestand, welche aus Rom kamen. Sie gingen von hier sogleich nach Venedig, und ich weiß nicht, ob es das Gefühl der Einsamkeit war, das sie mir zurückließen, oder etwas andres, genug, Padua kam mir beinahe wieder ebenso unheimlich vor als vor fünf Jahren, da ich das größte Heimweh nach Venedig fühlte. Nun bin ich freilich im umgekehrten Fall; ich gehe nach Venedig und kann dort bleiben, so lange ich will; allein ich fühle mich im ganzen doch

sehr unruhig, da ich doch nach und nach meinen Aufenthalt für einige Jahre irgendwo fixieren muß, wenn ich meine poetischen Arbeiten fördern will, die bei diesen beständigen Reisen nicht gedeihen.

Venedig. 24. Oktober 1829.

Mein heutiger dreiunddreißigster Geburtstag war ein sehr trauriger Regentag. Ich habe indessen das Buch meiner Epigramme geschlossen und völlig ins Reine geschrieben. Im ganzen habe ich hier noch wenig gesehen, bloß im Dogenpalast und in einigen Kirchen bin ich gewesen. Die wenigen schönen Tage habe ich mehr zu Spaziergängen verwandt, die hier so reizend sind. Die Theater sind schlecht bestellt. Ich bin hier zu sehr isoliert, um den Winter über zu bleiben; Einsamkeit habe ich schon in Ancona genug ertragen. Wahrscheinlich werde ich nächsten Monat nach Rom gehen, wenn nicht nach Florenz, wozu ich auch Lust hätte.

Rom. 31. Dezember 1829.

Die letzten vierzehn Tage dieses Jahres habe ich in löblicher Tätigkeit zugebracht und auf einmal nachgeholt, was ich das Jahr über

versäumt hatte. Ich bin endlich mit meinem Plan von Assur und Assad ganz ins reine gekommen, habe dann sogleich angefangen zu schreiben und die vier ersten Gesänge vollendet, wovon ich bloß etwa zweihundert Verse in Ancona geschrieben hatte. Auch der Prolog dieses Gedichts hat sich nach und nach ganz abgerundet, und mein Büchlein Epigramme, nachdem noch manches davon und manches dazu gekommen, hat eine vollendetere Gestalt erhalten, und so kann ich, da ich auch eine Reihe von Oden und einige andere Kleinigkeiten im Laufe dieses Jahres zustande gebracht, mit dem nun beschlossenen 1829 zufrieden sein. Zu Assur und Assad fehlen noch fünf Gesänge. Vom Anfang dieses Jahres bis ans Ende bin ich fast fortwährend auf der Reise gewesen. Meine Gesundheit hat sehr zugenommen. Von einflußreichen Bekanntschaften kann ich wenig sagen, es wäre denn hier in Rom. Bei Bunsen habe ich mehrere recht angenehme Abende zugebracht, auch den Christabend. Rauch traf ich immer, es ist ein sehr angenehmer und interessanter Mann. Sonst gehe ich fast nur mit dem Professor Ranke, in Berlin angestellt als Historiker.

Neapel. 28. Mai 1830.

Lesen war mein einziger Trost in der letzten Zeit, da ich wenig Umgang habe und meine noch schlecht befestigte Gesundheit mir nicht erlaubt, an die Fortsetzung meines Gedichts zu denken.

Neapel. 29. April 1831.

Ich habe seit vier Monaten mancherlei nachzuholen. Den Winter brachte ich im ganzen recht angenehm zu. Ich wohnte hübsch, machte einige interessante Bekanntschaften, und die Zeit war wenigstens im Lyrischen fruchtbar, wozu meistenteils die großen politischen Ereignisse beitrugen, die wir währenddessen vorübergehen sahen. In diese Zeit fallen meine auf Polen bezüglichen Gedichte, mehrere Oden, worunter „Herrscher und Volk" und die Ode an Franz II. Auch einige Epigramme und das Gedicht an den „Ultra". Mit der Abschrift der „Abbassiden" wurde ich bereits am Aschermittwoch fertig.

Neapel. 24. Oktober 1831.

Seit sechs Monaten habe ich nichts mehr geschrieben und will das Wichtigste an meinem heutigen Geburtstage nachholen. Das Wich-

tigste und zugleich Traurigste, was mir während dieses Zeitraums widerfahren, ist der Tod meines guten Vaters, der am 8. Juni, noch ehe er sein dreiundachtzigstes Jahr erreicht hatte, starb. Wenigstens den sanftesten und schönsten Tod. Er entschlief ohne Schmerz und Kampf. Manche Umstände haben mich abgehalten, meine Mutter sogleich aufzusuchen. Im nächsten Frühling werd' ich jedoch nach Deutschland gehen.

Was poetische Arbeiten betrifft, so sind in dieser Zeit bloß ein paar Oden, worunter das „Trinklied in Bajä", einige Epigramme und das „Vermächtnis der sterbenden Polen" entstanden. Außerdem noch zwei Hymnen, an den Kronprinzen von Bayern und an die Brüder Frizzoni. Letztere haben sich mir in der letzten Zeit wieder recht freundlich und hilfreich erzeigt. Sonst habe ich mich gegenwärtig ganz in historische Arbeiten vertieft, die sich auf das Trecento e Quattrocento Italiens beziehen.

München. 6. September 1832.

Seit dreißigsten vorigen Monats bin ich hier bei meiner guten Mutter. Kurz nachdem

ich das obige geschrieben, hatte ich in Innsbruck eine sehr angenehme Begegnung, nämlich Schubert und seine Frau, die eine kleine Bergreise gemacht hatten. Mit ihnen brachte ich ein paar Tage recht fröhlich zu, las ihnen auch die „Belagerung von Bonifazio" vor, an welcher Schubert großen Anteil nahm. Innsbruck gefiel mir wieder sehr wohl.

München. 31. Dezember 1832.

Mit diesem zu Ende gehenden Jahre kann ich zufrieden sein, der letzte Monat desselben war meine fruchtbarste Epoche. Nicht nur habe ich ein geschichtliches Drama, die „Liga von Cambrai", in fünf Tagen geschrieben, sondern noch außerdem „Das Reich der Geister", die „Gründung Karthagos", „Gambacorti und Gualandi", die Oden „an Wilhelm Genth" und „an einen deutschen Staat" und einige Epigramme. Es war ohne Zweifel mein bester Monat in diesem Jahr.

München. 20. April 1833.

Morgen um ein Uhr werde ich mit dem Eilwagen nach Innsbruck abfahren. Die zehn Bände von Bottas Geschichte habe ich unter-

dessen vollendet, auch Rumohrs drei Reisen nach Italien gelesen, von denen die ersten beiden sehr interessant sind. Mein Plan ist gegenwärtig über Venedig nach Dalmatien und von dort nach Apulien und Neapel zu gehen, sodann womöglich nach Palermo. Die Freiexemplare meiner beiden Werke, deren Honorar, sowie das der „Abbassiden", mich zu dieser Reise befähigt, konnte ich nicht mehr abwarten.

Venedig. 24. Mai 1833.

Am Ersten dieses Monats spät abends bin ich hier angekommen und wie das vorige Mal in der Casa Callegari abgestiegen. Den anderen Tag kam ich zufällig ins Teatro diurno, wo der „Beretto nero" gegeben wurde, und sah dort einen jungen Flötenspieler, dessen schöne Gesichtszüge mir auffielen. Zwei Tage darauf fand ich ihn ebenfalls im Theater und hatte Gelegenheit, mit ihm zu sprechen. Er heißt Angelo Salvetti, ist 25 Jahre alt und ein sehr gutmütiger und liebenswürdiger junger Mann. Seitdem sahen wir uns fast alle Tage, und ich habe sogar angefangen, Flötenstunden bei ihm zu nehmen, teils um

meine einsamen Augenblicke auszufüllen, teils um Angelo zu unterstützen, der Frau und Kinder und ein sehr geringes Einkommen hat. Ich habe bisher acht Lektionen genommen und einige Fortschritte gemacht. Zweimal lud ich ihn ein, mit mir zu Mittag zu essen, und wir haben einmal eine Spazierfahrt im großen Kanal und einmal nach Murano gemacht.

Venedig. 1. September 1833.

Ich ließ mehr als ein Vierteljahr verstreichen, ohne etwas aufzuzeichnen; auch war mein Leben sehr einförmig. Am meisten Zeit wandte ich vielleicht auf die Flöte und kann nun wenigstens die venetianischen Lieder und einige meiner von Fugger komponierten Sachen mit einer gewissen Leichtigkeit spielen. Doch hat mich dieser Dilettantismus vielleicht an wichtigeren Dingen gehindert. Das historische Werk wurde nicht fortgesetzt; im Gegenteil habe ich wieder andere Pläne entworfen.

München. 31. Dezember 1833.

Indem ich dieses Jahr beschließe, muß ich den Wunsch aussprechen, daß das nächste poetisch fruchtbarer für mich sein möchte, als

das vergangene. Ich habe nicht leicht in einem Jahr so wenig geschrieben. Den in Venedig angefangenen satirischen Briefwechsel zwischen einem Berliner und einem Deutschen, von dem ich acht Briefe geschrieben, kann ich kaum für etwas rechnen. Bloß die Romanzen Philemons Tod, Der alte Gondolier, Klagelied Kaiser Ottos und die Idylle aus Burano dröften mich, da ich sie zu meinen besten Gedichten rechne; die beiden letzteren sind erst in diesem Monat zustande gekommen, wiewohl ich die Idylle bereits in Venedig ausgedacht.

Am 20. November kam ich hier an, und meine Hierherreise von Innsbruck war durch eine angenehme Gesellschaft erheitert. Besonders ist der Bildhauer aus Carrara ein recht liebenswürdiger Junge, und es tut mir leid, daß ich ihm hier nie wieder begegnet bin. Meine Mutter fand ich so wohl, als es in ihrem Alter und bei ihren Umständen möglich ist. Das Wetter ist jedoch die ganze Zeit über unerträglich. Nähern Umgang habe ich fast nur mit Pfeufer. Der junge Cotta ist gegenwärtig hier; doch hat er sich noch nicht zur Herausgabe der Gedichte entschlossen.

München. 28. Februar 1834.

Für die zweite Auflage meiner Gedichte hat mir Cotta hundert Dukaten zugesagt. Sie werden in Augsburg gedruckt, und es sind bereits achtzehn Bogen fertig. Am Neunzehnten vorigen Monats kam Fugger mit seinem Regiment aus Griechenland zurück, hielt sich jedoch nur ein paar Tage hier auf. Ich fuhr ihm mit Saporta und Erhard entgegen. Heute werde ich ihn in Augsburg sehen, wohin ich mit dem Eilwagen fahre. Sonst war mir dieser Winter unfruchtbar, ich habe im ganzen auch wenig gelesen. Musik war meine Hauptbeschäftigung, und ich habe mir die schönsten Arien von Gluck und Mozart für die Flöte gesetzt. Mit Pfeufer war ich viel spazieren, der Winter war ohne alle Kälte, und nur zweimal konnte ich Schlittschuh laufen. Ich kam wenig aus und fast bloß zu Schelling.

München. 16. April 1834.

Bei Schelling habe ich einen jungen Historiker namens Constantin Höfler kennen gelernt. Er hat ein Reisestipendium erhalten, und es fand sich, daß er zur selben Zeit als ich nach Italien, und zwar zuerst

nach Venedig gehen will. Wir haben daher eine gemeinschaftliche Reise verabredet, wobei ihn noch sein Bruder und ein junger Geschäftsmann namens Daxenberger, der mich ebenfalls besucht hat, begleiten wird.

München. 25. April 1834.

Morgen soll endlich die große Reise vor sich gehen; Höflers Bruder geht nicht mit, wir sind also zu drei und gedenken übermorgen in Innsbruck einzutreffen. Von meinen hiesigen Freunden, namentlich von Schellings, erhielt ich noch viele Geschenke und von allen Seiten Zeichen der Liebe und Achtung. Mein Zimmer wurde heute nicht von Besuchenden leer. Pfeufer bewies sich vor allen tätig und liebreich. Höfler ist ebenso schön als liebenswürdig, und sein Umgang läßt das Beste hoffen. Auch Daxenberger scheint ein angenehmer und bescheidener Gesellschafter. Bei Schelling mußte ich noch ein paarmal in meinen neuherausgekommenen Gedichten vorlesen, deren Exemplare bereits verteilt worden. Das letztemal waren auch die Reisegefährten gegenwärtig. Ich las den Gondolier, das Klaglied Kaiser Ottos, die Ode an Saracini,

die venetianische Idylle, und die schönsten unter meinen Ghaselen. Ein andres Mal waren drei Russen, eine Preußin und auch Montalembert gegenwärtig, worüber ich mich etwas ungebärdig bezeigte, und geflissentlich die Ode „Herrscher und Volk“ mit großem Ingrimm las. Nun aber gebe Gott sein Heil zu dieser Wanderung!

Venedig. 7. Mai 1834.

Des Abends am Zweiten dieses Monats langten wir hier an, nach einer siebentägigen fröhlichen und vom Wetter begünstigten Reise.

Florenz. 29. Mai 1834.

Am Sechzehnten dies sind wir hier angekommen, und morgen werden meine beiden Reisegefährten nach Perugia abreisen, Höfler nach Rom gehen und Daxenberger sich in Ancona nach Griechenland einschiffen. Ich habe sie hier im ganzen wenig gesehen, da wir in verschiedenen Gasthöfen wohnten; seit einer Woche habe ich eine Privatwohnung, von der ich eine recht schöne Aussicht in einen Zypressengarten und weiterhin auf die Berge von Fiesole genieße.

Wir kamen zwar bei Regenwetter hier an, das sich aber bald wieder herstellte, und so fand ich denn den hiesigen Aufenthalt so reizend wie früherhin. Die angenehme Luft, die schönen schattigen Spaziergänge, namentlich am Arno, die herrlichen Gebäude und Plätze, die auffallende Schönheit des Menschenschlags gewähren eine anmutige Befriedigung. Einen großen Teil meiner Zeit bringe ich im literarischen Kabinett von Vieussieux zu, wo man außer sehr vielen Zeitungen und Journalen auch gute Bücher findet. Den Maler Metzger besuche ich häufig.

Neapel. 29. Juli 1834.

Am Zweiten dies abends verließ ich Florenz und war den folgenden Morgen in Livorno. Das Dampfboot Il Francesco primo war bereits angekommen; doch wußte man nicht, ob es Passagiere aufnehme, da sich der König von Württemberg mit seinem zahlreichen Gefolge auf demselben befand. Endlich erhielt ich gleichwohl einen Platz.

Die Fahrt war angenehm, und ich hatte keine Spur von Seekrankheit, die Einfahrt nach Neapel nicht günstig, da ein starker Scirocco

sowohl Kap Misen und Posilipp als die gegenüberliegenden Küsten verdüsterte. Ich stieg bei Haller ab und zog sodann in die Aquila d'oro, wo ich noch jetzt wohne.

Vorgestern kam auch Daxenberger aus Rom hier an, und ich traf ihn in der Villa di Londra, wo ich gewöhnlich zu Mittag esse. Er bedauerte, den Vesuv versäumt zu haben, der vom Achtzehnten bis Einundzwanzigsten dies die prächtigsten Schauspiele zum besten gab. Die Eruption war bedeutend, und die Lava floß dergestalt von allen Seiten herab, daß der ganze Berg in Flammen zu stehen schien. Im ganzen fühle ich mich hier recht glücklich; die Seebäder, die ich täglich nehme, gewähren mir Stärkung und Genuß. Sonst habe ich von zu Hause zum Teil unangenehme Nachrichten erhalten, da meine Mutter plötzlich den Entschluß gefaßt, wieder nach Ansbach zu ziehen. Es ist mir insoferne lieb, als ihr das Münchner Klima offenbar schlecht bekam. Ich schreibe ihr jeden Sonnabend regelmäßig.

Neapel. 12. September 1834.

Heute um vier Uhr nachmittags werde ich mit dem Dampfboot Francesco primo nach

Livorno zurückreisen, um den Winter in Florenz zuzubringen. Ich kann mit meinem hiesigen, wiewohl kurzen Aufenthalte zufrieden sein. Seebäder habe ich über sechzig genommen, da ich bis vor drei Tagen gebadet und das Wetter anhaltend schön war. Gleichwohl konnte ich diesmal wahrnehmen, daß es noch etwas außer Neapel gibt, und obschon ich Freunde gefunden, so konnte mich Neapel doch nicht mehr wie früherhin fesseln. Der hiesige Aufenthalt ist sehr teuer, eine gute und bequeme Wohnung äußerst schwer zu finden, und die gänzliche literarische Abgeschlossenheit vom übrigen Europa nicht leicht zu ertragen. Ich habe daher eine große Kiste mit Büchern, worunter auch der ganze Muratori, einpacken lassen, um sie nach Florenz nachkommen zu lassen, wo ich meinen eigentlichen Sitz für die Zukunft aufschlagen will. Leider werde ich auch dort nicht lange verbleiben, da der Drang, irgend etwas aus der venetianischen Geschichte zu bearbeiten, bei mir immer stärker wird. Entweder werde ich einige Biographien auswählen oder eine Gesamthistorie bis zur Liga von Cambrai schreiben. Auch daran habe ich gedacht, ein episches Gedicht aus dem Leben Karl Zenos zu machen.

Daß ich auch dieses Mal Sizilen nicht besucht habe, ist freilich wunderlich. Es scheint mir nicht bestimmt, jene Insel [zu besuchen,] und wer weiß, ob ich je wieder nach Neapel zurückkomme. Es ist mir wenigstens, als sollte ich auf lange Zeit Abschied nehmen.

Florenz. 1. Januar 1835.

Mit dem verlaufenen Jahr kann ich insoferne wenig zufrieden sein, als ich so viel als gar nichts hervorgebracht habe. Meine Reisen waren zum Teil daran schuld. Erst in der letzten Zeit habe ich wieder einige Komödienpläne hervorgesucht oder erdacht und auch eine dazu gehörige Parabase niedergeschrieben. Hier bin ich seit 20. September des vorigen Jahres. Der Herbst war schön, der verflossene Monat aber ungewöhnlich kalt; man konnte fast nie den Kamin verlassen.

Palermo. 29. Mai 1835.

Es war gestern ein Monat, seit ich auf dem real Ferdinando hier gelandet. Das Wetter war schlecht und die Reise ungünstig, ich hatte die Seekrankheit wie fast alle. Die Ansicht Palermos von der See aus war jedoch trotz des Wetters außerordentlich schön.

Sonst ist sie in keiner Beziehung mit der von Neapel zu vergleichen. Übrigens hat man vom Monte Pellegrino, vom Pallast der Zisa und von Monreale aus schöne Ansichten der Stadt, der fruchtbaren Gegend und der kahlen Gebirge. Ein hübscher Spaziergang ist die Flora, wiewohl sie wenig Schatten gewährt. Noch viel weniger die übrigen Spaziergänge, die bloß aus Blumengärten bestehen. Ich war auch in Alcamo und besuchte von dort den Tempel von Segeste. Auch jene Gegenden zeichnen sich durch Baumlosigkeit aus, haben aber doch ihren eigenen Reiz. Überhaupt macht Sizilien den Eindruck der Neuheit. Dasselbe ist bei den Menschen der Fall; man sieht sehr viele schöne Gestalten und höchst interessante Physiognomien. Der Dialekt ist unverständlich, aber sehr reizend, wenn er rein gesprochen wird, was jedoch selten geschieht. Man hört gewöhnlich einen unangenehmen Mischmasch. Die Fremden sind beliebt und werden zuvorkommend behandelt. Die beständigen Prellereien von Neapel scheint man hier nicht zu kennen. Trägheit und gänzlicher Mangel an Kunstfleiß ist der Nationalfehler, wie die Habsucht in Neapel.

Neapel. 9. September 1835.

Ich habe diesmal Neapel nur kurze Zeit genossen; denn morgen werde ich abermals mit dem Dampfboote nach Palermo abreisen. Die Hoffnung, mich für diesen Winter in Sizilien besser beschäftigen zu können, und die herannahende Cholera, die bereits im südlichen Toskana ist und in Genua und Livorno furchtbare Verheerungen anrichtet, haben mich zu diesem Entschlusse gebracht. Eine solche Krankheit in dem schmutzigen und durch und durch übervölkerten Neapel abzuwarten, war nicht ratsam. Den Sommer habe ich im ganzen recht angenehm verbracht; doch sind die Herbstregen so frühzeitig eingetreten, daß ich nur siebenundvierzig Seebäder nehmen konnte. Seitdem ist die Witterung so häßlich und unbeständig, daß ich mehrmals unwohl war und es auch jetzt wieder bin.

Palermo. 13. Oktober 1835.

Ich befinde mich nun seit mehr als einem Monat in Palermo, und wiewohl ich in vollkommener Einsamkeit lebe, so hatte ich doch wenig Langeweile. Die Hitze war übrigens bis jetzt noch immer so groß, daß man die Reize der Umgegend wenig genießen konnte.

Cefalù. 28. Oktober 1835.

Ich entschloß mich schnell, Palermo zu verlassen, teils weil ich mit Kost und Wohnung wenig zufrieden war, teils auch weil die Bibliothek geschlossen wurde und es ohnedem hohe Zeit zum Reisen war, wenn ich es nicht auf die traurigste Jahreszeit verschieben wollte. Meine Absicht ist, den Winter oder wenigstens die Regenmonate in Syrakus zuzubringen, wohin ich mich jedoch mit aller Gemächlichkeit begebe. An meinem Geburtstage verließ ich Palermo; nie habe ich jedoch einen traurigeren verlebt. Es regnete den ganzen Tag über; ich fuhr zu Wagen nach Termini, wo ich zur Mittagszeit ankam. Der zweite Tag, den ich dort zubrachte, war leidlich, der dritte schön. Gestern reiste ich ab.

Syrakus. 13. November 1835.

Vorgestern bin ich hier angekommen, um meine Winterquartiere zu beziehen, die jedoch, wie ich fürchte, etwas langweilig oder doch unbehaglich ausfallen werden; denn man ist hier in der Tat von der ganzen Welt abgeschieden. Einen guten aber unerschwinglich teuren Gasthof mußte ich verlassen und befinde

mich nun zwar in einem andern ziemlich erträglich, aber doch keineswegs so wie ich wünschte. Ich bezahle des Tags für Wohnung und Kost acht sizilianische Taris. Diese Unterkunft verschaffte mir Don Mario Landolini, ein hiesiger Adeliger, an welchen ich einen Brief von Schulz hatte. Dieser Don Mario ist ein alter Mann von außerordentlicher Güte und Gefälligkeit, aber was den Umgang betrifft, leider ein wenig taub, und wiewohl der gelehrteste Mann in Syrakus, keineswegs frei von der allgemeinen sizilianischen Unwissenheit, wie denn dies in einem Lande, wo es weder Bücher noch Zeitungen gibt, nicht anders sein kann.

Nun etwas von meiner Reise. Ich blieb noch ein paar Tage in Calatagirone, da ich keine Ursache zur Eile hatte, wovon ich mich hier umsomehr überzeugte. Dort sah ich unter anderem noch einen ausnehmend schönen jungen Mann; als ich mich aber erkundigte, war es ein Palermitaner. Am Neunten früh reiste ich ab. Man steigt in ein sanftes und angebautes Tal hinunter und behält den Ätna zur Linken, der auf der Südseite bedeutend weniger Schnee hat oder wenigstens hatte,

denn von hier aus gesehen scheint er abermals winterlicher. Auf einem angenehmen Spazierritte gelangt man nach Palagonia, ein ziemlich trauriges Nest auf einer Anhöhe. Dort ruhte ich etwas aus und aß mit meinem kleinen Maultiertreiber zu Mittag, wobei ich jedoch in einer elenden Kneipe eine bessere Küche fand, als ich in Palermo genossen hatte. Der Weg bis Lentini ist bedeutend öder, aber gleichfalls vollkommen eben, die einzige ebene Tagereise, die ich bis jetzt in dieser gebirgigen Insel gemacht habe. Der Erdboden wird jedoch sehr sumpfig, je näher man Lentini kommt, das man schon von fern am Abhange eines Hügels liegen sieht. Der die Gegend verpestende See, an dem man vorbeikommt, ist völlig reizlos, die Lage der übrigens recht freundlichen Stadt, wenigstens die höher gelegenen Teile, ziemlich hübsch. So namentlich das am höchsten gelegene Kapuzinerkloster, wo man Felsenhügel, Schluchten und Grotten, alle dicht mit Kaktus bewachsen, übersieht. In jener Klosterkirche befindet sich ein großes Bild von Tintoretto, aber keines seiner besten, doch für Sizilien immer eine Seltenheit. Wir kamen mit untergehender

Sonne an, und ich blieb den folgenden Tag, besuchte auch einen alten Herrn namens D. Pasquale Sello, der eine hübsche Sammlung sizilianischer Münzen besitzt. Da er mir jedoch alle Stück für Stück zeigen wollte, so reichten meine Augen nicht hin und ich empfahl mich.

Den nächsten Tag, es war gerade Sankt Martin, ging es hieher. Es sind bloß vierundzwanzig Miglien; aber nie ist mir ein Weg in diesem Grade langweilig vorgekommen; er bleibt auch öde und traurig, bis man Syrakus erreicht. Das Meeresufer, das man sehr spät erreicht, ist vollends steinig und abscheulich. Sonst hat man lauter Gebirge, aber kahl und verlassen, nur hie und da kleine Oasentäler, die bebaut sind. Bloß an einigen Stellen sind mächtige Gebüsche von Mastix, der einen heftigen Geruch aushauchte, denn es war um die Mittagsstunde bedeutend heiß. Einmal warf mich auch das hochbepackte Maultier ziemlich unsanft vom Sattel; doch kam ich mit heiler Haut davon. Hier angelangt und durch die hohen Preise des Gasthofs sehr übel gestimmt, da ich einen sichern und dauernden Ruheplatz zu finden gehofft hatte, ging ich noch denselben

Abend, zerlumpt und schmutzig, wie ich war, zu D. Mario, der mich, wie gesagt, sehr liebreich empfing.

*

Dies ist der letzte Eintrag der Tagebücher. Am 22. November erkrankte Platen und starb am 5. Dezember 1835. Im Garten des Don Mario Landolina wurde er begraben.

Register

A

Adrast (Eduard Schmidtlein) XIII, 138, 139, 140, 146, 151, 152, 157, 158, 159, 161 ff., 167 ff., 178, 179, 180, 181, 182, 184, 185, 186, 188, 189, 190, 191, 193, 194, 195, 196, 199, 203, 205, 206, 209, 211, 212, 213, 216, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 240, 250, 251.
Alfieri 146.
Ariost 152, 362.
Aristophanes 338.
Armstrong 181.

B

Baggesen 167.
Bandel XIV, 346, 347, 349, 351.
Bellini, Giovanni 309.
Benecke 249.
Bensen 220, 232, 236.
Bernhardt 87.
Biot 289.
Blum 148.
Boccacio 82.
Boisserée 332.
Boisseson, Euphrasie von 21, 26.
Botazzi 348, 349.
Brandenstein, siehe Federigo.
Brendel 132, 185.
Brockhaus 269.
Brubacher 284.
Bruchmann 273, 275, 277.
Bülow 237, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 246, 247, 248, 250, 251, 255, 257, 260, 269.
Bunsen XIV, 365, 369.
Butler 198.
Butters 303.
Byron 330.

C

Calderon 152, 167, 252, 292, 319.
Camoëns 126, 230.
Campagna 309.
Cardenio (Hoffmann) 268, 269, 271, 272, 278, 279, 280, 281, 282.
Cäsar 14, 177.
de Cerjat 329, 330.
Chiabrera 230.
Christen 317, 318.
Christus 142.
Corday 256.
Cotta 334, 339, 343, 349, 375, 376.
Cowper 198.
Cüstin 349.
Cuvier 289.

D

Dall' Armi 249, 251.
Dannecker 332.
Daxenberger 377, 378, 380.
Delille 115, 181.
Döderlein XIV, 232, 236, 324.
Döllinger, d. ä. 131.
Döllinger, Ignaz, d. j. XIII, 137, 139, 141, 142, 145, 162, 167, 179, 182, 188, 223, 226, 286.
Donner 237.

E

Egloffstein, Aug. Freiherr von 295, 297, 299.
Erhard 376.
Elsperger XIV, 287.
Engelhardt IX, 231, 232, 234, 236, 237, 255, 256, 267, 271, 272, 286, 288, 300, 301, 302, 306, 322, 323, 325, 326, 327.
Euripides 140.
van Eyck 313.

F

Fabri 202, 244.
Federigo (Friedrich von Brandenstein) 26, 28, 29, 32, 33, 34, 35, 45, 51, 53, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 79, 80, 81, 83, 92, 105, 106, 109, 120, 125, 129, 138, 145, 146, 318, 338.
Feuerbach 297, 314, 315.
Fouqué 111.
Freyberg 100, 315.

Fries 345.
Frizzoni 363, 364, 366, 371.
Fugger, Fritz, Graf von 6, 111, 112, 239, 241, 242, 243, 251, 269, 279, 320, 364, 374, 376.
Fugger, Joseph, Graf von 6.

G

Gall 318.
Gay-Lussac 289.
Gemmingen 39.
German (Jonathan) 336, 337, 339, 340, 352, 355.
Giorgione 345.
Glaser 228.
Gluck 376.
Gombart 86, 87.
Goethe XIV, 5, 211, 242, 251, 252, 253, 258, 266, 267, 279, 291, 318.
— Diwan 253, 261.
— Faust 283.
— Tasso 17, 259.
— Werther 22, 23.
Gresset 115.
Gries 252, 254, 332.
Gruber, Max von 6, 128, 132, 133, 134, 181, 182, 188, 192, 200, 204, 221, 222, 225, 226, 251, 252, 254.
Gründler 198, 207, 228.
Guarini 52.
Gumppenberg 55, 111.
Gündel 351, 352, 362, 363, 364.

H

Hafis 249, 250, 263, 287.
Hafner 231.
Haller 380.
Hammer 266, 275.
Hasse 350.
Haug 59.
Helvetius 265.
Hennequin 23.
Herder 210, 296.
Herder, Frau von 296.
Hermann XIV, 272, 286, 287, 294, 303, 305, 319, 324, 327.
Henke 221.
v. Heyden 208, 211, 224, 226.
Heyder 235, 256, 257.
Himly 347.
Hodes 297.
Hoffmann siehe Cardenio.
Höfler 376, 377, 378.

Homer 14, 99, 103, 115, 116, 266, 348.
Horaz 115, 116, 126, 177.
Hornstein, Wilhelm von 53, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 66, 68, 69, 70, 72 ff.
Huber, Therese 296.
Hufeland 167.
Hume 103.
Huschberg 202.

J

Jacobs 6, 7, 8, 21.
Imsland 225.
Innocenz 359.
Jonathan siehe German.
Issel 24, 25.

K

Kandler 66.
Kanne 232.
Kapp 303, 327.
Kastner 236, 259, 260.
Kernell 291, 294, 297, 298, 299, 300, 301.
Keßling 127.
Kleinschrod 148, 314, 315.
Klopstock 43, 177.
Knebel 252, 254.
Knöbel 285, 286.
Kölle 313, 314, 317.
Könitz 318.
Kopisch XIV, 351, 352, 353, 356, 357.
Körner 209.
Kotzebue 292.
Krieger 282, 284.
Kunz 235.
Kürzinger 27.

L

Landolini 386, 389.
La Place 289.
La Rochefoucauld 115.
Lauter 332.
Lechner 228.
Leffler 287.
Leistner 130.
Leo 286.
Lessing 43.
Leupoldt 201.
Liebeskind, Adalbert 6, 24.
Liebeskind, Madame 117.
Liebig XIII, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 282, 283, 287, 288, 301, 338.
Ligne, Prinz von 229.
Lindenfels, Frau von 94.

Livius 177.
Lodron 145.
Lope de Vega 292.
Lüder XIII, 6, 25, 108, 110, 121, 127, 265.
Ludwig XVIII., König von Frankreich 31.
Ludwig I., König von Bayern 284, 333, 334, 350.
Luigi 342, 343.
Luther 144.

M

Mailer 24, 32.
Maillot 39.
Massenbach 18, 157, 158, 163, 164, 165, 176, 223, 295.
Masson 325.
Matthison 332.
Max I. Joseph, König von Bayern 23, 118, 127, 129, 298.
Mehmel 289.
Merck 287.
Mercy d'Argenteau, Graf 17, 18, 19, 20, 23, 26, 119, 212, 337.
Metzger 360, 379.
Meusel 202.
Meyer, August 229, 249, 318.
Michelangelo 345, 346.
Mieg 132, 135, 145, 166.
Montalembert 378.
Montesquieu 188.
Morell 135.
Mozart 376.
Müller, Johannes 329.
Münster 295.
Muratori 381.

N

Näff 88.
Nägeli 87.
Napoleon 9, 29, 31, 40, 317.
Nees 167.
Nibelungenlied 320.

O

Oehlenschläger 167, 322.
Omeis 220, 221.
Ortenburg 201.
Oertzen 201.
Osann 232.
Ossian 112.
Oettingen-Wallerstein, Prinz von 18, 19.
Otto, Frau von 295.
Ovid 14, 36.

P

Palladio 306.
Palma Vecchio 308, 309.
Perglas 26, 30, 31, 38, 47, 50, 226.
Pfaff 202, 236, 325, 327.
Pfeiffer 232, 236, 286, 350.
Pfeufer IX, XIV, 375, 376, 377.
Pieri, Gräfin 367.
Pindar 198.
Piombo, Sebastiano del 309, 344.
Piron 28.
Platens Eltern 1, 2, 3, 5, 6, 48, 93, 321, 371, 375, 380.
Plutarch 28.
Poißl, von 315, 316, 335.
Pram 167.
Prinzing 251.
Puchta XIV, 301, 305, 306, 320, 322, 327, 339, 350.

R

Raffael 313.
Ranke XIV, 369.
Rau 132, 148, 217, 232.
Rauch 369.
Richter, Jean Paul Friedrich XIV, 43, 210, 291, 295, 333.
— seine Frau 295, 296.
Romani 349.
Rotenhan, Hermann von XIV, 198, 199, 205, 206, 207, 208, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 218, 219, 220, 235, 240.
Rubens 313.
Rückert XIV, 258, 269, 291, 333.
Rudel, Frl. 305.
Rumohr, von XIV, 360, 363, 364, 365, 366, 373.

S

Sallust 14, 104.
Salvetti, Angelo 373, 374.
Saporta 55, 376.
Schaden 9, 117.
Schäfer 287.
Schelling XIII, 232, 233, 235, 254, 257, 271, 272, 284, 285, 286, 289, 290, 291, 292, 294, 306, 323, 325, 327, 333, 334, 337, 338, 376, 377.
Schelling, Frau von 236.

Schelling, Medizinalrat 332.
Schieber 314.
Schiller 7, 43, 51, 149, 211.
— Wallenstein 13.
— Der Pilgrim 27.
Schlegel, Gebrüder 111, 142, 167, 254.
Schlett 124.
Schlichtegroll XIII, 25, 145, 149.
Schmidtlein siehe Adrast.
Schrag 257, 269.
Schmiedel 220.
Schneider 41, 44.
Schnizlein, Friedr. XIII, 6, 25, 38, 56, 57, 60, 62, 64, 65, 69, 73, 92, 108, 114, 143, 314, 318.
Schönbrunn 47.
Schoen 332.
Schubert XIII, 220, 232, 236, 306, 372.
Schulz 386.
Schwab XIV, 332, 334.
Schwarz 23, 24, 49.
Schwenck 366.
Selling 237, 286, 287.
Sello 388.
Semler 351, 352.
Seyfried 318.
Shakespeare 198, 230, 292.
Sizzo 72.
Sophokles 292.
Spenser 198.
Sprety 314.
Stachelhausen, von 298, 299, 303, 305.
Städler 347.
Stael, Frau von 329.
Stahl XIV, 228, 229, 315.
Stein, Frl. von 296.
Streiter 223.
Stuntz XIV, 314, 315, 316.
Stuntz, Electrine 314.
Stürler 331.

T

Tacitus 140.
Tasso 115, 161, 252, 362.
Tausch 13.
Tausend und eine Nacht 366.
Testament, Neues 305.
Therese, Königin von Bayern 334.
Thiersch XIV, 315.
Thorbecke 249.
Tieck 226.
Tintoretto 387.

Tizian 309, 311.
Tschamarin 33, 41, 44.

U

Uhland 332.
Umbreit 266.

V

Verger 163, 223, 225.
Vergil 36, 177.
Veronese 309.
Vieussieux 379.
Vogler 9.
Voß XIV, 266.

W

Wagner 133, 134, 148, 149, 178, 188, 189, 208, 211, 220, 225.
Waiblinger XIV, 346, 349, 357.
Weber, Hauptmann 44.
Weber, Carl Maria von 209.
Weinmüller 323.
Weishaupt 113, 130.
Weiß 331.
Weiße, Chr. Fr. 2.
Welden 296.
Werneck 2.
Wesselhöft 253.
Wiebeking 25.
Wippert 300, 301.
Wolf 282.

X

Xenophon 14.
Xylander, XIII. 6, 10, 21, 71, 119, 120.

Z

Zech 43.
Zoller 37.
Zschokke 88.
Zu Rhein 226.
Zwanziger 224, 225.

Register der Dichtungen Platens

A

Abbassiden (= Assur und Assad) 367, 369, 370, 373.
Amerika 192.
Am Grabe Kernells 300.
An Bülow 245.
An das deutsche Volk 52.
An den Dicher der Renata 209.
An den Schlaf (= „Schlummer, deine sel'ge Macht") 176.
An die neue Schule 123.
An einen Ultra 370.
An Ludwig XVIII. 40.

B

Bekenntnis 52.
Belagerung von Bonifazio 372.
Moralische Betrachtungen 52.
Die Bildhauer 321.
Briefwechsel zwischen einem Berliner und einem Deutschen 375.

D

„Der Hoffnung Schaumgebäude bricht zusammen" 284.
„Die alte Glut, was kann sie frommen" 170.

E

Einladung nach der Insel Palmaria 363.
Elegie 45.
Epigramme 368, 369, 370, 371, 372.
Episteln 52.
Epistel an Gruber 123.
„Erforsche mein Geheimnis nie" 215.

F

Das Fischermädchen in Burano 375, 378.
Florenz (Ode) 343.

G

Gambacorti und Gualandi 372.
Geschichtliche Arbeiten 371, 372, 381.
Ghaselen 235, 237, 240, 250, 251, 252, 266, 281, 288, 299, 378.
Der alte Gondolier, 375, 377.
Die Grotten von Arcy 52.
Gründung Karthagos 372.

H

Herrscher und Volk 370, 378.
Hymne an die Brüder Frizzoni 371.
Hymne an den Kronprinzen 371.
Hymne der Genien 123.

J

„Jahre schwanden, dieser Busen" 288.
Idyllen 375.
Iphigenia 358.

K

Klagelied Kaiser Ottos 375, 377.

L

Leiden eines dramatischen Dichters 321.
Liga von Cambrai 372.
Lyrische Blätter 254, 258.

M

Marats Tod 206.
Maria Stuart und Lady Bothwell 42, 52.

N

Geistliches Nachspiel s. Sieg der Gläubigen.

O

Oden 346, 369, 371.
Ode an Franz II. 370.
Ode an den König Ludwig I. 333, 334.
Ode an Kopisch 355.
Ode an Saracini 377.
Ode an Wilhelm Genth 372.
Ode an einen deutschen Staat 372.

Romantischer Ödipus 358, 362, 363.
Odoaker 129, 132, 215.

P

Pan und Apollo 340, 343.
Der gläserne Pantoffel 293, 295, 297, 324.
Philemons Tod 375.
Polenlieder 370, 371.

Q

Die Quelle (= Das Wort der Najade) 116, 123.

R

Reich der Geister 372.

S

Schatz des Rhampsinit 302, 303, 305, 315, 316, 335.
Vermischte Schriften 257. 272.
„Sei getrost und lächle wieder" 171.
Sieg der Gläubigen 127, 129 f., 132.
Sonette 281, 287.
Venetianische Sonette 308, 311, 316, 320.
Sonett über den Tod des Pindar 336.
Spiegel des Hafis 251, 255, 258.

T

Das Theater als Nationalinstitut betrachtet 421.
Treue um Treue 321, 322, 323, 324, 332, 335.
Trinklied in Bajä 371.
Tristan und Isolde 343, 350, 358.
Turm mit 7 Pforten 320, 335.

V

Verhängnisvolle Gabel 338, 350, 355, 360, 363, 365.
Vermächtnis der sterbenden Polen 371.

W

„Wann des Gottes letzter, milder" (= Von der Brechenspitz) 123.
„Was ich tue" 61.
„Wenn ich auch verliebter Qualen" 162.
Widerruf 123.

Herrose & Ziemsen, Wittenberg.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET